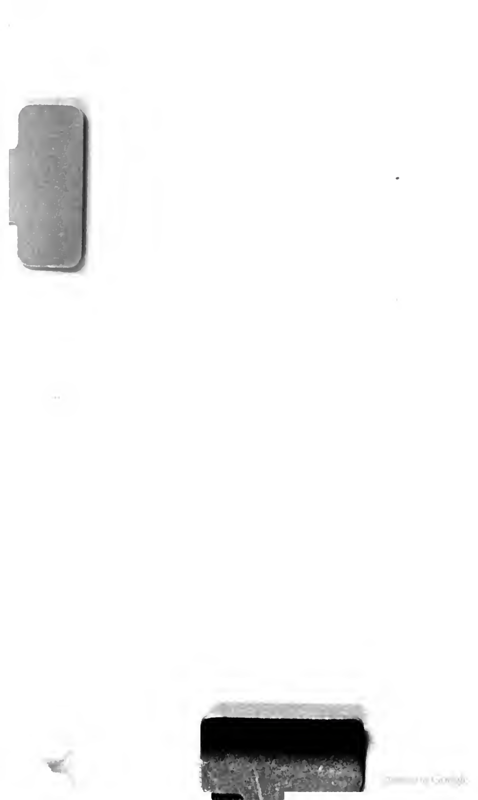






Geschichte

des

Preußischen Staats

bis zum

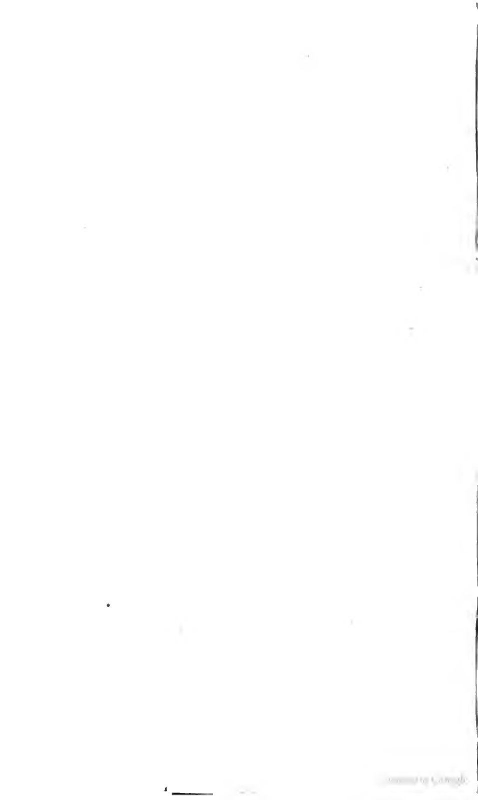
Regierungs-Antritt Friedrichs des Großen

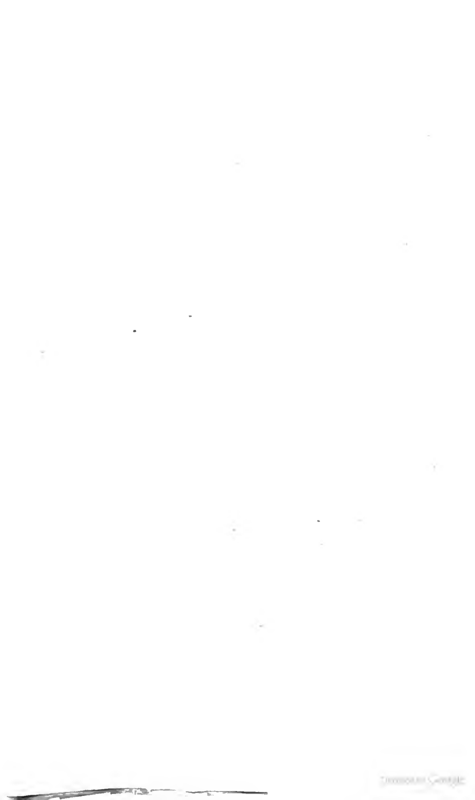
von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Erster Band.
1411—1688.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1867.





Geschichte

des

Preußischen Staats

von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Erste Abtheilung.
Bis zum Regierungs-Antritt Friedrichs des Großen.

Erster Band.
1411—1688.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1867.

Geschichte

des

Preußischen Staats

bis zum

Regierungs-Antritt Friedrichs des Großen

von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Erster Band.
1411–1688.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1867.

Herrn Fritz Reuter

dem

deutschen Volksdichter

zugeeignet

vom

Verfasser.



V

Verehrter Herr!

Als Zeichen der Dankbarkeit für tausend genußreiche Stunden widme ich Ihnen diese Erzählung der preußischen Geschichte. Nehmen Sie das Buch freundlich an, und wenn dasselbe im Stande ist Ihre Theilnahme insoweit zu fesseln, daß Sie es bis zu Ende lesen, so darf ich hoffen, daß der Zweck, den ich im Auge hatte, auch bei Andern erreicht werden wird.

Ohne auf historische Gelehrsamkeit Anspruch zu machen, war ich bemüht die in so vieler Beziehung unvergleichliche Geschichte unsers Vaterlandes schlicht und einfach zu erzählen. Es werden sich noch gar Viele an einer solchen Aufgabe versuchen müssen, bis dieselbe in genügender Weise gelöst wird, denn die Möglichkeit, preußische Geschichte zu schreiben, ist überhaupt erst seit

1848 vorhanden. Wurde doch noch im Jahre 1840 dem würdigen Rödenbeck durch den Censor verboten, das Testament des großen Kurfürsten abdrucken zu lassen.

Die Materialien zu meiner Arbeit bot mir die besonders für die ältere brandenburgische Geschichte sehr reich ausgestattete Breslauer Bibliothek dar, welche auf diesem Gebiete kaum hinter der königlichen Bibliothek in Berlin zurücksteht. Eine Nachweisung der einzelnen benutzten Schriften habe ich mit gutem Bedachte nur da beigebracht, wo der Leser vielleicht ausführlichere Nachrichten wünschen könnte, als der Plan meiner Erzählung aufzunehmen gestattete, oder auch da, wo eine von andern noch nicht benutzte Quelle gebraucht, oder eine Stelle anders ausgelegt wurde, als es bisher geschehen.

Anfangs war es meine Absicht, die Erzählung erst mit dem Jahre 1640 zu beginnen, weil von einem preußischen Staate vor den Zeiten des großen Kurfürsten überhaupt nicht die Rede sein kann. Eine ganz kurzgefaßte Uebersicht der vorangehenden Begebenheiten sollte als Einleitung dienen.

Ob es wohlgethan war, von diesem Plane wieder abzugehn und auch die Zeiten der ersten Hohenzollernschen Kurfürsten etwas ausführlicher zu beschreiben, das mögen Sie selbst beurtheilen.

Die Kinderjahre des preußischen Staates reichen bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Jede Schilderung derselben muß um deswillen von geringerem Interesse sein, weil die Brandenburger nicht minder als ihre deutschen Mitfürsten nur schlecht die beiden Jahrhunderte benutzt haben, während deren sie sich für die Theilnahme an den großen Welthändeln hätten vorbereiten sollen.

Der Jammer und das Elend des gewaltigen Religionskrieges, von dessen unheilvollen Wechselfällen kaum ein Land schwerer betroffen wurde, als die Mark Brandenburg, bildete alsdann den Anfang der strengen Schule, in welcher das Volk ein ganzes Jahrhundert lang das Versäumte nachzuholen hatte.

Unter des großen Kurfürsten und seines Enkelsohnes harter Zucht wurden die Heldenschaaren gebildet, die Friedrichs Schlachten schlugen und die Welt mit ihrem Ruhm erfüllten.

Auf seltsam verschlungenen Wegen, oft scheinbar weit rückwärts, in der That aber immer vorwärts schreitend, eilt seitdem der Staat seiner großen Zukunft entgegen.

Die wunderbaren, für Freunde und Feinde gleich überraschenden Erfolge des letzten Krieges haben das Ziel, dem wir nachstreben, in greifbare Nähe gerückt.

Wenn der sittliche Ernst, mit welchem unser Volk

in Waffen, seine äußeren Feinde niederwarf, auch im Innern des Staates sich mächtig erweist, und Preußen das Banner religiöser und politischer Freiheit entfaltet, dann wird, so Gott will, in nicht ferner Zeit das geeinigte Deutschland die Stelle einnehmen, die ihm unter den Völkern Europas gebührt.

Von dieser Zuversicht war ich bei meiner Arbeit erfüllt. Möge es gelingen, dieselbe Zuversicht auch Andern einzuflößen.

Breslau im Januar 1867.



Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Der Norden von Deutschland gewährte noch im späteren Mittelalter hinreichenden Raum für eine größere Staatenbildung. Wie in einem Urwalde konnten Ansiedler, nach Ausrottung der slavischen Stämme den Boden für deutsche Cultur empfänglich machen, während im Süden die höher gebildeten, geistlichen und weltlichen Gebiete sich ihre Selbstständigkeit nicht hätten nehmen lassen. So wurde es möglich, daß aus der Mark Brandenburg einer von den fünf mächtigen Staaten erwachsen konnte, welche gegenwärtig Europa's Schicksale lenken. Von diesen Großmächten sind England, Rußland und Frankreich in natürliche Grenzen eingeschlossen. Theils eigenthümliche Sprache der Bewohner, theils Meere, Ströme und Gebirge trennen ihre Gebiete von den Nachbaren. Großbritanniens Inselgruppe zeichnet sich

in festen Umrissen auf der Landkarte ab; und wenn Frankreich durch die Raubzüge Ludwig des Vierzehnten einen Theil deutschen Bodens an sich zu reißen wußte, wenn Rußland in den Ostseeprovinzen über deutsch-redende Menschen herrscht, so trägt unseres Vaterlandes Schwäche und Zerrissenheit allein die Schuld, daß das Verlorene bis heut nicht zurückgewonnen ward.

Die beiden noch übrigen Großstaaten, Oesterreich und Preußen entbehren der natürlichen Grenzen.

Die habsburgische Macht hat sich großen Theils auf friedlichem Wege im Südosten von Deutschland ausgebreitet. Durch den Glanz der Kaiserkrone und der von der Kirche verliehenen, an Ungarns Krone haftenden, apostolischen Majestät hoch erhoben, schien im sechszehnten Jahrhundert das spanisch-österreichische Haus zur Weltmonarchie sich gestalten zu wollen, und deutsche Fürsten, welche kühn genug waren, dem übermächtigen Carl dem Fünften sich zu widersetzen, büßten ihr Beginnen mit der Freiheit, fast mit dem Leben.

Aber wie in allen menschlichen Dingen folgte auch hier auf die höchste Erhebung der Verfall. Die Reformation der Kirche wurde zugleich eine Reformation des Staates, als die Anhänger der neuen Lehre sich zum Widerstande gegen die höchste geistliche und weltliche Gewalt ermannten. Die deutschen Fürsten erlangten eine Selbstständigkeit, welche den Zusam-

menhang des Reiches lockern und allmählich zerreißen mußte.

Wer die Führung der deutschen Protestanten übernehmen würde, schien lange zweifelhaft, bis eine wunderbare Verkettung von Umständen zu Gunsten der brandenburgischen Kurfürsten entschied. Sachsen, die Wiege des Lutherthums, ursprünglich an die Spitze der Bewegung berufen, verlor durch übereifrige Parteinahme gegen das reformirte Bekenntniß und durch unkluge Politik seinen Einfluß. Den pfälzischen Kurfürsten hatte die vorwitzige Annahme der böhmischen Königskrone in's Verderben gestürzt. Das braunschweigische Haus war durch Erbtheilungen geschwächt. Brandenburg dagegen schritt bei stetiger Vergrößerung seines Gebietes unaufhaltsam vorwärts. Das weltlich gewordene Ordensland Preußen und die cleveschen Erwerbungen im Westen wußte Kurfürst Friedrich Wilhelm unter den ungünstigsten Umständen zu solcher Machtentfaltung zu benutzen, daß ihm allein die Reformirten es zu danken hatten, wenn im westphälischen Frieden ihr Anspruch auf Rechtsgleichheit anerkannt wurde. Seitdem blieb bei den Hohenzollern das Schirmherrenamt über alle Protestanten auf dem Festlande Europa's, und es wurde ihr Beruf, die höchsten Güter des Menschen, religiöse und politische Freiheit zu schützen.

Wir werden zu betrachten haben, auf welchen Wegen Preußen seiner hohen Bestimmung entgegenschreitet. Die große Klarheit, mit welcher unserem Vaterlande seine Aufgabe vorgezeichnet ist, verleiht der Geschichte desselben ein so hervorragendes Interesse.

Klein und unbedeutend sind die Anfänge des Staats.

Die Mark Brandenburg bildete den Kern, an den sich von allen Seiten die einzelnen Erwerbungen anschlossen, aus welchen allmählich ein Reich von europäischer Bedeutung erwuchs. In den Ebenen zwischen Weser, Elbe und Oder hatten die germanischen Ureinwohner zu den Zeiten der großen Völkerwanderung den slavischen Wenden weichen müssen. Karl der Große machte dieselben zinspflichtig und setzte Markgrafen an ihre Grenzen. Des Kaisers schwache Nachfolger vermochten jedoch nicht, sich daselbst zu behaupten, und erst Heinrich I. eroberte die Slavenfeste Brandenburg. Sein Sohn, Otto der Große, errichtete auf dem linken Elbufer, dem Einflusse der Havel gegenüber die Nordmark, mit den alten Festen Werben, Arneburg, Tangermünde und Salzwedel, aber es bedurfte noch langer Kämpfe, bis von hier aus das Land zu einem deutschen und christlichen gemacht werden konnte.

Bis in's zwölfte Jahrhundert sind Namen und Geschlechter der Markgrafen fast gänzlich aus dem Gedächtniß der Menschen verlöscht. Selbst darüber fehlt die Gewißheit, auf welche Weise die ascanischen Fürsten aus dem Hause Ballenstädt in Besitz der Herrschaft gelangten. Albrecht der Bär, dessen Namen die Sage mit der Gründung Berlins in Zusammenhang bringt, regierte seit 1134. Fast zweihundert Jahre lang blieb die markgräfliche Würde bei seinem Hause, und ungeachtet diese Ascanier nach damaliger Sitte den durch Eroberung und Verträge erweiterten Besitz unter ihre Söhne theilten, so hielten die Brüder dennoch stets treu zusammen und brachten durch kluges und tapferes Benehmen ihr Land zu Ansehen und Ehre im deutschen Reiche. Städte wurden gegründet, durch Colonisten der Anbau des Bodens verbessert, und neue Erwerbszweige eingeführt. Schon seit dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts nahm der älteste von ihnen jedesmal den Kurfürstentitel in Anspruch. Waldemar, der letzte dieser ascanischen Markgrafen, starb 1319 kinderlos, und bald nach ihm 1620 sein Neffe Heinrich, der letzte männliche Sproß des einst so zahlreichen und kräftigen Geschlechtes. Die Blüthe und der Wohlstand der Mark sank mit diesem edlen Fürstenhause zugleich dahin. Von allen Seiten stürzten sich gierige Nach=

baren auf die herrenlose Erbschaft. Sachsen, Anhalt, Pommern, Mecklenburg, Böhmen und der Bischof von Magdeburg wollten Theile der Verlassenschaft an sich reißen. Die Verwirrung noch zu vermehren, traten die beiden Gegenkaiser Ludwig der Baier und Carl von Luxemburg mit Ansprüchen auf die Mark hervor. Ludwig erklärte nach seinem Siege bei Mühldorf 1322 die Mark für ein eröffnetes Lehen und verlieh dieselbe 1323 auf dem Reichstage zu Nürnberg seinem achtjährigen Sohne Ludwig, ungeachtet er dem Könige von Böhmen bereits früher die Belehnung zugesagt hatte. Gegen dies eigenmächtige Verfahren erhoben Frankreich und der Papst Einspruch, und Ludwig der Bayer und sein Sohn wurden in den Bann gethan. Auf Anstiften des Papstes fiel der Bischof von Magdeburg von Westen, und Polen und Litthauer fielen von Osten her in die Mark und verwüsteten das Land, welches zum Tummelplatz für die Kämpfe der Luxemburger und Wittelsbacher ausersehen schien. Das mächtige Rittergeschlecht der Quitzow's übte ein förmliches Räuberregiment in Mitten der allgemeinen Verwirrung. Sehnsüchtig gedachte das geplagte Volk der ascanischen, goldenen Zeiten. Da war es erklärlich, daß die räthselhafte Erscheinung eines falschen Waldemar, 1348, der nach achtundzwanzig Jahren aus fremden Landen zurückgekehrt sein wollte, vielfach Glauben fand. Eine große An=

zahl von Fürsten, Städten und Rittern erkannten den vom Tode erstandenen Markgrafen an. Selbst der Kaiser ertheilte ihm, wohl aus Haß gegen die Baiern, die Belehnung mit der Mark, ließ ihn aber später dennoch für einen Betrüger erklären. Gegenüber so vielen auf ihn einstürmenden Widerwärtigkeiten vermochte Kurfürst Ludwig sich nicht zu behaupten. Er entsagte der Regierung zu Gunsten seiner Brüder. Von diesen wurde der letzte, Otto mit Namen, gezwungen, seine Rechte an den Sohn des Kaisers abzutreten, und Carl IV. regierte nunmehr als Vater und Vormund mit besonnener Kraft das Land und suchte einen Theil des Unheils gut zu machen, welches die bairischen Markgrafen verschuldet. Leider starb er schon 1378.

Sein Sohn Wenzel, bereits zum römischen Könige gewählt, erbte Böhmen und Schlesien, während die Mark an den Bruder desselben, König Siegismund von Ungarn und Böhmen fiel. In Ofen residirend, kümmerte er sich nur wenig um das ferngelegene, arme Land. Er verpfändete dasselbe sogar bei seiner beständigen Geldverlegenheit an die Herzöge Jobst und Procop von Mähren, und die Neumark an den deutschen Orden. Die Pfandinhaber kümmerten sich um das Wohl des Landes gar nicht, sondern suchten nur Geld aus demselben zu erpressen.

Ungestört durften wieder die Quitzow's, Rochow's und Alvensleben mit ihren Raubgenossen ihr Wesen treiben. Immer höher steigerte sich die Noth und das Elend der Marken, bis Jobst 1411 mit Tode abging. Da sein Bruder Prokop schon 1405 von Siegismund treuloser Weise durch Hunger im Gefängnisse bei Seite geschafft war, so nahm der inzwischen zum Kaiser erwählte König von Ungarn nunmehr unbestritten als Kurfürst von der Mark Brandenburg Besitz. Die nach Berlin zusammenberufenen Abgesandten der Städte und des Adels erkannten den neuen Herrscher an, und dieser forderte sie auf, ihm in seiner Residenz Ofen durch gewählte Vertreter den Huldigungseid zu leisten. Die Städte schickten jede einige Mitglieder des Rathes. Vom Adel gehorchte aber Niemand als der Erblandmarschall Gans Edler zu Putlitz. In der ungarischen Hauptstadt traf die Gesandtschaft den König. Nach geleisteter Huldigung erhoben sie Klage über den schlimmen Zustand des Landes und über die Verwüstungen und Gewaltthaten, die von der Raubritterschaft verübt wurden. Siegismund erwiederte, daß er als Kaiser zuviel mit der Sorge für das Reich und mit den Spaltungen in der Kirche zu thun habe, um ihnen selbst zu Hilfe zu kommen, doch wolle er ihnen in der Person des Burggrafen Friedrich von Nürnberg einen Mann

als Statthalter schicken, der ganz geeignet sei, die verwahrlosten Zustände der Marken in Ordnung zu bringen. „Des waren die Räthe gar sehr erfreut, und war es ihnen eine gute Zuversicht. Also schieden sie gütlich von dem Könige und kamen fröhlich zu Lande.“ —

Zweites Kapitel.

Markgraf Friedrich, erster Kurfürst aus dem Hause Zollern.

Der Burggraf Friedrich, dessen Name den bedrängten Abgeordneten der Mark Brandenburg so tröstlich in's Ohr klang, gehörte dem alten schwäbischen Grafengeschlechte der Zollern an. Burchard, der Ahnherr des Hauses, wird bereits 1061 in Urkunden erwähnt. Er war der Urgroßvater des ersten zollernschen Burggrafen von Nürnberg, welcher von Friedrich, einem der jüngern Söhne Burchard's, abstammte und mit dem Besitz der Stammburg Zollern auch den alten Familiennamen auf seine Nachkommen vererbte.

Wir finden die zollernschen Grafen in nächster Um-

gebung der hohenstaufischen Kaiser als deren vertrauteste Räthe. Die ausgedehnten, durch feste Burgen geschützten Familiengüter im schwäbischen Kreise trugen zur Erhöhung ihres Ansehens bei.

Friedrich III., der als Burggraf von Nürnberg Friedrich I. genannt zu werden pflegt, ist derjenige, welcher von den noch jetzt bestehenden beiden hohenzollernschen Linien als ihr gemeinschaftlicher Stammvater betrachtet wird, und auf ihn ist der Ursprung der europäischen Bedeutung zurückzuführen, welche dies Regentenhaus später erlangt hat.

Die fränkischen und hohenstaufischen Kaiser besaßen in der Gegend von Nürnberg viele Erb- und Reichsgüter, über welche die Burggrafen als erste Beamte gesetzt waren. Neben ihnen stand der kaiserliche Schenk dem Finanzwesen, der kaiserliche Oberforstmeister den Reichswaldungen vor. Die Burggrafen waren keinem andern Fürsten untergeordnet, sondern als Reichsvasallen trugen sie ihr Amt, das anfangs mit keinem bestimmten Landbesitz verbunden war, unmittelbar vom Kaiser zu Lehen. Verschiedene Hoheits- und Zollgerechtigkeiten, welche ihnen die Stadt Nürnberg von Alters her zugestanden hatte, kaufte der Rath daselbst allmählich ab, und seit 1427 war die Burggrafschaft, in Bezug auf Nürnberg, eigentlich nur noch ein Titel.

Die österreichischen Grafen von Razach, auch Raabs

genannt, waren von Heinrich IV. mit der Burggrafschaft von Nürnberg beliehen worden. Die Erbtochter dieses Hauses vermählte sich mit Friedrich von Zollern, welcher auf diese Weise die Familiengüter der Raabs erwarb, während das Reichsamt selbst ihm durch besondere Belehnung von den Hohenstaufen übertragen wurde, denn das Burggrafenthum war wie gesagt von dem Landbesitz ganz unabhängig, obgleich auch dieser mit dem Namen Burggrafschaft bezeichnet zu werden pflegte. Durch Erbschaften, durch gute Wirthschaft und zeitgemäße Ankäufe waren diese Hausgüter zu einem beträchtlichen Umfange angewachsen. Große fruchtbare Landstrecken, mit den Städten Culmbach und Bayreuth, hatte dem Grafen Friedrich III. dessen Gemahlin, Erbtochter der Grafen von Meran, zugebracht.

Die Nachkommen Friedrich's I. theilten sich in eine schwäbische und eine fränkische Linie, aus welcher letztern derjenige Burggraf stammte, den wir an König Siegismund's Hofe fanden. Diese beiden Linien des hohenzollernschen Hauses hatten bereits 1341 sich zur Errichtung eines gemeinschaftlichen Hausgesetzes geeinigt, welches die merkwürdige und folgenreiche Bestimmung enthält, daß zu Landesveräußerungen nicht nur die Einwilligung der nächsten Agnaten, sondern auch der Häupter der anderen Linien erforderlich sei, und daß denselben ein Vorkaufsrecht zustehen solle. In allen

diesen Verhältnissen spricht sich bereits der haushälterische, ruhig verständige Sinn aus, welcher bis auf unsere Tage den meisten Regenten dieses Geschlechts innegewohnt und nicht wenig dazu beigetragen hat, daß aus so kleinen Anfängen allmählich der Preußische Staat erwachsen konnte.

Die besonnene Art und Weise, in welcher die Hohenzollern ihre eigenen Angelegenheiten verwalteten, mochte sie von jeher den deutschen Kaisern, den Hohenstaufen sowohl wie den Habsburgern, als geeignete Räthe und Gehilfen erscheinen lassen. Schon Friedrich Barbarossa hatte Grafen von Zollern an seinem Hofe; den Kaiser Friedrich II. begleitete der Burggraf Conrad auf allen seinen Zügen und folgte ihm nach Italien und Sicilien. Zu Rudolph von Habsburg's Erhebung auf den Kaiserthron hat die Empfehlung und Unterstützung seines Verwandten, des Grafen Albrecht von Hohenzollern-Hohenberg, nicht wenig beigetragen. Auch bei den Luxemburgern genossen die Burggrafen des größten Ansehens. König Siegismund entbot 1409 Friedrich VI. zu sich nach Ungarn, um ihm behilflich zu sein, eine Empörung seiner Vasallen zu unterdrücken. Friedrich, welcher sich zur Partei des Kaiser Ruprecht gehalten, folgte mit dessen Genehmigung dem Rufe des Königs, und so sehr entsprach er den von ihm gehegten Erwartungen, daß Siegis-

mund ihn nicht nur mit einem Gehalte von 4000 Gulden [1]) zu seinem Rathe ernannte, sondern ihm auch für geleistete Dienste 20,000 Gulden zwar nicht gab, aber doch versprach, und dem vorsichtigen Grafen dafür viele Städte und Güter in Ungarn zum Pfand verschreiben mußte. Im Ganzen soll Friedrich sich in Ungarn mehr als 80,000 Gulden erworben haben.

Noch wichtigere Dienste aber, als in diesen ungarischen Fehden, leistete Friedrich dem Könige bei dessen Kaiserwahl.

In jener verhängnißvollen Zeit stritten drei Päpste und drei Kaiser um die geistliche und weltliche Herrschaft in der Christenheit. Nachdem König Wenzel's Absetzung ausgesprochen und Ruprecht von der Pfalz zum Gegenkaiser erwählt war, blieben Siegismund's Gedanken nur darauf gerichtet, die Krone bei dem Luxemburgischen Hause zu erhalten. Ruprecht endete 1410 sein verfehltes Leben. Der Ausfall der neuen Kaiserwahl war doppelt unsicher: einmal, weil ein Theil der Kurfürsten Wenzel's Absetzung nicht für rechtmäßig und diesen noch immer als den eigentlichen Kaiser anerkannte, dann aber, weil die geistlichen Fürsten weit mehr die bestehende Kirchenspaltung als die weltlichen Interessen Deutschlands im Auge hatten, und jeder von ihnen nur dem

[1]) Ein Goldgulden ungefähr gleich einem Dukaten.

seine Stimme geben wollte, der den von dem Wahlfürsten begünstigten Papst anerkennen würde.

Unter diesen schwierigen Umständen beauftragte Siegismund den Burggrafen Friedrich, die Wahlangelegenheit nach eigenem, bestem Ermessen für ihn zu betreiben, und der Erfolg bewies, daß er seine Sache keinem klügeren und entschlosseneren Manne hätte anvertrauen können. Besonders bedenklich für den Ausfall der Wahl war die Ungewißheit darüber, wer zur Abgabe der Kurstimme für Brandenburg berechtigt sei. Siegismund hatte die Mark für eine halbe Million Gulden an Jobst und Procop von Mähren verpfändet und das Pfand zur Verfallzeit (1393) nicht eingelöst. In Folge dessen war Jobst 1397 vom König Wenzel feierlich mit der Mark Brandenburg, dem Erzkämmereramte und der Kurwürde belehnt worden. Nichtsdestoweniger betrachtete sich Siegismund noch als Herrn der Mark und bevollmächtigte den Burggrafen, die brandenburgische Kurstimme für ihn abzugeben.

Unter Benutzung seiner doppelten Eigenschaft, als ungarischer Botschafter und als brandenburgischer Wahlbevollmächtigter, verschaffte sich Friedrich, trotz des Widerspruchs von Mainz und Köln, die Erlaubniß, feierlich in Frankfurt einzureiten, und obgleich der Erzkanzler, um eine Kaiserwahl unter des Burggrafen Mitwirkung zu vereiteln, das Thor zum Chor der Wahlkirche ver-

schloß, so begab sich dennoch Friedrich mit dem Kurfürsten von Trier und dem Pfalzgrafen vom Rhein nach einem Nebenaltar, und gestützt auf den Wortlaut der goldenen Bulle, vollzogen diese Drei daselbst die Kaiserwahl, nachdem die Vollmacht für Brandenburg von Trier und der Pfalz anerkannt war. Alle Drei gaben dem Kaiser Siegismund ihre Stimmen und verkündeten sofort dessen Annahmeerklärung, die sie vorsichtiger Weise bereits aus Ungarn beschafft hatten (20. September 1410). Zwar riefen nachträglich die Kurfürsten von Mainz und Köln Bevollmächtigte von Sachsen und Böhmen nach Frankfurt und nahmen im Verein mit denselben am 1. October eine nochmalige Wahl vor, die auf den Markgrafen Jobst von Mähren fiel, — allein glücklicher Weise starb dieser bereits wenige Monate nachher, wie man argwohnte, an Gift, und so wurde Siegismund, der sich inzwischen auch mit seinem Bruder Wenzel ausgesöhnt hatte, von allen deutschen Fürsten anerkannt, nachdem er sich zum Ueberfluß am 21. Juli 1411 noch Einmal in Frankfurt hatte wählen lassen.

Die glückliche Durchführung dieser Angelegenheit verdankte Siegismund wesentlich dem Beistande Friedrich's von Hohenzollern, und mußte er sich demselben dadurch zu lebhaftem Danke verpflichtet fühlen. In gleichem Maße mit der Verpflichtung zur Dankbarkeit hatten sich aber auch die Geldverpflichtungen des

Kaisers gegen den Burggrafen gesteigert, weil derselbe, bei Gelegenheit der Kaiserwahl, zu sehr erheblichen Ausgaben genöthigt worden war, unter denen die seit Rudolph von Habsburg's Zeiten leider üblich gewordenen Bestechungen der Kurfürsten nicht gering angeschlagen werden dürfen.

Da bot sich denn durch die Gesandtschaft aus der Mark eine sehr erwünschte Gelegenheit für Siegismund, seine Verpflichtungen dem treuen Rathgeber gegenüber zu erfüllen. Friedrich erschien dem Kaiser als der geeignete Mann, um die verwahrlosten und verwüsteten brandenburgischen Länder wieder zu heben und dem Räuberwesen des märkischen Adels kräftig entgegenzutreten. Wenn er ihm daher die Verwaltung des Kurfürstenthums übertrug und ihm die Einkünfte desselben zuwies, die nach Lage der Sachen nicht bedeutend sein konnten, so war es ganz natürlich, daß er ihm diese Länder für seine auf Hunderttausend Gulden berechnete Schuld verpfändete. Dieser Gedanke lag um so näher, als Siegismund dem Burggrafen, wie wir hörten, bereits früher für ähnliche Ansprüche mehrere ungarische Herrschaften in Versatz gegeben hatte, und auch Brandenburg selbst erst wenige Jahre vorher dem mährischen Markgrafen für eine weit höhere Summe verpfändet worden war. Demgemäß verfuhr er denn auch, — und wenn in der Urkunde vom 7. Juni 1411 das Pfandgeschäft wie eine Nebensache erscheint, und das Wohl der Marken

als Hauptsache vorangestellt, und zugleich die Kosten und Auslagen hervorgehoben werden, welche die Verwaltung dem Burggrafen verursachen würde, so war dies im Grunde doch nur eine dem damaligen Urkundenstyle entsprechende hochtönende Form für ein Pfandgeschäft, und muß umsomehr für ein solches angesehen werden, als ganz ähnliche Verpfändungen damals unter ganz ähnlichen Formen geschlossen zu werden pflegten. Wenn man in neuerer Zeit[1]) sich bemüht hat, das Geschäft als einen dem Königthum von Gottes Gnaden unwürdigen Ausgangspunkt fortzuinterpretiren, so kann man leider nicht zugestehen, daß dieser patriotische Auslegungsversuch ganz überzeugend ausgefallen wäre.

Die brandenburgischen Städte betrachteten ihren neuen Verweser auch nur im Lichte eines Pfandinhabers, denn als sich Friedrich der Kaiserlichen Anordnung zufolge im Juni 1412 in die Marken begab[2]), um die Regierung derselben zu übernehmen, so leisteten die Städte ihm die Huldigung „zu seinem Gelde," das heißt, bei ihm zu bleiben und ihm zu gehorsamen, bis er bezahlt

[1]) Riedel, Zehn Jahre.

[2]) Bis dahin hatten ihn Geschäfte beim Kaiser zurückgehalten, und der vorausgesandte Bevollmächtigte Wend von Eilenburg hatte unverrichteter Sache nach Ungarn zurückkehren müssen, weil die Stände sich ihm widersetzten und die Herausgabe der verpfändeten Landesherrlichen Schlösser verweigerten.

sein würde. Der Burggraf war damit auch einverstanden und bestätigte in üblicher Weise die Privilegien. Nicht so leicht gelang es ihm, den Adel der Mark zur Huldigung zu bringen. Die Ritter beriefen sich auf die im Jahre 1374 für ewige Zeiten verbriefte Vereinigung der Mark mit der Krone Böhmen, und im Besitz der ihnen von Jobst von Mähren verpfändeten Güter und Burgen trotzten sie dem Befehle des Kaisers. Sie spotteten über den „Nürnberger Tand" und vermaßen sich, auch wenn es ein ganzes Jahr lang Burggrafen regnete, dieselben doch nicht in der Mark aufkommen zu lassen.

In der Priegnitz und Altmark schaarten sie sich unter dem Landeshauptmann Caspar von Putlitz und verbanden sich mit den pommerschen Herzogen Otto und Casimir, mit denen sie sich gewissermaßen in gleicher Lage befanden, weil dieselben Theile der Uckermark von Jobst in Versatz erhalten hatten und diese Pfänder wegen nicht erfolgter Einlösung als ihr Eigenthum betrachteten. Auch auf wiederholte ernste Mahnungen des Kaisers achteten sie nicht.

Da zog Friedrich gegen sie aus. Es kam zu einem Gefechte am Kremmer Damm, welches für den Burggrafen ungünstig ausfiel. Nun drohte der Kaiser mit der Reichsacht, und dies in damaligen Zeiten noch nicht verächtlich gewordene Strafmittel bewog die aufsässigen Ritter, gegen Zahlung der Verpfändungssummen, oder

doch gegen Anerkenntniß derselben, die verpfändeten Besitzungen herauszugeben.

Caspar von Putlitz war inzwischen in die Gefangenschaft des Bischofs von Brandenburg gerathen, und die noch übrigen ungehorsamen Adeligen brachte Friedrich mit Gewalt zur Ruhe, wobei er sich der berühmten, unter dem Namen der faulen Grete im Volksmunde noch fortlebenden Kanone bediente, die er von dem Landgrafen von Thüringen erborgt hatte.

So schien im Sommer 1414 in allen Marken der Frieden hergestellt, und nachdem zur Sicherung desselben ein Landfrieden[1]) aufgerichtet war, „genoß das Land so guter Ordnung, wie seit Karl's IV. Zeiten nicht mehr erhört war, daher man es als eine besondere Schickung der Gnade des Allmächtigen pries." — Der Burggraf glaubte nun ohne Gefahr dem Rufe des Kaisers Folge leisten zu dürfen, der ihn zu sich nach Kostnitz beschied. Dort sollte die Kirchenspaltung beigelegt und eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern in Angriff genommen werden.

---

[1]) „Unseren Frieden innen- und außerhalb Landes soll Jedermann halten." Wer von einem Räuber Kunde bekommt, muß bei der Strafe, die den Räuber getroffen hätte, Anzeige davon machen. Selbsthilfe wird verboten. Die Herren haften für ihre Knechte. Die Gerichtsherren sollen ihre Gerichte ordentlich bestellen u. s. w. cf. Droysen, Preuß. Politik. I. 319.

Die Verhandlungen dieses großen geistlichen und weltlichen Völkercongresses zu schildern, ist hier nicht der Ort. Bekannt ist das Verfahren gegen Johann Huß, der, auf Siegismund's königliches Wort vertrauend, sich der Kirchenversammlung gestellt hatte, und den der Kaiser dennoch verurtheilen und als Ketzer verbrennen ließ. Als in feierlicher Gerichtssitzung am 6. Juli 1415 der böhmische Märtyrer dem Monarchen seine Wortbrüchigkeit vorwarf, da konnte dieser den Blick des Angeklagten nicht ertragen, und noch hundert Jahre später gedachte Karl V. an diese Entwürdigung der fürstlichen Ehre; denn als man von ihm verlangte, er sollte den Doctor Martin Luther, dem er freies Geleit gegeben, dennoch verhaften lassen, da sagte er: „Ich will nicht gleich meinem Vorfahren Siegismund erröthen!"

Wie der Burggraf sich bei jener empörenden Ungerechtigkeit verhalten hat, darüber weichen die Berichte von einander ab. Verhindern konnte er dieselbe nicht. Auch blieb er nach wie vor dem Kaiser mit seinem Rathe zur Seite und erhielt sich bei demselben in hoher Gunst.

Die Mitglieder des Kurfürstencollegiums waren damals nur in geringer Zahl dem Kaiser treu gesinnt. Pfalz und Sachsen galten unter den weltlichen allein für zuverlässig. Mainz wirkte direct dem Kaiser entgegen, und auch auf Trier und Köln konnte nicht gerechnet werden. Die böhmische Kurstimme hatte er sich durch die hussi-

tischen Händel verscherzt. Da war es denn höchst erwünscht, daß die Gelegenheit sich bot, für Brandenburg einen treuergebenen Mann zur Hand zu haben.

Der Kaiser erwies sich also selbst einen großen Dienst, wenn er durch die Urkunde vom 30. April 1415 den Burggrafen förmlich mit der Markgrafschaft Brandenburg, sammt dem Erzkämmereramt und der Kurfürstenwürde belehnte, indem er dabei zugleich die Summe, für welche ihm und seinem Bruder Wenzel der Rückkauf der verpfändeten Marken gestattet war, auf 400,000 Gulden erhöhte, die Bewohner der Marken von ihrem ihm geleisteten Eide entband und dieselben aufforderte, nunmehr dem neuen Herrn ihre Huldigung zu leisten.

Die Vermehrung der ursprünglichen Pfandsumme von 100,000 Gulden auf das vierfache wird hinlänglich dadurch erklärt, daß Friedrich vollständig berechtigt war, die Gelder, welche er zur Einlösung der dem Adel verpfändet gewesenen märkischen Güter verwendet hatte, dem Kaiser in Anrechnung zu bringen und von demselben zurückzufordern. Auch hatte er ihm außerdem durch seine Bürgschaft verschiedene Darlehen, z. B. bei dem Herzoge von Bayern vermittelt, so daß von der Auslegung der Urkunde vom 30. April dasselbe gilt, was vorher über die Verleihung vom 8. Juli 1411 gesagt worden ist. Alles dies findet seine Erklärung in dem Umstande, daß die Finanzen des Kaiserthums dermaßen in Verfall waren, daß der jährliche Ertrag aller deutschen

Lande nur ca. 13,000 Gulden betrug.[1]) Die eigentliche feierliche Belehnung fand erst am 18. April 1417 zu Kostnitz statt. Siegismund hatte eine große Anzahl von Fürsten dort versammelt gefunden oder dahin beschieden, für welche die Lehnserneuerung noch nicht vollzogen war, obgleich der Kaiser bereits sieben Jahre regierte. Das Pfandverhältniß in Bezug auf die Mark Brandenburg wurde durch diese Formalität keineswegs aufgehoben, doch löste sich dasselbe später von selbst, als Wenzel und Siegismund Beide ohne männliche Nachkommenschaft verstarben. Von da ab war die Mark ein freies Kurfürstenthum im Besitz der Hohenzollern.

Durch die Abwesenheit während des Kostnitzer Conciliums, und noch mehr dadurch, daß Friedrich seit 1418 auch eine Zeitlang das Amt eines Reichsverwesers für den Kaiser verwaltete, waren die guten Früchte, welche des Burggrafen Aufenthalt in der Mark getragen, inzwischen fast gänzlich wieder zerstört worden. Die Quitzows und ihre Genossen brachen von Pommern, wohin sie sich geflüchtet hatten, auf's Neue verheerend, mordend und plündernd in das Land. Zwar war Friedrich im October 1415 in die Mark zurückgekehrt, um sich in Berlin von den Ständen huldigen zu lassen, und durch Strenge und Güte bewirkte er während des kurzen Zeit-

[1]) Die Verpfändungsurkunde citirt Droysen l. c. 324.

raumes seiner Anwesenheit eine friedlichere Ordnung der Zustände, allein da er sehr bald wieder nach Kostnitz zurückkehrte, so blieb die Besserung von keiner Dauer, und die spätere Regierung des Kurfürsten kann nicht glücklich genannt werden.

Der Aufwand, den er für den Kaiser hatte machen müssen, stürzte ihn in Geldverlegenheiten. Er mußte zu Verpfändungen seine Zuflucht nehmen und verlor dem Adel und den Ständen gegenüber, von denen er oft Bewilligungen verlangte, an Selbstständigkeit. Dazu kam der Ausbruch des Hussitenkrieges in Böhmen, wohin Siegismund ihn berief, um das Reichsheer zu befehligen. Auch hier begünstigte ihn das Glück nicht, und er erfocht den Hussiten gegenüber keine Siege.

Eine neue Veranlassung, die ihn der Sorge für sein Kurfürstenthum entzog, gab die Baseler Kirchenversammlung, welcher er eine eben so lebhafte Theilnahme widmete, wie früher der Kostnitzer. Mit dem Kaiser war er in Feindschaft gerathen, weil Siegismund sich hatte überreden lassen, Friedrich und der Herzog von Bayern hätten ihn für einen Hussiten erklärt und wollten ihn, wie seinen Bruder Wenzel, der Kaiserwürde entsetzen.

Siegismund war nun lange Zeit gegen ihn ebenso erbittert, wie er früher ihn mit seiner Freundschaft und seinen Gunstbezeigungen bedacht hatte, und es bedurfte

vieler Jahre, bis Friedrich durch fortgesetzte Beweise alter Anhänglichkeit das gute Vernehmen, wenigstens einigermaßen wieder herstellte.

Auch in Beziehung auf seine fränkischen Erbländer hatte er mit dem Herzoge von Bayern viele Streitigkeiten, welche einen großen Theil der Sorge in Anspruch nahmen, die er der Mark Brandenburg hätte widmen können, und in seinem Kurfürstenthum ließen ihn die Ansprüche der Herzöge von Pommern und Mecklenburg nicht zur Ruhe kommen. Keinen bessern Erfolg hatte Friedrich, als er nach Siegismund's Tode (1437), unterstützt von Trier und Kurpfalz, mit denen gemeinsam er einst des Kaisers Wahl durchgesetzt hatte, nunmehr sich selbst um die höchste Würde im Reiche bewarb. Der Kurfürst von Trier ließ sich abwendig machen, und Albrecht von Oesterreich wurde gewählt. Großmüthig unterstützte er dessenungeachtet seinen glücklichen Nebenbuhler, als die Böhmen sich weigerten, denselben für ihren König anzuerkennen.

Albrecht starb bereits im nächsten Jahre, und nun ließ der Kurfürst den schwachen Friedrich III. wählen, ohne von Neuem Ansprüche für sich selbst zu erheben. Ueberdruß am Leben scheint sich nach so vielen mühevollen und oft erfolglosen Bestrebungen seiner bemächtigt zu haben. Schon 1437 hatte er einen Erbtheilungsplan für seine Söhne entworfen. Johann, der älteste, leistete auf die Kurwürde freiwillig Verzicht, um das

Fürstenthum Bayreuth, einen Theil der leichter zu regierenden fränkischen Besitzungen, zu übernehmen, und überließ dem zweiten Bruder Friedrich die Nachfolge in den Reichswürden des Vaters. Albrecht Achilles, der dritte Bruder, sollte Anspach erhalten, der vierte, noch unmündige, ebenfalls Friedrich genannt, war bestimmt, mit seinem älteren Bruder gemeinschaftlich die Marken zu erben. Das Land sollte nach des Vaters Tode noch 16 Jahre ungetheilt von ihnen besessen werden, wo alsdann das Loos zu entscheiden hatte, wem von Beiden die Altmark und die Priegnitz, und wem die übrigen Marken zufielen. Jeder dieser Linien war für den Fall des Aussterbens der andern ein Erbrecht auf deren Besitz vorbehalten.

Nicht lange nachdem er diese Anordnungen getroffen, zog Friedrich sich auf sein in Franken belegenes Schloß Kadolzburg zurück und starb daselbst achtundsechszig Jahr alt, am 20. September 1440. Seinem letzten Willen gemäß wurde er im Kloster Heilsbronn bestattet.

Friedrich hinterließ aus seiner Ehe mit der schönen bayrischen Prinzessin Elisabeth außer den genannten vier Söhnen noch sieben Töchter, durch welche er „gewissermaßen der Ahnherr aller gekrönten Häupter in Europa und aller Kur- und Altfürstlichen Häuser in Deutschland geworden."

Die Zeitgenossen nannten ihn einen treuen, redlichen und zuverlässigen Mann, und er selbst erklärte es für die

Aufgabe des Fürsten, „das Recht zu stärken und das Unrecht zu kränken."

Mit diesen friedlichen Eigenschaften verband er Muth und Tapferkeit im Kriege, und daß man auch sein Feldherrntalent nicht gering achtete, beweist die Uebertragung des Oberbefehls über das Reichsheer in Böhmen während des Hussitenkrieges.

Die Marken befanden sich zur Zeit seines Todes in einem viel besseren Zustande als beim Anfang seiner Regierung. Die schlimmsten Zeiten des Faustrechts waren vorüber, und obgleich dasselbe in Deutschland auch hundert Jahre später noch nicht aufgehört hatte, seine schädlichen Wirkungen zu äußern, so waren doch vorläufig die schlimmsten der adligen Räuber zur Ruhe gebracht, und die Bevölkerung konnte einigermaßen wieder aufathmen.

Der Umfang der Besitzungen Friedrich des Ersten mochte mit Einschluß der fränkischen Hausgüter etwas über 400 Quadratmeilen betragen. Die Bevölkerung überstieg sicherlich nicht die Zahl von 300,000, war also bedeutend geringer als die Einwohnerzahl der Stadt Berlin um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Drittes Kapitel.

Friedrich's Nachfolger.

Wenn wir nunmehr die Regierung der Kurfürsten betrachten, welche bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges in der Mark regierten und unablässig bemüht

waren, diesen Länderbesitz allmählich zu vergrößern und zu erweitern, so müssen wir, um eine gerechte Würdigung ihrer Thaten zu erlangen, uns in die Anschauungsweise jener Zeiten vom Staat und staatlichen Verhältnissen zurückversetzen. Unter Staat verstehen wir heutzutage eine Volkspersönlichkeit, welche ihren eigenthümlichen Zwecke und Anlagen andern Staaten, d. h. andern Volkspersönlichkeiten gegenüber Geltung zu verschaffen sucht, — und die Gesammtheit der Mittel und Wege, welche dahin führen sollen, dies Ziel zu erreichen, ist die Politik der einzelnen Staaten.

Eine solche mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein verbundene Auffassung finden wir in der alten Welt bei den Griechen und Römern. Anders war die mittelalterliche Anschauung. Nach ihr ist eigentlich die gesammte Welt, d. h. die Christenheit, Eine große Monarchie von Gott beherrscht durch zwei Statthalter, deren einer, der Kaiser, das weltliche, der andere, der Papst, das geistliche Schwert in der Hand hält.

In Deutschland namentlich sollten Fürsten und Völker nur Diener dieser höchsten Gewalten sein, und wenn häufig genug einzelne Herzöge und Fürsten sich empörten und eigenen Zwecken nachstrebten, so waren es doch immer nur Privatabsichten, welche sie erreichen wollten, ohne jener Einheit des Regiments Eintrag zu thun.

Der Zusammenhang der Lehnsherren und ihrer

Mannen, der sich von dem höchsten Lehnsherrn, dem Kaiser, bis über die untersten Schichten der Bevölkerung wie ein festgewobenes Netz ausbreitete, stellte diese aus verschiedenartigen Theilen zusammengesetzte Einheit dar, und Fürsten und Völker hatten nur im Zusammenhang mit derselben ein eigentlich politisches Bewußtsein. Dessenungeachtet dienen die einzelnen Staaten, wenn auch lange Zeit fast unbewußt, dem großen Gedanken, welcher die Weltgeschichte leitet, und namentlich hat die Mark Brandenburg von ihrer Stiftung her eine solche geschichtliche Bedeutung gehabt durch die ihr gestellte Aufgabe, eine Schutzwehr des deutschen Volkes und des deutschen Wesens gegen das Slaventhum zu sein und dasselbe nach und nach zurückzudrängen und zu germanisiren. Die Lage der Mark begünstigte die Erfüllung eines solchen Berufs und zugleich das Anwachsen dieses kleinen Landes zu einem großen Staate von europäischer Bedeutung.

Nach Norden und Osten hin konnten die Markgrafen ihr Gebiet erweitern, ohne die deutschen Mitfürsten zu beeinträchtigen, und unbewußt wirkten sie von Anfang an Hand in Hand mit den deutschen Rittern, welche die Provinzen Ost- und Westpreußen dem Heidenthum und dem Slaventhum abgerungen haben.

Allein, wenn sie gleich so hohen und weitaussehenden Zwecken dienstbar waren, so würde man doch weit fehl gehen, wenn man den ersten Kurfürsten ein klares

Bewußtsein von einer solchen weltgeschichtlichen Aufgabe zuschreiben wollte. Sie selbst nämlich, so wie alle kleineren deutschen Fürsten, faßten ihren Beruf in einer Weise auf, die man als eine privatrechtliche bezeichnen kann, ja es findet sich bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges merkwürdiger Weise in der Sprache jener Tage nicht einmal ein Ausdruck für den Begriff des Staates.

Man macht sich von einem deutschen Lande im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert kaum einen unrichtigen Begriff, wenn man es unter dem Bilde einer Familie denkt, in welchem der Fürst den Vater, die Stände und Städte dessen erwachsene Söhne, und die übrige Bevölkerung die unmündigen Kinder und Dienstleute vorstellen.

Das Familienvermögen war gewissermaßen ungetheilt. Der Fürst hatte feste Einkünfte lediglich aus seinen Hausgütern und zum Unterhalt des Hofstaates, und nur wenn er Etwas erübrigte, kam es allenfalls dem Lande zu gut. Stehende Heere gab es nicht, und wenn ein Kriegszug unternommen werden sollte, so wurden die Vasallen mit ihrem Gefolge in Person aufgeboten, oder die Stände bewilligten für so und so viel Mann auf kurze Zeit das nöthige Geld.

Auch für die Bedürfnisse des Friedens, für Landesverbesserungen, Bauten, Kirchen und Schulen war keine Staatskasse vorhanden, auf die man zurückgreifen konnte, sondern dem augenblicklichen Bedürfnisse wurde durch

augenblickliche Hilfsmitttel Genüge geleistet. Man schrieb eine Steuer aus oder verpfändete oder verkaufte ein Schloß oder eine Provinz, um die Summen zu erhalten, deren man gerade bedurfte. Die Geistlichkeit hatte ihr eigenes Vermögen und lebte von dem Ertrage frommer Stiftungen und Schenkungen und von den Abgaben, welche die Kirche unter den verschiedensten Formen erhob.

Auf diese Art wird man die ersten Kurfürsten von Brandenburg nicht unpassend mit großen Gutsbesitzern vergleichen, welche ihre Güter zu verbessern und zu erweitern suchten und dabei doch stets in ihren Mitteln beschränkt waren. Die Kriege, welche sie führten, hatten ungefähr denselben Charakter, wie heutzutage die Prozesse zwischen benachbarten Gutsherren, und die Streitigkeiten im Innern glichen den Unannehmlichkeiten, welche dem großen Grundbesitzer seine widerspenstigen Bauern bereiten.

Dazu kommt der gewaltsame Geist der Zeiten. Richter und Polizeibeamte schützten gar nicht oder sehr unvollkommen den Einzelnen, und es galt für erlaubt, daß ein Jeder sich selbst schütze und Recht verschaffe auch gegen einen Richterspruch, sofern dieser ihm ungerecht dünkte.

Von einer eigentlichen, nach Paragraphen geregelten Staatsverfassung ist nicht die Rede; doch waren die Fürsten nichts weniger als unbeschränkt. Landstände finden wir namentlich in der Mark schon im zwölften

Jahrhundert. Zuerst nur den Adel, und zwar, wie es scheint, war jeder freie adelige Grundbesitzer, welcher sein Gut unmittelbar vom Landesherrn zu Lehen trug, gewissermaßen im Rathe des Fürsten, d. h. er mußte mitbefragt werden, wenn der Fürst Etwas vom Lande verlangte. Nicht aber der Adel der gesammten Marken, sondern nur der Adel der Priegnitz, der Altmark, der Uckermark u. s. w. war zu einer Art von Corporation vereinigt. Erst später, seit 1319 traten die Städte dazu, und 1345 finden wir zum ersten Male auch zwei Prälaten unter den Landständen. Der Bauernstand war nicht vertreten. Ihn gegen seinen Herrn zu schützen, war unmittelbare Pflicht des Landesfürsten. Noch im vierzehnten Jahrhundert gliederten sich diese märkischen Stände in vier Klassen: Prälaten, Grafen und Herren, Ritterschaft, und Städte, von welchen letzteren anfangs nur Brandenburg, Berlin, Frankfurt, Prenzlau und Stendal vertreten wurden, welche gewissermaßen als Hauptorte für die kleineren Städte galten.

Die Stände versammelten sich in den einzelnen Marken zur Wahrnehmung von mehr lokalen Interessen, etwa in der Art wie unsere Kreisstände, und wurden nur, wenn es sich um Beistand zu „trefflichen und nöthigen Sachen" des Fürsten oder um Abstellung von allgemeinen Landesgebrechen handelte, zu allgemeinen Landtagen von den Kurfürsten berufen. Welches solche trefflichen und nöthigen Sachen seien, das stand ebenso

wenig streng juristisch und staatsrechtlich fest, wie die sonstigen Normen dieses ganzen Landstandswesens.

Auf Friedrich I. folgten, wie gesagt, dessen zweiter und vierter Sohn gemeinschaftlich in der Regierung der Marken. Erst nach sechszehn Jahren sollte die Theilung des Landes zwischen ihnen erfolgen. Doch der jüngere Bruder war kaum mündig geworden, 1447, als er durch sein fortwährendes Andringen den älteren bewog, ihm die Altmark und die Priegnitz abzutreten, und seitdem regierte in der Kurmark und den übrigen märkischen Landen Friedrich II. allein.

Schon in früher Jugend war dieser Fürst mit einer polnischen Prinzessin verlobt worden, in der Aussicht, durch ihre Hand dereinst die polnische Königskrone zu erlangen. Die Braut starb indessen vor der Vermählung, und überdies wurden ihr aus einer spätern Ehe ihres Vaters noch Brüder geboren.

Als Kurfürst von Brandenburg erwarb Friedrich sich den Beinamen des „Eisernen" oder „mit den eisernen Zähnen" in Anerkennung der Festigkeit und Zähigkeit, mit der er bemüht war, die in fremde Hände gekommenen Theile des Landes wieder mit demselben zu vereinigen, und auch wohl wegen der unbeugsamen Strenge, mit welcher er, bald nach dem Antritt seiner Regierung, der Stadt Berlin gegenübertrat.

In den wilden Zeiten des Faustrechts sahen sich die Städte darauf angewiesen, gegen ihre räuberischen

Nachbarn vom Lande sich selbst zu schützen, weil die Hilfe des Fürsten, wenn sie überhaupt angerufen wurde, doch in der Regel zu spät kam. Durch dies Bewußtsein, auf die eigene Kraft zu ihrer Sicherheit angewiesen zu sein, erhielten die Städte ein großes Selbstgefühl, und sie betrachteten sich mehr oder weniger wie kleine unabhängige Republiken, den Vorbildern der großen wehrhaften Reichsstädte nachstrebend. Dies war auch der Fall bei den Zwillingsstädten Köln und Berlin. Sie hatten schon Friedrich dem Ersten das Recht streitig gemacht, eins ihrer Thore zu besetzen, um in seine in der Klosterstraße belegene Burg beliebig ein- und ausreiten zu können. Friedrich II. stellte bei seinem Regierungsantritt dieselbe Forderung an die Städte, aber vergebens.

Beide, Köln und Berlin, hatten seit 1307 einen gemeinschaftlichen Magistrat gehabt. Dies führte zu Streitigkeiten, und als bei Gelegenheit eines solchen Handels (1442) der Kurfürst zum Schiedsrichter gewählt wurde, da erschien er ganz unerwartet mit sechshundert Reitern vor den Thoren, wodurch die Berliner so in Schrecken versetzt wurden, daß sie sich ihm unterwarfen. Friedrich gab nunmehr jeder Stadt wieder ihren besonderen Rath. Er selbst setzte die ersten Bürgermeister auf ein Jahr ein, nach dessen Ablauf die Rathsherrn den Nachfolger unter Vorbehalt der kurfürstlichen Genehmigung aus ihrer Mitte erwählen sollten.

Um auch künftig die Städte besser im Zaum zu

halten, kaufte Friedrich einen Platz, auf welchem er eine Burg erbaute, von der noch heutzutage derjenige Zwischenbau übrig ist, welcher die großen Höfe des königlichen Schlosses in Berlin von einander trennt.

Der Bau dieser Burg erregte große Furcht und Unzufriedenheit, und es kam zu ernstlichen Unruhen, die mit allerlei Zwischenfällen bis 1448 andauerten. Fast scheint es, daß die Bürger sich der Thore und des Besatzungsrechtes wieder bemächtigt hatten. Der Kurfürst übertrug die Schlichtung dieser Streitigkeiten einem Ausschuß der Stände. Das Urtheil fiel gegen die Stadt aus und wurde, als dieselbe Beschwerde erhob, von dem zu Spandau versammelten Landtage bestätigt. Da fügten sich die Bürger, und der Kurfürst zeigte große Milde bei Bestrafung der Anstifter.

Nicht so sehr, wie der Verlauf dieser innern Angelegenheit, rechtfertigen des Kurfürsten auswärtige Streitigkeiten den Beinamen des Eisernen; denn der größte Theil der Erwerbungen und Rückerwerbungen, vermöge deren er die Grenzen der Mark erweiterte, geschah auf friedlichem Wege. Durch Kauf erwarb er die Herrschaften Kottbus, Lübben und Peitz. Die Lausitz, welche zwei minderjährige Brüder von Polenz von der Krone Böhmen als Pfand besaßen, ging durch freiwillige Uebertragung auf Friedrich über, der dieselbe indessen später, als er dem gegen ihn in's Feld rückenden König Georg Podiebrad nicht widerstehen konnte, an Böhmen

herausgeben mußte. Doch behielt er im Frieden von Guben, welcher 1462 diese Fehden beendete, nicht unbeträchtliche Stücke des Landes zurück. Ein Streit mit Mecklenburg wegen des Fürstenthums Wenden wurde durch wechselseitigen Erbvertrag beigelegt.

Wichtiger als Alles dies war die Erwerbung der Neumark von den Hochmeistern des deutschen Ordens. Diese lebten nämlich mit ihrer Ritterschaft in den heftigsten Fehden, und es fehlte stets an Geld, um zur Unterdrückung der Stände die nöthigen kriegerischen Maßregeln zu ergreifen. Sie verpfändeten deshalb dem Kurfürsten die Neumark für 40,000 Gulden und erklärten später, bei nochmaliger Geldnoth, gegen Erhöhung des Darlehns auf 100,000 Gulden diesen Pfandbesitz für einen lebenslänglichen. Der Orden war niemals im Stande, das Pfand einzulösen, und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts überließ er durch feierlichen Vertrag das Eigenthum der Neumark den brandenburgischen Kurfürsten.

Den langjährigen Zwist, welcher in einem gegenseitigen Lehensverband mit dem Erzstifte Magdeburg seinen Grund hatte, war Friedrich so glücklich durch friedlichen Vergleich zu beenden, in Folge dessen später auch die Hoheit über die Grafschaft Wernigerode auf ihn überging.

Mehr als alle andern Vergrößerungspläne lag aber dem Kurfürsten, ebenso wie später seinen Nachfolgern,

die Erwerbung Pommerns und namentlich Stettins am Herzen, auf welches sie ein altes Anrecht hatten. Der Versuch, einige vormals an Pommern verpfändete Städte mit Gewalt zurückzufordern, mißlang. Als 1464 mit Otto III. die Herzöge von Stettin ausstarben, da warf bei dessen Bestattung der Bürgermeister Albrecht Glinde des Herzogs Schild und Helm in das Grab, zum Zeichen, daß der Mannsstamm erloschen sei. Aber Einer vom Adel, Franz von Eickstädt, sprang in die Grube, holte Helm und Schild wieder herauf und sagte: „So lange die Herzöge Erich II. und Wertzlav X. von Pommern leben, ist der Stamm nicht erloschen."

Kurfürst Friedrich eilte nun, sich früher als die genannten Beiden vom Kaiser mit Stettin belehnen zu lassen, was ihm auch gelang. Die Herzöge hatten aber bereits vor ihm Besitz genommen und von dem wankelmüthigen Kaiser Friedrich III. ebenfalls die Zusage der Belehnung erhalten. Unterhandlungen deshalb führten zu keinem Ergebniß. Nun griff man zu den Waffen und kämpfte mit wechselndem Glück. Die Gegner ruinirten und verwüsteten wechselseitig ihre Grenzländer, ohne in der Sache selbst weiter zu kommen.

Friedrich war bereits an Geist und Körper krank in's Feld gezogen. Der Tod seines letzten ihm gebliebenen Sohnes (1468) hatte ihn tief gebeugt. Als nun bei der Belagerung von Ueckermünde eine Kugel in

den Tisch schlug, an welchem der Kurfürst in seinem Zelte saß, da verschlimmerte sich, durch den Schrecken und den Luftdruck, sein Zustand so sehr, daß er erschöpft in die Mark zurückkehrte. Der pommersche Schild, welchen er seinem Wappen hinzufügte, war der einzige Erwerb, den er aus diesen Händeln davontrug. (1469.) Die Erfolglosigkeit des ganzen Unternehmens nahm ihm allen Lebensmuth. Er trat 1470 die Regierung seinem Bruder Albrecht ab und zog sich nach Franken zurück, welches er stets als seine eigentliche Heimath betrachtet hatte. Auf der Plessenburg starb er am 10. Februar 1471. Seinem Nachfolger hinterließ er ein um fast 200 Quadratmeilen vergrößertes Landgebiet. Seinem letzten Willen gemäß begleiteten hundert Priester den Sarg des Kurfürsten, als derselbe mit großer Pracht zu Heilsbronn neben seinem Vater beigesetzt wurde.

Friedrich war bei aller Zähigkeit, mit welcher er seinen Besitz zu erhalten und zu erweitern strebte, ein Mann von entschieden frommer und religiöser Richtung, nicht ohne einen Anflug von Schwärmerei, wie die Stiftung jenes Schwanenordens beweist, zu dessen Wiederbelebung in unseren Tagen ein so eigenthümlicher Versuch gemacht worden ist. Dagegen gab er einen für jene Zeiten nicht gering zu achtenden Beweis von vorurtheilsfreier Beurtheilung der Dinge, als er dem Mißbrauche entgegentrat, welcher in Wilsnack

mit drei wunderthätigen blutenden Hostien getrieben wurde[1]).

Heftiger Ehrgeiz wohnte ihm nicht bei, denn zwei Mal, von Böhmen und Polen, war ihm die Versuchung nahe gebracht, als Mitbewerber um eine Königskrone aufzutreten. Beide Male aber zog er es vor, sich auf die Sorge für seine Erblande zu beschränken, und als einst, auf dem Fürstentage zu Eger, der König von Böhmen in Anregung brachte, daß man den trägen Kaiser Friedrich IV. absetzen und den brandenburgischen Kurfürsten an dessen Stelle wählen sollte, da erklärte dieser: Ein solcher Antrag greife ihm Glimpf und Ehre an, so lange noch ein rechtmäßiger Kaiser lebe.

Viertes Kapitel.

Albrecht Achilles, 1470—1486, und Johann Cicero, 1486—1499.

Als Friedrich II. am 2. April 1470 die Regierung der Marken seinem Bruder Albrecht abtrat, war dieser bereits sechsundfünfzig Jahre alt und hatte seit dreißig

[1]) Der Kurfürst sang jeden Mittag vor Beginn der Tafel ein geistliches Lied, und bei Tische ward fast nur über Religion gesprochen. Auch wenn er bei fremden Fürsten zum Besuch war, ließ er von dieser Gewohnheit nicht. — Er pflegte zu sagen: „Es thut mir leid, daß mir meine Sünden nicht noch leider sind, ob ich gleich täglich blutige Thränen ihretwegen weinen möchte. —“

Jahren die von seinem Vater ererbten fränkischen Lande verwaltet, deren Gesammtheit ihm durch den Tod des Markgrafen Johann zugefallen war. Seine dortige Regierung war aber Nichts weniger als friedlich. Nach allen Seiten hin lebte er mit den Nachbarn in beständiger Fehde, namentlich mit dem Bischof von Würzburg, welcher sich den Titel eines Herzogs in Franken anmaßte, so wie mit dem Herzoge von Bayern, und Streitigkeiten über die burggräflichen Gerechtsame führten zur Feindschaft mit der Stadt Nürnberg. Diese verbündete sich mit andern Reichsstädten und wurde von den Schweizern unterstützt. Ihnen gegenüber stand Albrecht im Bunde mit fünfzehn Bischöfen, vielen Fürsten und mit der fränkischen Reichsritterschaft. Auch die Brandenburger sandten ihm Hilfe. Es kam zu blutigem Kampfe. Die Städter waren an Zahl weit überlegen. Dessenungeachtet stürzte Albrecht sich in das dichteste Gefecht, und obgleich seine Begleiter neben ihm erschlagen wurden, und er selbst aus vielen Wunden blutete, so bemächtigte er sich doch der feindlichen Standarte, mit dem Rufe: „Nirgend kann ich rühmlicher sterben als hier!“ Da kamen noch im letzten Augenblick die Seinen ihm zu Hilfe, und blutend und erschöpft trugen sie den Markgrafen aus dem Getümmel. Ein andermal sprang er fast zuerst über die Mauern einer erstürmten Stadt und mußte lange Zeit, mit dem Rücken an einen Baum gestemmt, sich gegen eine Schaar von Angreifern ver-

theidigen, bis die Kampfgenossen zu ihm gelangen konnten, um ihn zu befreien. — Sehr lebhaft beschäftigte ihn auch der beabsichtigte allgemeine Feldzug gegen die Türken. Er reiste in dieser Angelegenheit nach Italien, und der Papst bot ihm die oberste Feldherrnstelle an, allein wegen Kaiser Friedrich's Unentschlossenheit kam das Unternehmen nicht zu Stande. Auch die Freundschaft des Papstes war nicht von Dauer; denn als Albrecht gegen dessen Willen seine Tochter Ursula mit dem Sohne des hussitisch gesinnten Georg Podiebrad vermählt hatte, wurde er deshalb der Ketzerei verdächtigt und in den Bann gethan, ohne daß er sich sonderlich darüber betrübt hätte. Denn trotzig und kampflustig war sein Charakter. Die hohe Gestalt und das mit Narben bedeckte Antlitz gaben davon Kunde. Er wäre ein schöner Mann gewesen, wenn nicht die Angewohnheit, den Mund schief zu verzerren, ihn entstellt hätte. Seine ganze Erscheinung verkündete eine jener ritterlichen Persönlichkeiten, deren wir in diesen Zeiten viele begegnen. Die Brandenburger verehrten ihn wie ihren Helden, ähnlich wie die Oesterreicher auf Maximilian's romantische Erscheinung stolz waren. Körperlichen Muth haben die Deutschen von jeher an ihren Fürsten gern bewundert, und sie gaben ihm deshalb den Ehrenbeinamen Achilles. Und doch hatten die Brandenburger sich seiner Liebe nicht sonderlich zu erfreuen. Viel mehr lagen ihm die Angelegenheiten

der fränkischen Besitzungen und die Reichshändel am Herzen, denen er die lebhafteste Theilnahme widmete. Auf den wichtigsten Reichstagen fehlte er nie, und bei den Streitigkeiten des Kaisers mit Karl dem Kühnen von Burgund übernahm er eine hervorragende Rolle, auch war es nicht zum kleinsten Theile sein Werk, daß Maximilian schließlich dennoch die reiche Burgundische Erbin heimführte und dem schwachen verächtlichen Friedrich als Römischer König an die Seite gesetzt wurde. Hätte er mit politischem Blick in die Zukunft schauen können, er würde sich nicht so angestrengt haben, um Oesterreichs Hausmacht zu vergrößern.

Sobald Kurfürst Friedrich II. ihm die Regierung der Mark Brandenburg übergeben hatte, sandte Albrecht seinen fünfzehnjährigen Sohn Johann nach Berlin, um daselbst, für's Erste unter Beistand einiger erfahrenen Räthe, die Statthalterschaft zu führen. Er selbst aber eilte nach Wien und erhielt vom Kaiser die Belehnung über die Herzogthümer Stettin, Pommern, Kassuben und Wenden, sowie über das Fürstenthum Rügen, und die Erbfolge in Mecklenburg. Durch Anerkennung des vom Papste begünstigten jungen Königs Wladislaus von Böhmen erlangte er die Aufhebung des über ihn verhängten Kirchenbanns, und nachdem er in Franken noch so lange verweilt hatte, bis sein Bruder, der Kurfürst, gestorben war, ordnete er dessen feierliche Bestattung und begab sich alsdann in die Mark Brandenburg,

um daselbst von den Ständen und den Städten die Huldigung zu empfangen. Die rohen Sitten der Märker, die niedrige Stufe der Cultur, auf welcher er das Land erblickte, überraschten ihn unangenehm im Gegensatze zu den verfeinerten Zuständen seiner fränkischen Heimath. Denn dort war er gewohnt, durch die Pracht seines Hofhaltes vor allen deutschen Fürsten zu glänzen, fremde Herzöge, ja den Kaiser selbst oft mit ihrem Gefolge von mehreren tausend Reitern auf's Herrlichste zu bewirthen und ihnen üppige Feste zu veranstalten. Wenn nun die märkische Ritterschaft und die Städte ihn nach ihrer ungeschlachten Weise empfingen, zum Willkommengruß zwei Wispel Hafer, vier Hammelböcke und vier Lasten salzwedelsches Bier schickten und zur Mahlzeit das Backwerk in hölzernen Trögen herbeischleppten, so ist nicht zu verwundern, daß er sich höhnend mit seinen Begleitern an dies Festessen begab und die märkischen Herren von Alvensleben, von Bülow, von Jagow u. s. w. am Ofen stehen ließ, so daß der Rath ihnen noch besonders Etwas zur Nahrung reichen lassen mußte. Klug war es indessen nicht, daß er seinen neuen Unterthanen die Verachtung nicht zu verbergen vermochte, die ihre ungehobelte Erscheinung ihm einflößte, denn es wurde dadurch im Herzen des märkischen Adels große Erbitterung erzeugt.

Noch schlimmer aber war es, daß Albrecht die Finanzen des Landes in so schlechter Beschaffenheit vor=

fand. Friedrich II., während dessen Regierung die reichen fränkischen Besitzungen in der Hand seines Bruders gewesen, hatte vielfach zu Darlehen und Verpfändungen von Domainen seine Zuflucht nehmen müssen. Diese Verhältnisse ordnen zu helfen, berief Albrecht alsbald einen Landtag nach Berlin, und nachdem vielfach mit den versammelten Ständen hin und her verhandelt worden, bequemten sich dieselben dazu, von den Schulden des verstorbenen Kurfürsten 100,000 Gulden zu bezahlen, wogegen ihnen Kurfürst Albrecht feierlich, in einem mit seinen Söhnen gemeinschaftlich vollzogenen und besiegelten Receß, am Bartholomäus-Tage 1472 das Versprechen gab, hinfüro ohne Bewilligung der Stände keine Steuern aufzulegen, auch keine Domainen zu verpfänden, es sei denn in außerordentlichen Kriegsfällen oder zur Ausstattung der Prinzen und Prinzessinnen des Hauses.

Ueber die Vertheilung der bewilligten 100,000 Gulden auf die einzelnen Stände kam es zu sehr unangenehmen Streitigkeiten, weil man den Städten eine viel größere Summe, als dem Adel und der Geistlichkeit zusammen, aufbürden wollte. Die Unzufriedenheit wurde noch vermehrt, als der Kurfürst zur Deckung derjenigen Schulden seines Bruders, welche die Stände nicht übernommen hatten, und die sich auf etwa 40,000 Gulden beliefen, eine Steuer auf allerlei Waaren legte, was nach Ansicht der Stände mit dem Receß von 1472

im Widerspruch stand. Albrecht aber berief sich auf ein Privilegium, welches ihm der Kaiser ertheilt hatte, und ein deshalb eingesetztes Schiedsgericht, vor dem der Kurfürst selbst als Kläger auftrat, verurtheilte die Städte, sich die Besteuerung gefallen zu lassen, doch konnte nur mit Anwendung von Gewalt, besonders in der Altmark, es endlich dahin gebracht werden, daß die Abgabe wirklich erhoben ward.

Die Kaiserliche Belehnung mit Pommern brachte dem Kurfürsten nicht viel Nutzen. Bei den Verhandlungen zu Prenzlau mit dem Herzog Bogislaus X. von Pommern scheiterte die List, mit welcher Albrecht den Gegner zu überraschen dachte, an dessen derber Geradheit, und er mußte froh sein, noch unter leidlichen Bedingungen mit ihm Frieden zu schließen. Dagegen war er glücklicher bei seinen Bemühungen, einen Theil des Fürstenthums Glogau zu erwerben. Der Kurfürst hatte mit Bezug hierauf seine noch nicht zehnjährige Tochter Barbara mit Herzog Heinrich von Glogau verlobt, welcher von dem ehemals mächtigen Herzogthume noch Krossen, Freistadt, Schwiebus und die Hälfte der Stadt Glogau besaß. Der jungen Braut wurden 20,000 Gulden verschrieben und dafür das Land in der Art verpfändet, daß, wenn der Herzog ohne Kinder stürbe, dasselbe bis zur Einlösung an das Haus Brandenburg fallen sollte. Da der Bräutigam kränklich war, und man fürchtete, er werde vor der Hochzeit sterben, so ließ

ihn Albrecht schon 1474 mit dem noch nicht elfjährigen Kinde das Beilager halten, eine Unnatürlichkeit, die schlimmes Aufsehn machte. Malitia supplet aetatem, sagten die Geistlichen. Heinrich starb schon zwei Jahre später, nachdem er seine junge Gemahlin noch ausdrücklich zu seiner Erbin eingesetzt hatte, wozu er nach dem schlesisch-piastischen Fürstenrecht vollkommen befugt war.

Dessenungeachtet traten aber eine Menge Prätendenten mit ihren Ansprüchen an den Nachlaß Herzog Heinrich's auf. Es kam zum Kriege, und Johann, der als Statthalter für den Kurfürsten Albrecht diese Händel ausfechten sollte, mußte den Vater zu Hilfe rufen. Dieser erschien auch, und nach mancherlei Zwischenfällen wurden ihm Krossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg als Pfand für das Heirathsgut der Prinzessin Barbara übergeben. Diese Länder sind niemals eingelöst worden und bis heut dem brandenburgischen Hause verblieben.

Albrecht kam während seiner ganzen Regierung immer nur auf kurze Zeit, und nur alsdann in die Marken, wenn sein Sohn und Statthalter durchaus ohne den väterlichen Beistand sich nicht zu helfen wußte. Er hielt mit größter Pracht und Verschwendung auf den fränkischen Schlössern seinen Hof, und während hier Alles in Sammet und Seide einherstolzirte, die Kurfürstin in goldener Karosse fuhr und hundert der schönsten Damen in ihrem Gefolge hatte, mußte Mark-

graf Johann in Berlin sich gar kümmerlich behelfen. Er konnte nur mit größter Noth einen der ihn besuchenden vornehmen Fremden standesgemäß bewirthen, obgleich er sich doch, wie er dem Vater berichtet, zwölf silberne Löffel hatte machen lassen. Ja, die Armuth und der Geldmangel nöthigten ihn sogar, acht Jahre lang seine Heirath mit der Prinzessin Margarethe von Sachsen aufzuschieben, weil die Stände die dazu nöthigen zehntausend Gulden nicht eher hergeben wollten, als bis der Kurfürst die ihrer Ansicht nach widerrechtlich auferlegten Verbrauchssteuern abgeschafft hätte.

Unter solchen Umständen nahm auch das Räuberwesen der Ritter natürlich wieder zu, denn es fehlte an den Mitteln, um den rohen übermüthigen Adel in Schranken zu halten. Zwar wurden viele ihrer Raubnester zerstört, und Albrecht erließ ein scharfes Gesetz gegen sie, durch welches er allen treuen Unterthanen anbefahl, die „Traber," wie man sie nannte, zu fangen und vor Gericht zu stellen, allein die ganze Verfassung der Lande war nicht darnach angethan, daß ein solches Gesetz erhebliche Wirkung hätte haben können.

Sehr folgenreich war es, daß Albrecht durch ein bereits 1472 gegebenes Hausstatut die bisher üblich gewesenen Ländertheilungen zwar nicht aufhob, aber doch insofern einschränkte, daß die Marken künftig unter Einem Regenten beisammen bleiben sollten, während in den

fränkischen Ländern unter gewissen Umständen noch zwei Nebenlinien bestehen durften. Dies Gesetz, obgleich später oftmals übertreten, hat dennoch seitdem ein Fundament für das Zusammenhalten und die Vergrößerung der brandenburgischen Lande gebildet.

Der Kurfürst war bereits zweiundsiebzig Jahre alt, als er sich nach Frankfurt am Main begab, um bei der Königswahl Maximilian's mitzuwirken. Schon zu schwach, ein Pferd zu besteigen, ließ er sich bei dem feierlichen Krönungszuge auf einem Sessel tragen, das große Reichsschwert in den Händen haltend. Hier in Frankfurt starb er am 11. März 1486 in einem Kloster, wohin er sich alltäglich bringen ließ, um die Messe zu hören.

Albrecht war zweimal vermählt. Zuerst 1446 mit Margarethe von Baden, von der er sechs Kinder hatte. Die beiden ältesten Söhne starben jung. Der Kurprinz Johann war der dritte. 1458, ein Jahr nach Margarethens Tode, heirathete er die Kurfürstliche Prinzessin Anna von Sachsen, die ihm dreizehn Kinder gebar, so daß er Vater von neunzehn Kindern geworden ist.

Das Gebiet der Marken hatte sich unter seiner Regierung um 42 Quadratmeilen erweitert. Zur Ausdehnung der fürstlichen Gewalt trug er nicht wenig dadurch bei, daß er sich das Recht anmaßte, ohne Zustimmung der Stände neue Steuern aufzulegen, und wenn er es auch nicht vermochte, dieselben zur Anerkennung dieser

Befugniß zu zwingen, so vermochte er doch fast immer seinen Willen thatsächlich durchzusetzen. Die bedeutenden Schulden, die ihm sein Vater hinterlassen, wußte er sich dadurch zu erleichtern, daß er die übermäßigen, bis $16\frac{2}{3}$ Procent betragenden Zinsen im Jahre 1445 auf $6\frac{2}{3}$ Procent herabsetzte und einen bestimmten Theil seiner Einkünfte alljährlich zur Schuldentilgung verwendete. Ein anderer Theil wurde für unvorhergesehene Fälle bei Seite gelegt und „der Schatz" genannt.

Auf diese Weise brachte er es dahin, daß, während beim Antritte seiner Regierung ihm für die Bedürfnisse des Hofes und des Landes nur etwa 30,000 Gulden übrig geblieben waren, diese Summe sich im Jahre 1454 auf 65,000 Gulden gesteigert hatte, und die Schulden zum größten Theile bezahlt waren[1]).

Mit seinem Vater und Großvater hatte er das gemeinsam, daß alle Drei die fränkischen Lande für ihre eigentliche Heimath ansahen und sich in der Mark wie Fremde fühlten. Unter seinem Sohne und Nachfolger ward das von selbst anders, weil, wie wir sahen, Johann bereits seit sechszehn Jahren in der Mark Brandenburg lebte und regierte, als sein Vater starb.

Man hat ihm den Beinamen Cicero gegeben, wie Einige wollen, wegen seiner Fertigkeit, sich im Lateinischen geläufig auszudrücken, nach Anderen, weil er die mit

[1]) Zeitschrift für preuß. Geschichte von Foß. 1865, p. 56.

einander im Kriege lebenden Könige von Böhmen, Ungarn und Polen zu einer Besprechung in einem Dorfe in der Nähe von Breslau zusammengebracht und durch seine Rede bewogen habe, einen Waffenstillstand auf dreißig Monate zu schließen. Hierbei werden aber wohl, wie Friedrich der Große bemerkt hat, die sechstausend Brandenburger und Sachsen, lauter geschulte Soldaten, die Johann bei sich hatte, das Beste zur Ueberzeugung der Streitenden gethan haben. — Wenn seine Zeitgenossen ihn zuweilen auch den Großen nennen, so bezieht sich das mehr „auf seine ansehnliche Leibesgestalt, die zuletzt zu einer ganz außerordentlichen und beschwerlichen Fettigkeit gediehen," als auf die Größe seines Geistes und seiner Herrschergaben.

Johann's Regierung, 1486—1499, ist von der seiner Vorgänger wesentlich verschieden. Friedrich I., Friedrich II. und Albrecht wußten und fühlten sich in weit innigerem und persönlicherem Zusammenhange mit dem deutschen Reiche und dem deutschen Kaiserthum als Johann und die späteren Kurfürsten. Dies hatte seinen natürlichen Grund darin, daß bis zu Maximilian's Königswahl jeder Kurfürst des Reiches die Kaiserkrone mehr oder weniger als ein Ziel betrachten konnte, welches ihm selbst zu erreichen nicht unmöglich schien. Die höchste Würde in der Christenheit war aus Einer Familie in die andere übergegangen, und wenn dieselbe auch, nach langer Unterbrechung, an das Haus

Habsburg zurückkam, so fing doch Maximilian zuerst an, sich gleichsam ein stillschweigendes Erb- und Vererbungsrecht auf den Kaiserthron zuzuschreiben. Indem dies gewissermaßen auch von den einzelnen Kurfürsten so angenommen wurde, deren Hausmacht, besonders nach der burgundischen Erbschaft, sich mit der österreichischen nicht ferner messen konnte, so ist es natürlich, daß die deutschen Fürsten mehr auf ihre eigenen Länder ausschließlich hingewiesen waren und dieselben in höherem Maße als bisher zum Mittelpunkt ihrer Bestrebungen machten. Den brandenburgischen Kurfürsten namentlich mußte es klar werden, daß bei den beständigen Reichshändeln für sie nicht viel gewonnen ward, und auch in Bezug auf das Verhältniß zu den Nachbarn lag die Ueberzeugung nahe, daß die fortgesetzten Grenzfehden vielmehr den Ruin und die Verarmung ihrer Länder, als einen erheblichen Gewinn zur Folge hatten.

So war es denn das wohlverstandene Interesse Johann's und seiner nächsten Nachfolger, sich möglichst friedlich nach außen zu verhalten und auf die Hebung der Finanzen und der sonstigen inneren Verhältnisse der Marken ihr Augenmerk zu richten. Ueberdies wurde der Kurfürst durch seine Kränklichkeit sehr oft an dem persönlichen Erscheinen auf den Reichstagen und bei sonstigen wichtigen Vorfällen verhindert, so daß er sogar bei Maximilian's Kaiserkrönung (1493) sich

durch seinen Vetter Friedrich von Hohenzollern vertreten ließ.

Gleich bei dem Anfange der Regierung war es sein erstes Geschäft, sich in Berlin von den Ständen huldigen zu lassen und sodann mit den Brüdern nach Vorschrift des väterlichen Testaments sich wegen Kurfürst Albrecht's Allodialnachlaß auseinanderzusetzen. Die Belehnungen vom Kaiser und Reich empfing er am 3. Mai 1487 zu Nürnberg auf dem Markte unter freiem Himmel. Den Formen war auf diese Weise Genüge gethan. Zum Wesentlichen der Herrschaft aber fehlte es, wie wir wissen, vor allen Dingen an Geld, und deshalb wurde alsbald den Ständen der Antrag gemacht, nunmehr die unter der vorigen Regierung abgelehnte Besteuerung des Bieres (Bierziese) zu bewilligen, in der Art, daß von jeder in den Städten gebrauten Tonne Bier 12 Pfennige erhoben wurden, und zwar sollten acht Pfennige davon in die kurfürstlichen, die übrigen vier Pfennige in die städtischen Kassen fließen. Adel und Geistlichkeit blieben befreit und durften dagegen auch die vier Pfennige nicht erhalten. Die Stände bewilligten die Steuer auf sieben Jahre, doch erhoben einige Städte Widerspruch. In Stendal kam es zu offener Widersetzlichkeit, und der Kurfürst schickte drei der vornehmsten altmärkischen Gutsbesitzer dahin ab, um die Bürgerschaft zum Gehorsam zu bringen. Der Pöbel aber erregte „einen gräu-

lichen Aufstand wider sie und schlug alle drei todt,"
und in ihrer Wuth machten die Stendaler noch Ausfälle auf die benachbarten adligen Güter, wo sie arge
Verwüstungen anrichteten. Da zog Johann mit bewaffneter Macht gegen sie aus. Er bezwang die Stadt.
Die Rädelsführer wurden hingerichtet, die Entflohenen für vogelfrei erklärt, und der Magistrat und
die Zünfte verloren zur Strafe ihre wichtigsten Privilegien. Auch die Verbindung mit der Hansa, der sie
sich wie andere Märkische Städte angeschlossen hatten, mußten sie aufgeben. — Unter der folgenden Regierung
erhielt Stendal indessen die entzogenen Privilegia aus Gnade zurück.

Dies strenge Verfahren wirkte so eindringlich, daß seitdem die übrigen widersetzlichen Städte sich willig
fügten.

Auch gegen das immer noch fortdauernde Uebel des adligen Raubwesens wurde mit Ernst eingeschritten,
und Kurfürst Johann war nicht der Letzte unter denen, welche auf dem Reichstage zu Worms dazu mitwirkten,
daß Kaiser Maximilian den allgemeinen Landfrieden aufrichtete und das Reichskammergericht einsetzte, wodurch
eine rechtliche Grundlage gewonnen ward, auf welcher der innere Friede Deutschlands, freilich nur nach
schweren Kämpfen, sich aufbauen konnte, bis der gesetzliche Friede allmählich in einen wirklichen Landfrieden sich
verwandelte.

Von besonderer Wichtigkeit unter dieser Regierung ist die Stiftung der Universität Frankfurt, weil dadurch zu ersehen ist, daß die geistigen Interessen unter den im Ganzen noch sehr rohen Bewohnern der Mark Brandenburg Platz zu greifen begannen. Die äußerliche Veranlassung, welche den Kurfürsten auf den Gedanken brachte, eine Hochschule zu errichten, war seine Bekanntschaft mit dem damals berühmten Arzte Simon Pistoris, welcher wegen wissenschaftlicher Streitigkeiten die Universität Leipzig verlassen hatte und als Leibarzt den Kurfürsten behandelte, der schon damals an der Wassersucht litt. Pistoris hoffte auch für sich selbst einen Wirkungskreis als Lehrer zu gewinnen, wenn er den Kurfürsten dazu vermochte, innerhalb seines Landes eine Universität zu gründen. Johann ging auf die ihm gemachten Vorschläge ein und erwählte Frankfurt an der Oder zum Sitz der neuen Stiftung. Schon wurde der Bau der nothwendigen Räumlichkeiten in Angriff genommen, als der Kurfürst durch den Tod von der Fortsetzung seines Werkes abberufen wurde. Bezeichnend für den Culturzustand der Mark in jenen Tagen ist der Umstand, daß zur Zeit, als man sich mit Errichtung einer Universität beschäftigte, in Berlin noch keine Apotheke zu finden war. Die erste Anstalt der Art wurde 1488 eröffnet und 1491 privilegirt.

Von den auswärtigen Händeln dieses Regenten ist nicht viel zu melden. Die bei jedem Regierungswechsel

wiederkehrenden Streitigkeiten wegen der Lehnsverhältnisse mit Pommern schloß er mittelst eines Vergleichs ab, durch welchen er, mit Ausnahme einiger Städte und Landstriche, Alles zurückgab, was sein Vater den Herzögen abgenommen hatte, und statt der Lehnsherrlichkeit begnügte er sich mit dem ihm zugestandenen Rechte der Erbfolge für den Fall des Aussterbens des pommerschen Mannsstammes.

Johann hatte das vierundvierzigste Jahr seines Alters noch nicht vollendet, als er am 8. Januar 1499 zu Arneburg, wohin er sich der Luftveränderung wegen begeben hatte, seiner langen und schweren Krankheit erlag. Im Berliner Dome kann man das schöne Denkmal von Peter Vischer bewundern, welches über seiner letzten Ruhestätte errichtet ward.

Von seiner Gemahlin Margarethe von Sachsen hatte er sechs Kinder. Da der älteste Sohn schon früh starb, so folgte der zweite, Joachim, in der Regierung. Der dritte, bei des Vaters Tode erst neun Jahr alte Bruder trat in den geistlichen Stand und wurde nachmals Kurfürst und Erzbischof von Mainz und Magdeburg. Von seinen Töchtern vermählte sich Elisabeth mit Friedrich Herzog von Holstein, der später als Friedrich I. den Thron von Dänemark bestieg. Es werden von den Geschichtsschreibern lange Reden und weise Rathschläge mitgetheilt, welche Kurfürst Johann auf seinem Todtenbette an seinen jungen Kurprinzen gerichtet

haben soll. Diese Erzählungen sind aber so wenig urkundlich beglaubigt,* daß sie vielmehr auf Veranlassung des Beinamen Cicero nachträglich erfunden zu sein scheinen.

Fünftes Kapitel.

Joachim I. (Nestor), 1499—1535.

Joachim war bei seines Vaters Tode noch nicht ganz sechszehn Jahr alt. Dietrich von Bülow, der Bischof von Lebus, hatte unter Aufsicht des Kurfürsten Johann die Erziehung des Prinzen trefflich geleitet, und seine ungewöhnlichen Geistesanlagen entwickelten sich so frühe, daß sein Oheim und Vormund, Markgraf Friedrich von Hohenzollern, ihm die Regierung der Marken zur selbstständigen Führung überließ und sich nur vorbehielt, im Falle einer eintretenden Kaiserwahl das Kurrecht für den minderjährigen Neffen auszuüben. Joachim war ein Freund der Wissenschaften, namentlich der damals als Wissenschaft geltenden Astrologie, und er las in den Sternen, daß seine Nachkommen dereinst auf dem päpstlichen Stuhle und auf Königs- und Kaiserthronen sitzen würden. Er sprach fertig lateinisch und ließ sich noch 1505 durch den Abt Tritheim, den er an seinen Hof berufen, im Griechischen unterrichten. Dem katholischen Glauben war er eifrig ergeben, so daß er der in seine Regierungszeit fallenden Reformation sich stets feindselig erwiesen hat.

Da Kurfürst Johann kein Testament hinterlassen, noch über die Abfindung seines jüngeren Sohnes Etwas angeordnet hatte, so huldigten die Stände der Mark beiden Brüdern zugleich. Albrecht wurde als Mitregent anerkannt, und es existiren noch Münzen und Urkunden mit den Namen Beider bezeichnet. Durch seinen Eintritt in den geistlichen Stand löste sich aber dies Verhältniß bald von selbst, und überdies hat der jüngere Bruder sich niemals an den eigentlichen Regierungs-Geschäften betheiligt.

In den letzten Jahren Johann's hatten Pest und Mißwachs mehrfach die Mark Brandenburg heimgesucht und namentlich auf dem Lande und unter den adligen Gutsbesitzern viele Noth erzeugt. Da auf diese Weise zu der ohnehin schon vorhandenen Neigung des Adels für das „Stehgreifreiten" noch das Bedürfniß hinzukam, so ist nicht zu verwundern, daß die kaum unterdrückten Räubereien sich in bedenklicher Weise wieder bemerklich machten. Das ging so weit, daß selbst der Hofadel nicht verschmähte, des Nachts auf Straßenraub auszugehen, und in diese Regierung fällt das Gebet der Städter und Bauern: Vor Köckeritz, Lüderitz, Kracht und Itzenplitz behüt' uns lieber Herre Gott!

Der junge Kurfürst hielt die von dem Adel begangenen Verbrechen keinesweges für edle ritterliche Passionen, wie dies die Junker damaliger Zeit thaten, sondern er ließ im Jahre 1506 mehr als siebzig Räuber, darunter

viele von Adel, hinrichten und verschonte auch den zu seiner nächsten Umgebung gehörenden Herrn von Lindenberg nicht, der in der Gegend von Belitz einem Reisenden in der Nacht das Geld abgenommen hatte.

Die Junker waren empört über die ihrem Stande angethane Schmach, und Einer von Otterstädt schrieb an des Kurfürsten Schlafkammerthür:

Joachimken, Joachimken hüte dy,
Wo wy dy krygen hangen wy dy.

Wirklich lauerte er ihm mit mehreren Spießgesellen bei Gelegenheit einer Jagdpartie im Köpnicker Walde auf. Der Anschlag wurde aber durch einen Bauer verrathen, und Joachim überfiel die Verschworenen und nahm sie gefangen. Otterstädt wurde geviertheilt, und sein Kopf zur Warnung auf das Köpnicker Thor von Köln aufgesteckt.

Als Markgraf Friedrich dem Kurfürsten deshalb Vorwürfe machte, sagte dieser: Ich habe kein adliges Blut vergossen, sondern nur Räuber und Mörder nach Verdienst gestraft. Um die Unterdrückung dieses Diebes- und Räuberwesens auch jenseit der Grenzen seines Landes zu bewirken, schloß er mit seinen Nachbarn in Mecklenburg, Pommern und Magdeburg Verträge zu diesem Behufe ab. Dabei war keineswegs irgend welche Feindschaft oder Gehässigkeit gegen den Adel seinerseits im Spiele, vielmehr schützte er denselben im Besitze aller der ausgedehnten Vorrechte, welche die Ritterschaft als

Entschädigung dafür genoß, daß sie den Kriegsdienst in Person und mit ihrem Gefolge zu leisten hatte. Steuerfreiheit, Zollfreiheit zu Lande und zu Wasser für alle Erzeugnisse der Güter, Gerichtsbarkeit erster Instanz und das Recht, daß die Bauern gegen ihre Herren nicht gehört wurden und den Gutsherren die Kinder als Dienstboten überlassen mußten, sowie alle die unzähligen anderen Geld- und Arbeitsleistungen, unter denen das Landvolk seufzte, blieben unangetastet. Für die Lage des Bauern in jenen Tagen ist es bezeichnend genug, daß die Urkunden und Schriftsteller damaliger Zeit ihn schlechtweg „den armen Mann" nennen.

Nur in des Kurfürsten eigene Rechte sollte der Adel nicht eingreifen dürfen, und Straßenraub und Gewaltthätigkeiten waren ein solcher Eingriff in die oberste Gerichtsbarkeit des Regenten. Auch sein Eifer für die katholische Sache kam dabei in's Spiel. Die Bauernunruhen im südlichen Deutschland betrachtete er als eine verwerfliche Folge der von ihm gemißbilligten Reformation. Derselbe Eifer ließ ihn dann 1530, auf dem Reichstage zu Augsburg, im Namen des Kaisers die heftigsten Drohungen gegen die evangelischen Fürsten aussprechen, und Joachim trug durch seinen Ungestüm wesentlich dazu bei, die Protestanten zu dem Schmalkaldischen Bündniß zu treiben. Er unterstützte sogar den Antrag einiger Bischöfe, welche Karl V. bewegen wollten, dem Reformator das sichere Geleit zu brechen und ihn so zu

behandeln, wie man mit seinem Vorläufer Huß in Kostnitz verfahren war. Karl wies indessen ein solches Ansinnen entschieden von sich. „Wenn auch die ganze Welt löge," sagte er, „ein Kaiser muß Treu und Glauben halten." Als aber nach Ablauf der einundzwanzig Tage, für welche das Geleit gegeben war, Luther in die Reichsacht erklärt ward, da ließ Joachim dies Verdammungsurtheil überall in der Mark verkünden und verstärkte dasselbe noch durch hinzugefügte Drohworte.

Zu seiner heftigen Erbitterung hatte nicht unwesentlich der Umstand mitgewirkt, daß zwei seiner nächsten Verwandten, Georg von Jägerndorf und der 1510 zum Hochmeister in Preußen erwählte Markgraf Albrecht von der fränkischen Linie, sich 1525 offen für Luther erklärt hatten. Ja, er mußte es erleben, daß seine eigene Gemahlin Elisabeth, die Tochter Königs Johann von Dänemark, die neue Lehre annahm und 1528 ohne Joachim's Vorwissen sich das Abendmahl unter beiderlei Gestalten reichen ließ. Dem Kurfürsten wurde dies durch seine Tochter verrathen. Er gerieth in den heftigsten Zorn und fragte bei seinen Bischöfen an, ob er seine Gemahlin wegen ihres Trotzes vom Leben zum Tode bringen dürfe. Da dies verneint wurde, fragte er weiter, ob er sich nicht scheiden lassen könne. Dies erklärten sie für möglich, riethen aber davon ab. Elisabeth, ohnehin schon durch vielfache Untreue ihres Gatten gegen ihn erbittert, entfloh zu ihrem Oheim, dem Kur-

fürsten von Sachsen, der ihr das Schloß Lichtenberg in der Nähe von Wittenberg zum Wohnsitz anwies. Sie lebte hier still und zurückgezogen, doch empfing sie zuweilen, mit Joachim's Zustimmung, den Besuch ihrer Kinder. Sie erhielt mehrfach von Luther selbst Unterweisung in der Religion und brachte sogar einmal mehrere Monate in dessen Hause zu. Erst nach des Kurfürsten Tode kehrte sie in die Mark zurück und starb zu Spandau im siebzigsten Jahre ihres Alters. Merkwürdig ist es, daß eine 1599 niedergeschriebene Chronik die Flucht der Kurfürstin nach Sachsen zwei Mal mit allen Nebenumständen erzählt, dabei aber mit keinem Worte erwähnt, daß die Religionsmeinungen Elisabeth's dabei im Spiele gewesen seien. Dem Kurfürsten und dessen vielen Concubinen wird allein die Schuld beigemessen.

Joachim fuhr nach Entfernung seiner Gemahlin fort, der Reformation entgegenzuwirken, namentlich auch durch das Verbot der lutherischen Schriften und Bibelübersetzung. Dennoch gewann die neue Lehre täglich mehr Anhänger im Volke, wobei der Einfluß und das Beispiel Magdeburgs von großem Gewicht war. Denn dort hatte der Erzbischof es nicht hindern können, daß in den Kirchen unter seinen Augen lutherisch gepredigt wurde. So vermochte Joachim's Widerstand wohl die äußere Anerkennung, nicht aber die innere Ausbreitung der Reformation zu verzögern, um so mehr

als man wußte, daß der Kurprinz und künftige Landesherr selbst im Stillen der neuen Lehre anhing. Zur Ehre des Kurfürsten ist übrigens anzuerkennen, daß er sich zur Unterdrückung und Bekehrung der Anhänger Luther's niemals gewaltsamer und ungesetzlicher Mittel bediente.

War nun Joachim auf dem religiösen Gebiete nicht im Stande, dasjenige durchzusetzen, was er für das Rechte und Beste hielt, so war in anderer Beziehung seine Wirksamkeit für das Gedeihen der Landesangelegenheiten eine vielfach segensreiche. Er bereiste die Städte in den Marken, um, wie er sagte „ihres Regimentes und Wesens zu erkundigen, und ferner gnädiglich zu helfen und zu rathen, damit sie an ihrer Nahrung zunehmen, sich bessern, Friede, Gericht und Recht bei ihnen erhalten werde." Er suchte unter Mitwirkung der Magisträte durch eine neue Städteordnung, die sogenannte „Reformation," dem gesunkenen Wohlstand der Bürger aufzuhelfen. Ein regelmäßiges Rechnungswesen über die Einkünfte der Stadtkassen wurde angeordnet, Gesetze gegen den Kleiderluxus gegeben, dessen Unmäßigkeit damals alle Klassen der Gesellschaft zu ruiniren drohte, Maß und Gewicht ward geregelt, eine umständliche Feuerlöschordnung bekannt gemacht und für vielerlei Mißbräuche und Willkürlichkeiten Abhilfe geschafft.

Die Einweihung der von seinem Vater bereits begründeten Universität Frankfurt ließ Joachim 1506 am

26. April feierlich vollziehen, und schon im ersten Jahre zählte die neue Hochschule mehr als tausend Studenten, doch konnte dieselbe niemals die gleiche Bedeutung wie ihre übrigen deutschen Schwestern erlangen. Der Grund lag wohl von Anfang an in ihrem Festhalten an der katholischen Lehre und der Feindseligkeit gegen die Reformation. Ward doch sogar der berüchtigte Ablaßkrämer Tetzel vom Rector Wimpina am 20. Januar 1518 feierlich zum Doctor der Theologie ernannt. Die fast gleichzeitig gegründete Universität Wittenberg, mit Luther und Melanchthon als Professoren, zog von Lehr- und Lernkräften alles Tüchtige und Strebsame an sich, und auch äußere Unfälle wirkten störend auf die Entwickelung der Frankfurter Anstalt ein. Schon 1515 machte eine ausgebrochene pestartige Krankheit es nothwendig, die Universität auf einige Zeit nach Kottbus zu verlegen[1]).

Dennoch war Frankfurt für die Mark Brandenburg in der ersten Zeit des Bestehens der Universität von hoher Wichtigkeit, weil hier hauptsächlich die Juristen gebildet wurden, mit welchen Joachim das von ihm 1515 unter Beirath der Stände gegründete Kammergericht besetzte. Dasselbe sollte fortan das Appellationsgericht für die Marken sein. Zwölf Beisitzer wurden

---

[1]) Sie hat bekanntlich bis 1811 fortbestanden, wo ihre Vereinigung mit der Breslauer Universität stattfand.

ernannt. Der Kurfürst in Person, oder an seiner Statt ein Kammerrichter, präsidirte den Sitzungen, die viermal jährlich zur Quatemberzeit stattfanden, nämlich dreimal auf dem Schlosse zu Köln an der Spree und einmal zu Tangermünde. Die Rechtshändel des Kurfürsten selbst und derjenigen Personen, welche man später die Eximirten nannte, sollten hier entschieden werden, und zwar ohne Appellation. Die Sporteln gehörten den Richtern, Strafgelder dem Kurfürsten. Es war von großer Bedeutung, daß, um in Erb- und Familienrechten gleichmäßige Normen in den Marken einzuführen, 1527 die sogenannte constitutio Joachimica erlassen wurde, welche ganz auf römischen Rechtssätzen beruht und durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen noch heutzutage in Berlin und einem Theile der Mark Brandenburg in Kraft ist. Eine fernere wesentliche Verbesserung der Justiz erreichte der Kurfürst dadurch, daß er die geistliche Gerichtsbarkeit in weltlichen Sachen zwar nicht aufhob, denn das hätte nicht in seiner Macht gestanden, aber doch so einschränkte, daß ein Theil der Uebel beseitigt wurde, die aus der Vermischung der priesterlichen und richterlichen Gewalt entsprangen.

Alle diese Maßregeln wirkten so heilsam für die Beruhigung der bürgerlichen und Verkehrsverhältnisse in der Mark, daß viele kleinere Reichsstände, namentlich die Städte Hamburg, Goslar und Lüneburg, dem

Kurfürsten gern ein jährliches Schutzgeld zahlten, um die heilsamen Folgen seiner Anordnungen auch auf ihrem Gebiete zu genießen.

Nicht so schnell ging es mit Hebung der Wissenschaften und der Verfeinerung der Sitten.

Hätte Kurfürst Johann auf seinem Todbette auch nicht die Worte gesprochen, die man ihm in den Mund legt: „Es giebt kein Fürstenthum, in welchem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange geht, als in unserer Mark,“ so bezeichnen sie doch den Zustand bei Joachim's Regierungsantritt ganz richtig, und dieser Fürst sagte selbst bei Eröffnung der Frankfurter Universität: „Ein gelehrter Mann ist in der Mark seltener, als ein weißer Rabe.“ Um so höher ist der Erfolg zu schätzen, den seine unausgesetzten Bemühungen um die Verbesserung des Landes zu Wege brachten.

Den Finanzen des Kurfürsten wurde dadurch aufgeholfen, daß die Stände ihm und seinen männlichen Erben die Forterhebung der Bierziese und, als diese nicht ausreichte, auch auf acht Jahre eine Hufensteuer (Grundsteuer) bewilligten, welche zur Tilgung der landesherrlichen Schulden verwendet werden sollte, wogegen Joachim, mit geringen Modificationen, die Versprechungen erneuerte, welche bereits Albrecht Achilles den Ständen wegen Auferlegung neuer Steuern gegeben hatte. Die Mark Brandenburg wurde unter diesem Kurfürsten durch eine jener Judenverfolgungen

in Aufregung versetzt, die seit den Zeiten der Kreuzzüge bis in's siebzehnte Jahrhundert hinein und noch später in allen Ländern Europa's immer wiederkehrten. In vielen Gegenden, namentlich in den freien Reichsstädten und in den reichsritterschaftlichen Gebieten behandelte man die Judenschaft wie einen goldsaugenden Schwamm, den man von Zeit zu Zeit ausdrückte und ihm dann kurze Ruhe gönnte, bis er zu einer neuen Auspressung sich wieder hinreichend gefüllt hatte. Die Vorwände zu solchen Ausbrüchen der Raubgier und des Aberglaubens kehren in merkwürdiger Uebereinstimmung überall wieder. Die Juden sollten Christenkinder geschlachtet und Hostien entweiht haben. Bewiesen ist kein einziger Fall einer solchen Anschuldigung, auch war das gerichtliche Beweisverfahren jener Zeiten überhaupt nicht dazu angethan, die Wahrheit einer Thatsache festzustellen. Gottesurtheile, Feuer- und Wasserproben und der gerichtliche Zweikampf beruhten auf der Ueberzeugung, Gott werde die Wahrheit offenbaren und dadurch den unschuldig Angeklagten retten. Ein wo möglich noch trüglicheres Beweismittel trat später an die Stelle jenes altgermanisch-religiösen Verfahrens, nämlich die Folter. Mittelst unerträglicher Körperqualen konnte jedes Geständniß erpreßt werden, und in Betracht dieser Umstände ist es eben so sehr und eben so wenig erwiesen, daß Juden Christenkinder geschlachtet haben, als es erwiesen ist, daß die Hexen sich mit Satan

in Liebeshändel eingelassen und auf Besenstielen zum Schornstein hinausgeritten sind. Daß Verspottungen von Hostien vorgekommen seien, gehört allerdings nicht zu den unmöglichen Dingen. Der Glaube, daß Brod durch den Segen des Priesters in den Leib Christi, oder nach den Anschauungen der damaligen gläubigen Christen eigentlich in die Gottheit selbst verwandelt werde, mußte den Juden nicht blos als eine entsetzliche Gotteslästerung, sondern außerdem noch als eine große Albernheit erscheinen. Kamen sie nun zufällig, etwa durch einen von ihnen selbst oder von andern begangenen Kirchendiebstahl, in den Besitz einer geweihten Hostie, so kann es sich wohl ereignet haben, daß sie höhnend dieselbe durchstochen oder zerbrochen haben, um sich durch augenscheinlichen Beweis über das lustig zu machen, was in ihren Augen eine große Verblendung der Christen war. Jedenfalls mußten sie für ein solches Verbrechen schwer genug büßen, wenn sie es begangen haben. Uebrigens sprechen alte Chroniken unumwunden den Verdacht aus, daß die Mönche selbst die Hostien gestohlen hätten, um einen Vorwand zur Plünderung der Juden zu erhalten.

Das erste Beispiel einer Judenverfolgung in der Mark fällt in's Jahr 1351. Sämmtliche Juden wurden theils erschlagen, theils aus dem Lande gejagt, und ihre Güter eingezogen. Kurfürst Ludwig verzieh schon im nächsten Jahre den Bürgern von Stendal und Berlin

diese Excesse und versprach der letztgenannten Stadt, daß alle Geschichten, die geschehen sind an den Juden, aus seinem Herzen verbannt sein sollen, und will er seine lieben Berliner wieder so ansehen, als ob Nichts vorgefallen wäre. Die Strafe blieb indessen nicht aus. Man hatte die Leichen der Erschlagenen überall unbeerdigt liegen lassen, und so erzeugten die Juden nach ihrem Tode eine Pest, als deren Ursache man sie oft im Leben angesehen hatte. Die Stadt Speyer handelte klüger. Dort packte man die Körper der erschlagenen Juden in Weinfässer und ließ sie rheinabwärts nach Holland schwimmen.

Der Volkswahn, daß ansteckende Krankheiten durch boshafte Menschen erzeugt werden, hat sich bekanntlich bis in unsere Tage erhalten. Früher fiel der Verdacht auch zuweilen auf die Todtengräber, die man beschuldigte, Giftpulver auszustreuen, um sich mehr Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Im Mittelalter sind die Beispiele nicht selten, daß man nach Ausbruch einer Pest die Todtengräber folterte und hinrichtete.

Die unter der Regierung Joachim's I. ausgebrochene Judenverfolgung fällt in das Jahr 1510.

Ein Kesselflicker hatte mittelst Einbruchs aus einer Dorfkirche eine vergoldete Monstranz mit vier Hostien entwendet und angeblich an Juden verkauft. Auf der Folter bekannten diese, daß sie Unfug mit den Hostien getrieben, worauf wunderbare Erscheinungen an den=

selben sich gezeigt, und daß sie außerdem vier oder fünf Christenkinder geschlachtet und denselben das Blut abgezapft hätten. Mehr als dreißig Juden wurden auf Einem Scheiterhaufen verbrannt. Zwei, denen man Begnadigung versprochen, wenn sie sich taufen ließen, wurden geköpft, alle übrigen Juden aber aus dem Lande gejagt, nachdem sie unter vielen Selbstverwünschungen für den Fall der Wiederkehr hatten Urfehde schwören müssen.

Die Kirche erkannte rühmend den frommen Eifer an, welchen der Kurfürst in dieser Sache bewiesen, und als in demselben Jahre der Hochmeister des deutschen Ordens gestorben war, wurde, wie erwähnt, ein Prinz des hohenzollernschen Hauses, Markgraf Albrecht, an dessen Stelle erwählt. Derselbe trat aber bald darauf öffentlich zur Reformation über und nahm Preußen als ein weltliches Herzogthum von der Krone Polen zum Lehen.

Für Brandenburg knüpfte sich hieran die wichtige Folge, daß der deutsche Orden, als er des Kurfürsten Hilfe gegen Polen erbitten mußte, dafür allen Ansprüchen auf die Neumark entsagte. Entstand dadurch auch keine eigentliche Erweiterung seines Ländergebietes, so hatte Joachim doch auch sonst schon auf friedlichem Wege sein Besitzthum vergrößert. 1511 wurden die verpfändeten Herrschaften Kottbus und Peitz wieder eingelöst, ebenso 1516 die Herrschaft Zossen, ein Lehen der

Krone Böhmen. Nach Aussterben der Grafen von Lindow und Ruppin erwarb er 1524 diese Grafschaft, und endlich wurden unter seiner Regierung auch die langjährigen Lehnsstreitigkeiten mit Pommern durch den Grimnitzer Vertrag (24. August 1529) ein für alle Mal beigelegt. Den Pommern ward zugestanden, als Reichsfürsten ihre Belehnung unmittelbar vom Kaiser zu empfangen, wobei für Brandenburg das Recht vorbehalten blieb, die Lehnsfahne mit anzufassen, zugleich als Anerkennung des Erbrechts der Kurfürsten für den Fall des Aussterbens der pommerschen Herzöge.

So durfte Joachim auf seinem Sterbebette sich rühmen, daß er nach innen und außen die Herrschaft in besserem Zustande hinterlassen, als er sie von seinem Vater erhalten habe. Verhängnißvoll für Deutschland war die während dieser Regierung eintretende Wahl Karl des Fünften zum Kaiser. Diesem seinem Enkelsohne wollte Kaiser Maximilian die Nachfolge sichern, während auf der andern Seite Franz I. von Frankreich sich eifrig um die Krone des Reichs bewarb. Beide suchten die Stimmen der Kurfürsten durch jede Art der Ueberredung und Bestechung für sich zu gewinnen, und namentlich sollte auch Joachim durch die Vermählung seines Sohnes mit einer Verwandten des einen oder des andern Prätendenten und durch große Geldsummen sich bestimmen lassen, doch zerschlugen sich die Verhandlungen durch Kaiser Maximilian's 1519 erfolgten Tod,

und Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, dessen Persönlichkeit sich vielleicht am meisten von Allen für die höchste Würde eignete, hatte die ihm angebotene Krone ausgeschlagen. Joachim kam nun auf den Gedanken, selbst als Bewerber aufzutreten, allein sein eigener Bruder, Erzbischof und Kurfürst Albrecht von Mainz, erklärte sich gegen ihn und für Karl von Spanien, und so fiel denn die Wahl auf diesen Enkel des Kaiser Maximilian (28. Juni 1519). Dadurch ward auf den deutschen Thron ein Kaiser erhoben, welcher nicht deutsche, sondern europäische Interessen und europäische Politik zum Mittelpunkt seiner Bestrebungen machte. Deutschland war ihm nur eine Provinz seines ungeheuren Reiches. Durch Geburt und Erziehung ein Gemisch von Niederländer und Spanier, hatte er kein Verständniß für das deutsche Wesen, das er verachtete, noch für die größte deutsche That, die Reformation, die er verabscheute. Jeder Widerstand deutscher Fürsten gegen seinen Willen erschien ihm als Aufruhr und Empörung, und jahrelang mußten zwei der mächtigsten unter ihnen in der Gefangenschaft den Versuch büßen, ihm entgegengetreten zu sein. Da konnte Deutschland nicht den Wunsch empfinden, sich als ein Ganzes unter den neuen Herrscher zu schaaren, sondern jeder Theil war darauf bedacht, seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu erhalten.

Der letzte Rest deutscher Einheit und Einigkeit ging

seit dieser Zeit verloren. Der dreißigjährige Krieg bereitete sich von Weitem vor.

Dies im Voraus zu erkennen vermochten freilich die damals Lebenden nicht, und als das Unheil hereinbrach, waren die Kurfürsten, welche bei der Wahl von 1519 mitgewirkt hatten, schon längst zu ihren Vätern versammelt. Joachim I. starb am 11. Juli 1535 in Stendal, seines Alters im zweiundfünfzigsten Jahre.

Die auffallenden Widersprüche, welche sich in dem Charakter dieses Kurfürsten zeigen, werden größtentheils aus der Zeit erklärt, in der er lebte. Während alle seine Anordnungen, welche Rechts- und Verkehrsverhältnisse betreffen, von einem klaren, nüchternen, auf das Praktische gerichteten Verstande Zeugniß geben, war er auf der andern Seite von der Untrüglichkeit der Sterndeuterei so fest überzeugt, daß er sich durch die Prophezeiungen der Hofastrologen zu den seltsamsten Dingen verleiten ließ. Daß die Welt im Februar 1524 durch eine zweite Sündfluth untergehen würde, stand bei ihm über allen Zweifel fest, bis es dennoch anders kam, und als für den 15. Juli 1525 der Untergang der Städte Köln und Berlin durch ein Unwetter prophezeit war, fuhr der Kurfürst mit seiner Gemahlin in einer Karosse auf den Tempelhofer Berg, um von da aus das Schauspiel mit anzusehen. Wie hier eine verworrene Schwärmerei neben klarer Vernunft, so bestand neben seinem heftigen

Religionseifer doch wieder eine große Duldsamkeit gegen seine der neuen Lehre anhängenden Unterthanen, und auf der andern Seite treibt er die eigene Gattin, deren Liebe er freilich durch seine Untreue längst verscherzt hatte, ihres Glaubens wegen in die Verbannung. Er läßt seine Söhne feierlich geloben, am katholischen Bekenntniß festzuhalten, und gestattet dennoch den Gebrauch der deutschen Bibel, nur nicht der lutherischen Uebersetzung. Gerade durch diese Duldung wurde der vollständige und friedliche Sieg der Reformation in der Mark am gründlichsten vorbereitet. Consequenz lag überhaupt nicht in Joachim's Charakter. Für seine Person ein Liebhaber von Glanz und Pracht, von festlichen Aufzügen, Jagden und Turnieren, liebte er es, sein Hofgesinde in kostbaren Kleidern zu sehen, und daneben erließ er die strengsten Vorschriften zur Einschränkung des Kleiderluxus für die Bürger der Städte. Selbst ein Verehrer der Frauen[1]) und Vater von mehr als Einem natürlichen Sohne, eifert er in seinen Gesetzen für Keuschheit und züchtigen Lebenswandel. Anzuerkennen ist es, daß er wenigstens seine Maitressen und deren Kinder nicht zum Schaden des Landes übermäßig bereicherte. Einer seiner Söhne arbeitete als Consistorialrath unter der folgenden Regierung.

---

[1]) Mit der Frau des Franz Hornung, den er von Berlin entfernt hielt, lebte er in doppeltem Ehebruch

Im Ganzen war Joachim's Wirksamkeit für die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse in Brandenburg durchaus heilsam. Er gewöhnte die auseinander strebenden Elemente, sich um den Fürsten als ihren Mittelpunkt zu schaaren. Indem er die Willkür des Adels und die Sondergelüste der Städte brach und durch Gemeinsamkeit des Rechts die Selbstbestimmung der einzelnen Landestheile einschränkte, arbeitete er, vielleicht ohne es selbst klar zu wissen, an der Aufgabe, aus dem fürstlichen Länderbesitz einen Staat zu bilden.

Die Bestandtheile, die er dazu vorfand, waren roh genug. In der Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften und des klassischen Alterthums, wo in Italien Raphael und Michael Angelo, in Süddeutschland Albrecht Dürer und Holbein lebten, blieb der ursprünglich slavische Theil von Norddeutschland, und namentlich die Mark, nach dem einstimmigen Zeugniß der Zeitgenossen fast unzugänglich für jede höhere Bildung. Der Adel des Landes konnte nur durch Furcht und Gewalt davon zurückgehalten werden, in eine Räuberbande auszuarten, und für alle Stände waren Putz, Schmausereien und unmäßige Trinkgelage die liebsten und einzigen Unterhaltungen. Neben einem lebhaften religiösen Sinn, welcher durch die Streitigkeiten über die neue Lehre besonders rege geworden, ging der plumpste Aberglauben einher. Zauberei und Hexenprozesse waren an der Tagesordnung, die Strafgesetze, auch nach Karl's des

Fünften peinlicher Halsgerichtsordnung, noch grausam und unmenschlich.

Dadurch, daß die Stände dem Kurfürsten für dessen ganze Regierungszeit und zum Theil noch darüber hinaus nicht unbeträchtliche Abgaben und Einnahmen bewilligt hatten, war der Grund zu einer geregelten Finanzwirthschaft gelegt, und da die folgende Regierung ebenfalls eine friedliche war, so konnten nun alle diese Keime sich folgerecht weiter entwickeln.

Sechstes Kapitel.

Joachim II. und Johann von Küstrin, 1535—1571.

Uneingedenk der Anordnungen Kurfürst Albrecht's, daß die Marken in Zukunft ungetheilt bleiben und in ihrer Gesammtheit stets dem Nachfolger in der Kurwürde hinterlassen werden sollten, hatte Joachim I. in seinem Testamente dennoch die Anordnung getroffen, daß sein älterer Sohn Joachim die Kurmark nebst der Kurwürde, der jüngere, Johann, dagegen die Neumark, nebst den Landen Sternberg, Krossen, Kottbus und Peitz, und die Oberherrschaft über das Heermeisterthum zu Sonnenburg erhalten sollte.

Joachim fügte sich willig dieser väterlichen Anordnung, obgleich er nach Albrecht's Hausgesetz wohl befugt gewesen wäre, dieselbe anzufechten. Johann machte

Küstrin zu seiner Residenz und wird deshalb auch gewöhnlich Markgraf Johann von Küstrin genannt.

Beide Brüder waren an Charakter sehr verschieden. Dennoch lebten sie im Ganzen friedlich und einträchtig neben einander. Sie regierten sechsunddreißig Jahre in den Marken und starben fast zu gleicher Zeit. Johann überlebte seinen Bruder nur um zehn Tage.

Joachim wird mit dem Beinamen Hector bezeichnet. Seinen Vater hatte man Nestor genannt. Diese Brandenburgischen Heroenbeinamen sind aber im Ganzen so wenig zutreffend, daß es nicht der Mühe lohnt, bei denselben zu verweilen.

Die gesammte Regierungszeit beider Brüder hatte wesentlich ihren Schwerpunkt in der Lutherischen Reformation. Jeder von Beiden stellte sich, seiner Eigenthümlichkeit nach, auf verschiedene Weise dieser großen Frage gegenüber.

Joachim war am 15. Januar 1505 geboren. Er erhielt eine für jene Zeiten vortreffliche Erziehung. Der Rechtsgelehrte Funk und der Theologe Regelin leiteten dieselbe unter Aufsicht des Vaters und des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg und Mainz. Daß die Lieblingswissenschaft Joachim's I., die Sterndeuterkunde, nicht vernachlässigt wurde, versteht sich von selbst. Auch Johann bekam gründlichen Unterricht in der Astrologie, und der jüngere Bruder trieb sogar, seinem Charakter gemäß, den Aberglauben mit weit mehr Methode, als

Joachim, der die Sachen überhaupt nicht so ernst und schwer zu nehmen liebte. Mitten im Frieden rüstete Johann wohl plötzlich sein Heer, armirte die von ihm angelegten Befestigungen von Küstrin und Peitz und stand eines plötzlichen Angriffs gewärtig, weil er in den Sternen gelesen, daß er sich auf einen feindlichen Ueberfall gefaßt machen müsse.

Joachim hatte schon als Kurprinz rühmliche Kriegslorbeern erworben. Sultan Soliman stand mit seinem Heere bereits in der Nähe von Wien, als die deutschen Fürsten endlich auf der Versammlung zu Regensburg sich herbeiließen, die Absendung einer Reichsarmee von beträchtlicher Stärke zu genehmigen. An 50,000 Mann Fußvolk und Reiterei sollten in's Feld rücken, und Joachim ward zum Anführer und Hauptmann des Niedersächsischen Kreises ernannt. 6000 Mann standen unter seinen Befehlen. Durch einen tapfern Angriff brachte er es dahin, daß Soliman sich zu einem Waffenstillstande bereit erklärte, und des Kurprinzen persönlicher Muth fand bei dieser Gelegenheit so ehrenvolle Anerkennung, daß der Kaiser ihn im Angesicht des ganzen Heeres zum Ritter schlug.

Wie im Triumph kam er zu seinem Vater zurück. In Berlin ward ein festlicher Empfang bereitet. Man kehrte die Düngerhaufen aus den Gassen, und unter Glockengeläute und Böllerschüssen zogen dem jugendlichen Sieger die Bürger der Hauptstadt und lange

Reihen reichgeschmückter Frauen und Jungfrauen entgegen. Der Kurfürst umarmte vor allem Volke seinen Sohn, und Spiele und Feste jeder Art wurden zur öffentlichen Belustigung mit großer Pracht veranstaltet.

Die Liebe des Volkes für den Kurprinzen, die sich bei dieser Gelegenheit offenbarte, war schon älteren Ursprungs. Man wußte, daß er, im Gegensatze zu seinem Vater, die neue Lehre begünstigte, und die Mehrzahl der Bevölkerung stand auf Luther's Seite. Schon als Knabe von vierzehn Jahren hatte Joachim zu erkennen gegeben, wie er sich dereinst der Reformation gegenüber verhalten würde. Er hatte damals Luther kennen gelernt, den er bei einem Besuche in Lichtenberg im Hause der Kurfürstin Elisabeth antraf. Auch später sah er denselben noch verschiedene Male wieder. In den Glaubenssätzen ließ er sich von dem Reformator vollständig überzeugen, dagegen war ihm Luther's Ungestüm und dessen allzu derbes Auftreten gegen solche Fürsten zuwider, die derselbe als Feinde seines Werkes betrachtete. Luther rechtfertigte sich, indem er dem Prinzen auf dessen Vorwürfe erwiderte: „Weidene Ruthen kann man mit einem Messer zerschneiden, aber zum Umsturz harter Eichen sind scharfe Aexte, grobe Keile und zerreißende Sägen nothwendig."

Solche Mittel stimmten nun nicht mit Joachim's Ansichten und Gemüthsart. Auch sagten seiner Pracht-

liebe die Ceremonien der römischen Kirche zu, und ihm gefielen die Bilder, die rauschende Musik, der Weihrauch und die kostbaren Meßgewänder. Er erklärte dies Alles, und wahrlich nicht ganz mit Unrecht, für Nebendinge, mit denen, so gut wie ohne dieselben, der wahre Glaube bestehen könne.

Hauptsächlich aber hoffte er noch immer, daß die Kirche sich aus sich selbst reformiren und durch ein großes Concilium einen Ausweg finden würde, auf welchem beide Theile friedlich nebeneinander wandeln möchten.

Als er nach seines Vaters Tode die Kurwürde übernahm, konnte er sich zu einem förmlichen Uebertritt zur Reformation lange nicht entschließen. Seine Anerkennung derselben war eine ruhige, durchaus leidenschaftslose, so daß die Fragen nach der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit durch keinen heftigen Glaubenseifer bei Seite geschoben wurden. Er verwandelte sogar 1536 ganz im katholischen Sinne das schwarze Kloster zu Berlin neben dem Schlosse in ein Domstift und suchte dazu die päpstliche Genehmigung nach, die auch nicht ausblieb; ja die katholischen Interessen schienen noch verstärkt zu werden, als er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (1534), der Tochter Georg's von Sachsen, bereits 1536 zum zweiten Male mit Hedwig, der Tochter König Siegismund's I. von Polen vermählt und in dem Heirathscontracte das Versprechen hatte unterschreiben

müssen, keine Aenderung in Glaubenssachen vorzunehmen. Die Bedenken, die hieraus erwuchsen, wurden erst später beseitigt, als Hedwig selbst sich für Luther's Lehren erklärte.

Ganz anders war Johann's Verhalten. Schon im ersten Jahre nach seinem Regierungsantritt bekannte er sich offen zur Reformation. Ueber den Bruch des Gelübdes, welches er seinem sterbenden Vater gethan, bei der alten Lehre zu verharren, hatten die Theologen ihn, und mit Recht vollständig beruhigt. Er ließ an seinem Hofe lutherischen Gottesdienst halten und gab dem Lande völlige Freiheit in Glaubenssachen.

Sehr bald erfolgte der Uebertritt fast aller seiner Unterthanen. Die Stadt Kottbus war die erste, welche einen Schüler Luther's an ihre Kirche berief, und in den übrigen Städten, noch mehr auf dem platten Lande, wurde die Einführung der Reformation nur dadurch verzögert, daß es an Geistlichen fehlte. Nicht selten mußten Handwerker, selbst Handwerksgesellen, die einmal den Dr. Luther in Wittenberg predigen gehört hatten, das Seelsorgeramt übernehmen, wo dann eine Vorlesung aus Luther's Schriften die Stelle der Predigt vertrat. Schon 1578 erließ Johann eine allgemeine Kirchenordnung, welcher der in Wittenberg eingeführte Ritus zu Grunde lag. Die Klöster, welche von selbst verlassen wurden, zog er ein und verwendete deren Güter und Einkünfte theils zu Staatszwecken,

theils für Kirchen und wohlthätige Anstalten. Die wenigen übrig gebliebenen Mönche wurden auf Lebenszeit nothdürftig versorgt.

Auch nach Außen hin gab der Markgraf von seiner protestantischen Gesinnung dadurch Zeugniß, daß er sich dem schmalkaldischen Bunde anschloß, mit dem Vorbehalte jedoch, sich an keinem gegen seinen Bruder oder seinen Oheim, den Kurfürsten von Mainz, gerichteten Unternehmen betheiligen zu dürfen. Joachim lehnte es ab, dem Bunde beizutreten, und doch hätten die Sachen eine ganz andere Gestalt gewonnen, wenn er kühn genug gewesen wäre, offen mit seiner Ueberzeugung hervorzutreten. Der Kaiser würde alsdann Bedenken getragen haben, sich einer so starken Vereinigung mit Gewalt zu widersetzen. Vielleicht wäre der ganze schmalkaldische Krieg vermieden worden.

Indessen fühlte der Kurfürst, daß er nicht völlig unthätig bleiben dürfte. Der allgemeine Wunsch der Bevölkerung sprach sich für die neue Lehre aus und übertönte nach und nach die abmahnenden Stimmen seines Oheims, des Erzbischofs von Mainz, und seines Schwiegervaters, des Königs von Polen.

Von ganz besonderem Gewichte war es auch für Joachim, daß die 1538 zusammenberufenen Stände der Mark sich für die Reformation aussprachen, mit deutlicher Hinweisung darauf, daß sie sich weit eher bereit finden lassen würden, des Kurfürsten Schulden

zu bezahlen, wenn Joachim sich für Luther erklärte. Auch die Ermahnungen der Kurfürstin Mutter kamen hinzu, und ganz besonders wirkte durch sein Beispiel der Bischof von Brandenburg, Mathias von Jagow. Dieser hatte bereits 1536 den Geistlichen seines Sprengels erlaubt, sich zu verehelichen (er selbst vermählte sich später mit einer von Rochow) und den Laien den Kelch zu reichen. 1537 durfte sogar in Berlin Luther's Schüler Buchholzer, den man aus Arnswalde dorthin berufen hatte, als Prediger angestellt werden. Die öffentliche Stimme ward immer dringender. Da endlich faßte der Kurfürst den Entschluß, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten aus den Händen des Bischofs von Brandenburg zu empfangen. Dies geschah am 1. November 1539 in der Kirche zu Spandau, und schon am folgenden Tage wurde dieselbe Feier zu Berlin von dem Magistrat und dem überwiegend größten Theile der Einwohnerschaft begangen, doch wußte der Kurfürst sich bei dieser ganzen Sache so geschickt zu benehmen und gab dem Kaiser so beruhigende Erklärungen ab, daß die Katholiken ihn noch nicht für einen durchaus Abtrünnigen hielten.

Zwar beschäftigte man sich alsbald auch, unter seiner persönlichen Mitwirkung, mit dem Erlaß einer Kirchenordnung für die Kurmark, und in Glaubenssachen wurden die Hauptlehren des Lutherischen Katechismus dabei zu Grunde gelegt, allein Joachim behielt, theils

aus den angedeuteten politischen Rücksichten, theils aus persönlicher Vorliebe, von dem äußerlichen Schmuck und den Ceremonien des katholischen Ritus so vieles bei, daß die orthodoxen Theologen, namentlich Buchholzer, damit sehr unzufrieden waren. Dieser wandte sich deshalb an Luther selbst und theilte ihm seine Bedenken und Gewissensscrupel mit, erhielt aber von dem Reformator den sehr weisen und offenbar mit schalkhafter Ironie abgefaßten Bescheid: „Wenn euer Kurfürst will lassen das Evangelium lauter und ohne Zusatz, und die beiden Sakramente Jesu Christi nach ihrer Einsetzung reichen und geben, so geht in Gottes Namen herum, und tragt ein silbernes oder goldenes Kreuz, und Chorkappen oder Röcke von Sammet, Seide oder Leinwand, und hat euer Herr der Kurfürst an Einem Chorrock nicht genug, so zieht ihrer drei an, wie Aaron, der Hohepriester, — — — und hat euer Herr ja Lust, so mögen Ihre Kurfürstlichen Gnaden vorher springen und tanzen, mit Harfen, Zimbeln, Pauken und Schellen, wie David that vor der Lade des Herrn. — —"

Dieser Bescheid ist charakteristisch für die Art und Weise, wie Luther bei der äußern Förderung seines Reformationswerkes sich in die Verhältnisse zu schicken wußte. Er war gegen die Fürsten, die seiner Lehre anhingen, oder die er noch zu gewinnen hoffte, bis zur äußersten Grenze des Möglichen tolerant und bewahrte

seine bekannten derben Episteln und Scheltworte für diejenigen, bei denen keine Besserung zu hoffen war. Für Joachim spricht aber der Umstand, daß er die Absicht hatte, durch sein Zögern und sein Festhalten an den äußeren Formen des Katholicismus von sich selbst und seinem Lande wo möglich den Zorn des Kaisers mit allen bösen Folgen desselben abzuwenden. Das beweist ein Schreiben des Kurfürsten aus späterer Zeit, in welchem die Worte vorkommen: „Ich muß es so machen gegenüber der kaiserlichen Majestät, daß meine Land und Leute nicht verderbet und verstöret werden. Denn man hat wohl gesehen vor Wittenberg, was Elends und Jammers da gewesen ist. O wie gerne wäre man mit Fahnen und Kerzen gegangen!"

Gut bleibt es dennoch, daß nicht alle deutschen Fürsten so dachten, sondern daß auch wahrhaft begeisterte Vorkämpfer der Reformation unter ihnen aufstanden, denn ohne eine solche Hingebung hätte die große religiöse Bewegung wenig Aussicht auf Erfolg gehabt.

Die märkischen Geistlichen theilten die Bedenklichkeiten ihres Fürsten nicht. Auch wäre es unbillig, von demjenigen, der mit feuriger Ueberzeugung eine neue Idee ergreift und seinen alten Glauben von sich wirft, eine überwiegende Berücksichtigung der möglichen äußeren und weltlichen Folgen zu verlangen. Das Große geschieht eben nicht wie das Alltägliche, und dem religiösen Eifer liegen solche Bedenklichkeiten fern. Sonst

hätte man sich sehr wohl bei Joachim's Kirchenordnung für's Erste beruhigen können. Dieselbe war von der Art, daß Melanchthon sich sehr günstig darüber äußerte. „Wenn vor vierzig Jahren," sagte er, „eine solche Kirchenordnung eingeführt worden wäre, so hätte Luther nicht nöthig gehabt zu schreiben."

Allein bei den Geistlichen überwog der Eifer für die Abstellung der Aeußerlichkeiten und Ceremonien, die ihnen als Teufelswerk erschienen, und sie erhoben Streitigkeiten deshalb, die bis zum Jahre 1550 an Heftigkeit immer zunahmen. Da endlich erklärte der Kurfürst ihnen unumwunden, daß er bei seiner Kirchenordnung stehen bleibe, und wenn Buchholzer mit seinem Anhange die Kirche um äußerer und geringer Dinge willen in Noth bringe, so werde er selbst nicht mehr ihr Ordinarius und Bischof bleiben, sondern sie dem Papste oder dem Bischofe von Lebus übergeben. Das wirkte. Die Reformation breitete sich seitdem sehr schnell auf friedlichem Wege in der Mark aus und wurde bald zur herrschenden Confession.

Dennoch hatten die Geistlichen nicht so unrecht, wenn sie mit den halben Zugeständnissen des Kurfürsten unzufrieden waren. Das Beispiel des Markgrafen Johann von Küstrin beweist zur Genüge, daß eine strenge Durchführung der Lutherischen Kirchenordnung sehr wohl thunlich gewesen wäre und dem Lande keine erheblichen Ungelegenheiten bereitet hätte.

Karl V. war viel zu klug und viel zu sehr gegen jede kirchliche Neuerung eingenommen, als daß er sich durch Beibehaltung einiger Formen hätte beschwichtigen lassen, und so war denn Ueberschätzung der Aeußerlichkeiten, ein großer Theil Eigensinn und starres Festhalten an vorgefaßter Meinung ebensowohl auf Seiten des Kurfürsten als auf Seiten seiner Gegner vorhanden. Der Schlüssel zu Joachin's Benehmen in Religionssachen ist einfach darin zu suchen, daß seine Seele nicht so ausschließlich von religiösen Gedanken und Bestrebungen erfüllt war, wie wir dies bei vielen seiner Zeitgenossen wahrnehmen, sondern daß die Erhaltung des Friedens und die Ungestörtheit eines ruhigen und behaglichen Lebensgenusses ihm oben an standen. Damit übereinstimmend zeigte sich der Kurfürst im weiteren Verlauf der kirchlichen Angelegenheiten durchaus duldsam und milde. Die drei großen Bisthümer Havelberg, Brandenburg und Lebus gingen allmählich vielmehr von selbst ein, als daß sie förmlich aufgehoben worden wären. Mit der Religionsveränderung ergab sich die Verweltlichung der Güter dieser Stiftungen von selbst. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der reichen Pfründen blieb als Sinecuren für adlige Familien bestehen. Ebenso erging es den Klöstern, die meistentheils aus milden Gaben und Vermächtnissen ihre Einkünfte bezogen. Diese fielen fort, die Mönche traten in's bürgerliche Leben über, und für die wenigen

Zurückbleibenden wurde gesorgt. Die Städte setzten es durch, daß ein großer Theil der Klostergüter zu Schulzwecken verwendet wurde. Der Adel beanspruchte den Heimfall der von den Vorfahren herrührenden Schenkungen und Stiftungen, und auf diese Weise brachte die Säcularisation der Kirchengüter für die kurfürstlichen Kassen einen verhältnißmäßig nur geringen Vortheil.

Im Jahre 1541 wurde eine große Kirchen- und Schulvisitation durch das ganze Land angeordnet, wobei sich so beklagenswerthe Zustände ergaben, daß man zu der Ueberzeugung kam, wie namentlich für die Schulen so gut wie Alles erst zu thun wäre. Dies bedurfte dann vieler Zeit und mußte allmählicher Entwickelung vorbehalten bleiben.

Auch auf die Universität Frankfurt, welche jetzt ebenfalls evangelisch wurde, erstreckte sich die Sorgfalt des Kurfürsten, und ein erfreuliches, wenn gleich nicht dauerndes Aufblühen dieser Anstalt war die Folge davon. Joachim ließ sogar seine beiden Söhne eine Zeit lang daselbst studiren, um den berühmten, nach Frankfurt berufenen Sabinus, Melanchthon's Schüler und Schwiegersohn, zu hören, allein obgleich auch die Einkünfte der Hochschule von dem Kurfürsten durch Zuwendungen aus geistlichen Gütern bedeutend vermehrt wurden, war diese Blüthe der Anstalt doch nur eine schnell vorübergehende.

Die Angelegenheiten der Kirche und Schule waren damals im deutschen Volke nicht nur das Bewegende für alle geistigen Interessen und Bestrebungen, sondern sie sind auch lange nachher noch der Mittelpunkt geblieben, um welchen die meisten politischen Begebenheiten sich drehten. Die Mark Brandenburg trat durch Annahme der Reformation selbstredend in diese Bewegung mit ein.

Auf dem Reichstage von 1530 war die von den lutherischen Ständen übergebene Augsburgische Confession verworfen worden. Es sollten die kirchlichen Verhältnisse insgesammt in den vorigen Stand zurückversetzt, und namentlich die geistlichen Güter den Kirchen, Klöstern und Stiftern zurückgegeben werden.

Erst einem künftigen, allgemeinen Concilium blieb die Ausgleichung der Glaubensstreitigkeiten vorbehalten.

Da berief der Kurfürst von Sachsen die protestantischen Stände nach Schmalkalden, um Maßregeln zum Schutze der bedrohten neuen Lehre und ihrer Angehörigen zu verabreden. Als durch die unmittelbar darauf erfolgte Wahl Ferdinand's I. zum römischen Könige die Gefahr noch dringender wurde, schloß man am 27. Februar 1531 auf sechs Jahre den schmalkaldischen Bund, dem außer dem Kurfürsten von Sachsen die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, die Fürsten und Grafen von Anhalt und Mansfeld und eine große Zahl der

bedeutendsten Reichsstädte sich anschlossen. Alle sollten in Religionssachen für Einen Mann stehen.

Kurfürst Joachim verweigerte von dem Standpunkte aus, den er einmal eingenommen, seinen Beitritt ganz folgerichtig deswegen, weil er noch immer die Hoffnung hegte, daß ein allgemeines deutsches Concil im Stande sein würde, dem Religionsstreit ein Ende zu machen, und er sich außerdem von einem bewaffneten Widerstande, welcher durch keine einheitliche Leitung kräftig zusammengehalten wurde, nicht viel Erfolg versprach. Markgraf Johann von Küstrin dagegen trat, wie wir sahen, dem Bunde nachträglich bei.

Der Kaiser war in dieser Zeit zu sehr mit der Abwehr der Türken beschäftigt, um die Verbündeten schon jetzt feindlich zu behandeln, er brachte deshalb 1532 den Nürnberger Religionsfrieden zu Stande, nach dessen Bestimmungen Alles in der bestehenden Lage bleiben sollte, wogegen beide Theile sich verpflichteten, bis zu dem beabsichtigten Concil sich jeder Feindseligkeit zu enthalten.

Als im Februar 1537 die sechs Jahre, für welche der Bund geschlossen war, zu Ende gingen, verlängerte man denselben auf anderweit zehn Jahre, und eine Anzahl neuer Bundesglieder, Fürsten und Städte, wurden aufgenommen. Auch der König von Dänemark erklärte seinen Beitritt, und man beschloß, zum Schutze gegen die befürchteten Angriffe des Kaisers, ein Heer

von 12,000 Mann unter Anführung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen zusammenzubringen. Die Entscheidung durch ein Concilium wurde verworfen, und es erfolgte die Annahme der von Luther aufgestellten, unter dem Namen der Schmalkaldischen Artikel bekannten Glaubenssätze.

Die katholische Partei wollte dem gegenüber einen sogenannten heiligen Bund stiften, welcher unter Führung der Herzöge von Bayern und Braunschweig die weltlichen und geistlichen katholischen Reichsstände im Namen des Kaisers vereinigen sollte. Karl V. genehmigte aber diesen Bund nicht, weil ihm für den Augenblick mehr daran gelegen war, die Kräfte des gesammten Reiches gegen die Türken zu vereinigen, und weil außerdem die protestantische Partei, durch den Uebertritt der brandenburgischen Fürsten und mehrerer anderer angesehener Reichsstände, zu mächtig geworden war und durch die Hinneigung des Kurfürsten Herrmann von Cöln zu der neuen Lehre noch mächtiger zu werden drohte. Deshalb brachte der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg 1542 eine Anordnung zu Stande, nach welcher es bis zur ausgemachten Sache in der Zwischenzeit gehalten werden sollte (das sogenannte erste Interim). Dies kam auch dem Kurfürsten von Brandenburg zu Gute, denn die von demselben eingeführten Reformen erhielten dadurch die Genehmigung von Kaiser und Reich, vorläufig bis dahin, wo ein

allgemeines Concil die Streitpunkte schließlich zum Austrag bringen würde.

Der Feldzug gegen die Türken kam nun zu Stande. Nach mannichfachen Erörterungen übertrug man die Anführerschaft dem Kurfürsten Joachim. Allein theils war derselbe kein Feldherr, theils bestand die Armee aus zu verschiedenartigen, nicht ineinandergreifenden Elementen, und so hatte der Kriegszug keinen Erfolg, und Joachim mußte unverrichteter Sache seinen Rückzug antreten. Nun brachen auch die Religionsstreitigkeiten von Neuem aus. Luther's Anhänger hatten sich nämlich unter dem Concil, auf welches man sie vertröstete, eine allgemeine deutsche, vom Kaiser berufene Kirchenversammlung gedacht. Als aber kurz vor des Reformators Tode (13. Dec. 1545) Papst Paul III. ein allgemeines Concil nach Trient in Tyrol ausschrieb, da ward den Protestanten ohne Weiteres klar, daß hier kein Heil für sie zu erwarten sei. Sie erklärten ein solches Concil schon im Voraus für ein unfreies und parteiisches und forderten eine Kirchenversammlung deutscher Nation. Damit war denn jede Aussicht auf friedliche Lösung geschwunden. Im Bunde mit dem Papste rüstete Karl V. sich zum Angriff. Aus Italien, Spanien und den Niederlanden flossen ihm reiche Geldmittel zu, und von den katholischen Staaten wurden Truppen zur Verfügung gestellt. In Deutschland schlossen der Kurfürst von Bayern und der ehrgeizige Moritz von Sachsen sich dem Kaiser an, Letzterer,

weil er auf diese Weise seinen Wunsch nach der sächsischen Kurwürde zu befriedigen hoffte.

Durch eine eigenthümliche Verkettung von Umständen wurde auch Markgraf Johann von Küstrin in das Lager der Katholiken getrieben. Sein Schwiegervater, Herzog Heinrich von Braunschweig, Luther's erbittertster Gegner, hatte die über die Städte Goslar und Braunschweig verhängte Reichsacht vollstrecken wollen, war aber, als der Kurfürst von Sachsen und Philipp von Hessen den bedrohten Städten zu Hilfe eilten, aus seinen Ländern vertrieben worden und in Philipp's Gefangenschaft gerathen. Als nun, bei Vertheilung der Kriegskosten unter die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes, der Beitrag auch von Markgraf Johann gefordert wurde) so empörte denselben die Zumuthung, für die Vertreibung nnd Gefangenhaltung seines eigenen Schwiegervaters noch bezahlen zu sollen, so sehr, daß er sich vom Bunde lossagte, und als Karl V. sich dazu verstand, die drei Hauptpunkte der neuen Lehre: Rechtfertigung durch den Glauben, den Kelch für die Laien und die Priesterehen, in dem Gebiete des Markgrafen unangetastet zu lassen, schloß er sich vollständig dem Kaiser an.

Diesem gelang es, fast ganz Süddeutschland ohne Schwertstreich sich gehorsam zu machen. Durch Drohungen wurden die mächtigsten Reichsstädte eingeschüchtert und traten von dem schmalkaldischen Bunde zurück.

Auch der Kurfürst von Köln, in den Kirchenbann gethan und von seinen Ständen verlassen, legte seine Würde nieder, und die reformatorischen Bestrebungen erreichten unter seinem strenggläubigen Nachfolger ihr Ende.

Inzwischen hatte Moritz von Sachsen sich des größten Theils der Kurlande seines in die Reichsacht gethanen Vetters Johann Friedrich bemächtigt. Dieser jedoch raffte sich auf und gewann ohne große Anstrengung fast alle ihm entrissenen Länder und Städte zurück. Nur in Leipzig und Dresden konnte Moritz sich behaupten. Da erhoben sich auch die böhmischen Stände, unter denen der alte hussitische Geist wieder erwachte. Aus eigener Machtvollkommenheit traten sie in Prag zusammen, mit der Absicht, den König Ferdinand des Thrones verlustig zu erklären. Von allen Seiten war die österreichische Herrschaft bedroht, und Kurfürst Johann Friedrich hätte, wenn er sich entschlossen gezeigt, unzweifelhaft von England und Frankreich Beistand gegen den Kaiser erhalten können. Allein dagegen empörte sich sein loyales Gewissen. Nur in Glaubenssachen hielt er es für erlaubt, ja für geboten, seinem obersten Lehnsherrn den Gehorsam zu versagen. So auf den Beistand seiner deutschen Verbündeten beschränkt, konnte er dem aus Böhmen mit seinem Heere anrückenden Kaiser nicht widerstehen. Er wollte sich hinter die festen Mauern von Wittenberg zurückziehen, allein bevor er diese Stadt erreichen konnte, überraschte der kaiserliche Feldherr,

Herzog Alba, den Kurfürsten am Sonntag den 24. April 1547 bei Mühlberg, als gerade Feldgottesdienst gehalten wurde. Johann Friedrich wurde verwundet und nach tapferer Gegenwehr zugleich mit Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg gefangen genommen. Die Kurwürde ging auf Herzog Moritz über.

So war von den protestantischen Gegnern Karl's nur noch Philipp von Hessen übrig. Dieser ließ sich durch das Zureden Kurfürst Joachim's II. und seines Schwiegersohnes Moritz zur Annahme der harten Bedingungen bereden, unter welchen der Kaiser seine fußfällige Abbitte anzunehmen versprach, doch hatten Joachim und Moritz sich Beide feierlich dafür verbürgt, daß Karl ihn nicht gefangen nehmen würde. Sie hatten diese Bürgschaft auf Grund einer ihnen im Concept vorgelegten kaiserlichen Erklärung geleistet, in welcher versprochen war, daß Philipp nicht in „einiger" Gefangenschaft gehalten werden sollte.

Zu Halle, im kaiserlichen Feldlager, vor den versammelten Fürsten, mußte Philipp knieend die Abbitteformel anhören, die sein Kanzler vorlas. Ein bitteres Lächeln konnte er nicht unterdrücken. „Woll, ick soll dy lachen lehren!" rief ihm der Kaiser zu, und ohne ihm die Hand zum Aufstehen zu reichen, verließ er den Landgrafen. Noch selbigen Abends, bei einem Banquet, welches Herzog Alba den Fürsten gab, wurde Philipp verhaftet. Joachim gerieth durch diese Treulosigkeit in

heftigen Zorn, und es wird erzählt, daß er mit gezogenem Schwerte auf Alba eingedrungen und nur mit Gewalt von seinen Begleitern zurückgehalten worden, was seiner ehrlichen hohenzollernschen Gesinnung zu gerechtem Nachruhm gereicht.

Auf seine Beschwerde zeigte man ihm eine Reinschrift jenes Concepts, in welchem statt des Wortes „einige" „ewige" Gefangenschaft zu lesen war, und Karl erklärte sich berechtigt, Philipp gefangen zu halten, nur nicht auf ewig.

Ob hier eine Fälschung geschehen, und ob der Kaiser darum gewußt, ist nicht festzustellen. Joachim II. und Moritz waren überzeugt, daß man sie betrogen hatte. Beide sannen auf Rache, und Beide fühlten sich durch ihr gegebenes Wort verpflichtet, Alles daran zu setzen, um Philipp's Befreiung zu erlangen.

Noch stärker wurde die Erbitterung gegen den Kaiser, als derselbe 1548 auf dem Augsburger Reichstage auch die religiösen Angelegenheiten eigenmächtig ordnen wollte und das zweite Interim erließ, welches den Protestanten in keiner Weise genügen konnte. Johann von Küstrin verweigerte laut seine Zustimmung und reiste unwillig von Augsburg ab. Joachim aber, auf dessen Entschlüsse die Furcht vor dem Kaiser von jeher sehr mächtig einwirkte, nahm das Interim an und befahl die Einführung desselben in der Mark. Als aber die Geistlichkeit und das Volk sich nicht danach richteten, und der Gottes-

dienst in gewohnter Weise fortging, ließ der Kurfürst sich das ruhig gefallen, ohne gewaltsam einzuschreiten.

Karl V. dagegen trat immer unverhohlener mit seinem Plane hervor, sich zum unumschränkten Beherrscher Deutschlands zu machen und dasselbe wie eine Provinz seines Reiches zu behandeln, ohne Rücksicht auf die Rechte der Fürsten und der anderen Stände. Er wollte die Kaiserwürde in seiner Familie erblich machen und mit Umgehung seines Bruders die Nachfolge seinem Sohne Philipp übertragen. Jetzt trat auch Joachim in's Geheim auf Seite der Gegner.

Die Unzufriedenheit Aller erreichte den Gipfel, als Karl nun auch Magdeburg, „die einzige Stadt, wo das lautere Wort des Evangeliums noch eine Freistätte gefunden," in die Acht gethan und dem Untergange geweiht hatte.

Joachim von Brandenburg und Moritz von Sachsen sollten die Acht vollstrecken. Moritz hatte längst das Mißtrauen schmerzlich empfunden, welches er durch sein eigennütziges und zweideutiges Verfahren auf sich geladen, und es mochte ihm klar werden, daß er in Gefahr stand, von seinen eigenen Unterthanen verlassen zu werden, wenn er sich der ehrlichen Vertretung der protestantischen Sache noch ferner entzöge.

Er betrieb deshalb die Belagerung von Magdeburg mit absichtlicher Lauheit, verbündete sich in's Geheim mit seinem bisherigen Gegner Johann von Küstrin und

mehren anderen Fürsten, unter denen auch der abenteuerliche Markgraf Albrecht von Kulmbach sich befand. Dieser vermittelte die Zusicherung französischer Hilfe für den Fall, daß ein Angriff gegen den Kaiser unternommen würde, wofür freilich, nach alt- und neudeutscher Art, dem Könige Heinrich II. Stücke des Reichs, die Bisthümer Metz, Toul und Verdun versprochen werden mußten.

Im Bewußtsein solchen Rückhaltes fühlte Moritz sich stark genug, einen Ueberfall des Kaisers zu versuchen. Dieser hielt sich damals in Inspruck auf, um der Trienter Kirchenversammlung nahe zu sein. Moritz ließ melden, er wollte sich zum Kaiser begeben, um statt seines Schwiegervaters als Bürge für denselben in's Gefängniß zu gehen, weil Philipp's Haft gerade jetzt sehr verschärft worden war, seit man in Mecheln, wo man ihn festhielt, einen Fluchtversuch des Landgrafen entdeckt hatte, und so geschickt führte Moritz seinen Plan aus, daß der Kaiser fast in seine Gefangenschaft gerathen wäre. Krank und von heftigen Gichtschmerzen geplagt, mußte Karl V. auf unwegsamen Pfaden die Flucht ergreifen. Seine Kräfte und sein Stolz waren gebrochen.

Am 31. Juli 1552 kam der Passauer Vertrag zu Stande, in welchem der Kaiser versprach, keinen der augsburgischen Confession anhangenden Reichsstand wegen der Religion zu verfolgen, selbst wenn auf einem künftigen Concil die Beilegung der Glaubensstreitigkeiten

nicht erzielt werden sollte. Ebenso wurde die Freilassung des Landgrafen Philipp zugestanden. Der Kaiser hielt sein Versprechen und gab auch den Kurfürsten Johann Friedrich los, um so lieber, weil er hoffte, daß in demselben ein gefährlicher Gegner für Moritz erstehen würde. Zu einem ordentlichen Frieden kam es aber noch nicht, besonders weil Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg seine gegen die Nachbarn, vorzüglich gegen den Bischof von Bamberg gerichteten Vergrößerungspläne nicht aufgeben wollte. Er war einer jener unruhigen Fürsten, die im Großen trieben, was die Raubritter im Kleinen ausübten. Daß er verpflichtet sei, für das Wohl seines Landes und seiner Unterthanen zu sorgen, davon hatte er kein Bewußtsein. Moritz trat ihm entgegen, weil er befürchtete, Albrecht könnte in seiner planlosen Kriegslust sich herbeilassen, dem befreiten Kurfürsten Johann Friedrich zur Wiedereroberung von Kursachsen behilflich zu sein. So standen sich Moritz und Albrecht, die noch so eben mit einander gegen den Kaiser verbündet gewesen, nun als Feinde gegenüber. Bei Sieversbausen im Lüneburgischen kam es zur Schlacht (9. Juli 1553). Moritz blieb Sieger, aber er bezahlte den Sieg mit seinem Leben. Albrecht wurde flüchtig, und in die Reichsacht erklärt, endete er unstät auf fremdem Boden seine verfehlte Laufbahn (1557).

Als Haupt der Protestanten trat nun des Kurfürsten Moritz Bruder und Nachfolger, August von

Sachsen, auf.' Im augsburger Religionsfrieden wurde der passauer Vertrag bestätigt, und Karl V., der seine liebsten Pläne scheitern gesehen, legte die Krone nieder und zog sich in das Kloster St. Just zurück, wo er in Melancholie seine Tage beschloß.

Während das Alles im deutschen Reiche sich begab, wußte Kurfürst Joachim sein Benehmen so einzurichten, daß die Katholiken immer noch nicht die Hoffnung aufgaben, ihn für sich zu gewinnen. Hatte er gleich das Abendmahl unter beiderlei Gestalten genommen, so hielt er doch in sehr weitem Umfange die Gebräuche und Ceremonien der alten Kirche aufrecht. Zwei seiner Söhne waren nach einander auf den erzbischöflichen Stuhl zu Magdeburg erhoben worden, und doch hätten dieselben nach den Bestimmungen des Religionsfriedens diese Würde aufgeben müssen, wenn sie zur Reformation übergetreten wären. Nunmehr aber wollten die protestantischen Mitfürsten sich nicht länger bei der zweideutigen Stellung des Kurfürsten beruhigen. Sie drangen auf Entscheidung, und so entschloß sich Joachim denn endlich 1563 in feierlicher Weise zu diesem Schritte. Er ließ am 8. October zu Berlin ein feierliches Dankfest dafür abhalten, daß Gott ihn und seine Unterthanen mit dem rechten Verstande seines Wortes und des hochwürdigen Sakraments begnadigt hätte. Ein Tedeum wurde im Dom unter Pauken- und Trompetenschall abgesungen, Geistliche und Schulen

reich beschenkt und gespeist, und der Kurfürst ließ bis zu seinem Tode den 8. October in jedem Jahre festlich begehen. Späterhin aber betrachtete man mit Recht den 1. November 1539 als den Tag, wo die Reformation in der Mark eingeführt worden, und 1739 feierte Friedrich Wilhelm I. das zweihundertjährige Jubelfest nach diesem Datum.

Wir haben das Verhalten Joachim's II. in allen die Religion betreffenden Angelegenheiten aus seiner überwiegenden Liebe zum Frieden und zum ruhigen Lebensgenusse zu erklären versucht. Er war im Herzen gut protestantisch gesinnt, hatte aber weder Muth noch Neigung, für seine Ueberzeugungen irgendwie zum Märtyrer zu werden. Wo es sich jedoch um eine wirkliche und augenscheinliche Gefährdung der mühsam errungenen Glaubensfreiheit handelte, da war seine Nachgiebigkeit zu Ende. Davon giebt die merkwürdige Verhandlung mit seinem Bruder Johann von Küstrin wegen dessen Verhältniß zu Philipp II. Zeugniß.

Wie einst Friedrich I. sich von Siegismund hatte zum besoldeten kaiserlichen Rath ernennen lassen, so nahm Markgraf Johann eine ähnliche Stellung bei Philipp II. an. Gegen ein Gehalt von 5000 Thalern, dem bei Geschäften außer Landes noch eine besondere Vergütung hinzutrat, hatte er sich zu Friedens- und Kriegsdiensten verpflichtet und sollte mit seinen Reitern und Kriegsknechten für des Königs Zwecke bereit sein,

jedoch unter der Bedingung, daß er zu keinem gegen die augsburgische Confession gerichteten Unternehmen, noch auch gegen seine Mitstände im deutschen Reich sich gebrauchen lassen dürfte.

Offenbar erkannte Johann die Gefahr nicht, in welche er sich durch diese Verbindung mit dem schlauen Philipp begab, dessen brennendstes Hauptinteresse das katholische war, oder er ließ sich durch Geldgier, die einen Hauptzug in seinem Charakter bildete, verblenden. Desto klarer durchschaute Joachim's leidenschaftsloser Blick die Lage der Dinge, und er versuchte auf jede Weise den Bruder aus einer so gefährlichen Lage zu reißen.

Beide brandenburgische Fürsten konnten während ihrer im Ganzen friedlichen Regierung dem Thatendrange des märkischen Adels keine Gelegenheit zur Uebung des Waffenhandwerks darbieten. Deshalb suchten die Junker, nachdem das Raubritterwesen bis auf einzelne Ausnahmen unterdrückt war, sich in fremden Kriegsdiensten für das ruhige Leben schadlos zu halten, welches sie zu Hause führen mußten. Der Hofdienst gab ihnen keine hinreichende Beschäftigung, weil für denselben eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Personen genügte, und so werden wir bis weit in's achtzehnte Jahrhundert hinein gewahr werden, wie überall, wo es Krieg und Kampf gab, brandenburgische Reiterschaaren mit dabei waren. Joachim II. hatte

sogar selbst einmal dem Kaiser Karl V. den Dienst seiner Ritterschaft gegen ein Jahrgeld von 10,000 Kronen angeboten, sicherlich nicht ohne Rücksicht darauf, daß er auf diese Weise sich der unruhigsten Köpfe entledigen konnte. Von allen deutschen Ländern, sagte er, besäße die Mark den größten Ueberfluß an Kriegern.

Dies Anerbieten war zu einer Zeit geschehen, als der Kurfürst noch der Hoffnung lebte, es werde in der Religionsangelegenheit ein Ausweg gefunden werden, welcher dem Kaiser und den Protestanten gleichmäßig genügte. Jetzt aber, wo an eine solche Ausgleichung nicht mehr zu denken war, mußte es ihm höchst gefährlich erscheinen, daß Johann dem erbittertsten Feind des Glaubens seine Dienste widmen und sein Kriegsvolk zur Verfügung stellen sollte. Er suchte deshalb nicht nur seinen Bruder auf alle Weise von diesem Verhältnisse wieder frei zu machen, sondern verbot auch seinen eigenen Unterthanen bei Verlust ihrer Lehen, Erbe und Güter und bei sonstigen Strafen auf's Bestimmteste, in spanische Kriegsdienste zu treten, und unter gleicher Androhung befahl er Denen, die bereits Dienste genommen hatten, binnen zwei Monaten zurückzukehren, „weil man sie nur zur Unterdrückung der wahren christlichen Religion und der Freiheit gebrauchen wolle, woraus auch der Freiheit des Reichs die äußerste Gefahr erwachse.“

In gleichem Sinne hatte er auf's Eifrigste die

Königswahl Maximilian's II. betrieben, um Philipp's Mitbewerbung zu vereiteln, und es gelang ihm, seinen Mitkurfürsten von der Weisheit eines solchen Verfahrens zu überzeugen.

Soviel von dem Verhältniß des Kurfürsten zu den Reformationsangelegenheiten.

In Bezug auf die Machtstellung des brandenburgischen Hauses fallen unter diese Regierung zwei wichtige Begebenheiten, die erst in späterer Zeit ihre weitreichenden Wirkungen äußern sollten.

Erstens die so berühmt gewordene Erbverbrüderung mit Herzog Friedrich II., welcher die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau besaß. Dieser war mit einer Gräfin von Hohenzollern aus dem fränkischen Hause vermählt und einer der ersten schlesischen Fürsten, der die lutherische Lehre annahm. Im Jahre 1537 schloß er mit Joachim II. einen Vertrag, durch welchen beide Fürsten, für den Fall des Aussterbens ihrer Familien, einander gegenseitig die Erbfolge zusicherten, und zwar sollten nach Erlöschen des herzoglichen Mannsstammes die Herrschaften Liegnitz, Brieg und Wohlau an Brandenburg fallen, wogegen die Liegnitzer Fürsten, unter entsprechender Voraussetzung, das Herzogthum Krossen und die Städte Kottbus, Peitz und Zossen mit deren Zubehör an Landgebiet erhalten sollten.

Zur mehreren Befestigung dieses Vertrages wurde

zwischen den Kindern beider Theile eine Doppelheirath verabredet und auch 1545 vollzogen. Friedrich's Sohn Georg vermählte sich mit des Kurfürsten Tochter Barbara und lebte mit ihr in glücklicher Ehe, und der Kurprinz Johann Georg erhielt die Liegnitzische Prinzessin Sophie zur Gemahlin.

Kaiser Ferdinand I. wollte die in Aussicht stehende Vergrößerung des brandenburgischen Landbesitzes auf jede Weise verhindern und erklärte den Vertrag, weil ohne seine Genehmigung geschlossen, für nichtig, obgleich die schlesischen Piastenfamilien ein wohlerworbenes Recht hatten, über ihre Besitzungen letztwillig frei zu verfügen, wie dies König Wladislaus von Böhmen 1511 ausdrücklich zugestanden hatte. Der Kaiser zwang dessenungeachtet den Herzog Friedrich zu einem förmlichen Widerrufe, gegen welchen Joachim II. jedoch ebenso förmlich und feierlich Protest einlegte. Auch erklärte Friedrich später in seinem Testamente jenen Widerruf für erzwungen und bestätigte ausdrücklich die Erbverbrüderung von 1537. Es ist das derselbe Erbvertrag, auf welchen Friedrich der Große zweihundert Jahre später sich berief, um die Eroberung Schlesiens zu rechtfertigen.

Die zweite wichtige Erwerbung, welche unter Joachim's Regierung eingeleitet und vorbereitet wurde, war auf das Herzogthum Preußen gerichtet.

Die Bewohner dieses an der Ostseeküste gelegenen, vom

Niemen, Pregel und der Weichsel durchströmten Landes hatten ihre alten Sitten und ihren heidnischen Glauben mit äußerster Festigkeit bewahrt, als längst schon die Nachbarn in Liefland und Polen, in Pommern und Rügen zum Christenthum übergegangen waren. An ihrem starren Sinn und ihrer tapferen Gegenwehr waren alle Versuche gescheitert, sie durch geistliche Belehrung oder durch Waffengewalt zu bekehren. Den deutschen Rittern, welche sich Brüder des Hospitals von St. Maria zu Jerusalem nannten, blieb es vorbehalten, die christliche Religion in Preußen einzuführen.

Nachdem die kurzen Erfolge der Kreuzfahrer im gelobten Lande fast spurlos verschwunden waren, hatten diese deutschen Ritter sich nach einem neuen Schauplatz für ihre Wirksamkeit umgesehen. Deshalb kam dem Hochmeister Hermann von Salza, der sich damals (1226) in Italien aufhielt, der Ruf des Herzogs Conrad von Masovien gerade zu gelegener Zeit. Kaiser Friedrich II. sagte seine Unterstützung zu und verlieh dem Orden im Voraus die Länder an der Ostsee, die er erobern, und deren Bewohner er zum Christenthume bekehren würde. Der Papst bestätigte diese Verfügung und erklärte sich zum obersten Lehnsherrn des Ordens.

Von 1230—1283 währten die wilden und blutigen Kämpfe, durch welche es den deutschen Rittern, mit Unterstützung von Kreuzfahrern aus allen Ländern Europa's, endlich gelang, das Land zu unterwerfen und

ihre Herrschaft daselbst fest zu begründen. Die Masse der preußischen Urbevölkerung sank zu dienstpflichtigen Hörigen herab, und ihr alter Adel trat als Krieger in die Vasallenschaft des Ordens, soweit nicht die Widerspenstigen ihres Besitzthums beraubt und gleichfalls zur Knechtschaft verurtheilt waren.

Durch deutsche Einwanderer hauptsächlich gelangten die Provinzen zu schneller Blüthe. Die neu erbauten Städte wurden nach deutschem Muster eingerichtet und regierten sich nach deutschen Stadtrechten. Im Jahre 1309 machten die Hochmeister das auf's Herrlichste auferbaute Schloß Marienburg zu ihrer Residenz. Durch friedliche Erwerbungen dehnte der Orden seinen Besitz westwärts bis zur Oder aus, und 1402 kaufte unter anderen der Hochmeister Konrad von Jungingen dem immer geldbedürftigen Kaiser Siegismund die Neumark ab. Der deutsche Orden hatte den Kreislauf aller menschlichen Einrichtungen durchzumachen. Unter gewaltigen Kämpfen erhob er seine Herrschaft zu hoher Blüthe und verbreitete Bildung und Reichthum über das von ihm regierte Land. Aber das sittliche Band, welches die Ritter zusammenhielt und ihren Unternehmungen Kraft und Gedeihen verliehen hatte, erschlaffte, die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth wurden nicht mehr gehalten, und mit dem Ernste und der Selbstüberwindung der Herrscher schwand auch die Treue und Anhänglichkeit der Unterthanen.

Zu diesen inneren Gründen des Verfalls gesellten sich schwere äußere Bedrängnisse. Der Jagellone Wladislaus, welcher durch seine Vermählung mit der Erbtochter Ludwig des Großen von Ungarn und Polen Beherrscher eines gewaltigen Reichs geworden war, griff mit überlegener Heeresmacht den Orden an. Bei Tannenburg kam es am 15. Juli 1410 zu einer mörderischen Schlacht, in welcher auf jeder Seite an 60,000 Mann gefallen oder in Gefangenschaft gerathen sein sollen. Zwar wurde durch den tapfern Heinrich von Plauen der völlige Untergang noch einmal abgewehrt, und es kam zu dem Frieden von Thorn, durch welchen der Orden einen großen Theil des ihm abgenommenen Landes zurückerhielt. Allein die Verpflichtung zur Zahlung der Gelder für die Auslösung der Gefangenen schuf neue Schwierigkeiten. Der Krieg hatte den Wohlstand des Landes zerstört, mehrere Jahre hintereinander waren durch Mißwachs die Ernten nur kümmerlich ausgefallen, pestartige Krankheiten hatten die durch den Krieg ohnehin verringerte Bevölkerung decimirt, so daß in dem unglücklichen verarmten Lande zu Bedrückungen geschritten werden mußte, welche für die Unterthanen fast unerträglich wurden. Münzverschlechterung zerstörte den Credit, und indem man fremden Einwanderern, welche ihres Glaubens wegen flüchtig geworden waren, gestattete, sich auf der wüst gewordenen Stelle niederzulassen, machte man auch die Geistlichkeit unzufrieden,

ja, als endlich die Geldnoth den Orden zwang, eine Art von ständischer Versammlung, den Worten nach zum Beirath in allen wichtigen Sachen, in der That aber nur zur Regelung der finanziellen Verhältnisse, einzuberufen, da ging die innere Zersetzung mit Riesenschritten vorwärts, wie denn überhaupt Nichts verderblicher ist, als das Volk, oder dessen Vertreter, zu einer scheinbaren Theilnahme an der Regierung zu berufen, während die wahre Absicht nur darauf gerichtet ist, sich auf leichte Art Geldquellen zu eröffnen. Adel und Städte wollten sich zu einem solchen Scheinwerke nicht hergeben, sondern stifteten zur Wahrung ihrer Rechte und gegen die Uebergriffe des Ordens den sogenannten Preußischen Bund zu Elbing, und sehr bald kam es zwischen diesem Bunde und den Rittern zum förmlichen Kriege.

Das war der Zeitpunkt, wo der Orden sich genöthigt sah, die Neumark an den Kurfürsten von Brandenburg zu verkaufen. Aber auch seine eigenen Burgen und festen Plätze verlor er damals zum großen Theile. Er konnte die Söldner, die er gegen den Bund aufgeboten hatte, nicht bezahlen und verpfändete denselben das stolze Marienburg und dreiundzwanzig andere Schlösser. Die Einlösung erfolgte nicht zu rechter Zeit, und König Casimir erkaufte diese für das Bestehen des Ordens so werthvollen Pfandstücke für eine halbe Million Gulden. Der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen verließ flüchtig seine Residenz und entkam unter großen Fährlich-

keiten nach Königsberg. Kein Hochmeister hat nach ihm wieder in Marienburg Hof gehalten.

Noch neun Jahre wüthete der Krieg, bis endlich am 19. October 1466 der zweite Thorner Friede zu Stande kam. Dieser schmähliche Vertrag zwang den Orden, das ganze jetzige Westpreußen, mit den Städten Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg und den Bisthümern Ermeland und Kulm, an Polen abzutreten. Ostpreußen blieb dem Hochmeister, der dasselbe aber von Polen zu Lehn tragen mußte, mit der Verpflichtung, in allen Kriegen dem neuen Herrn beizustehen. Die Verfassung des Ordens blieb äußerlich unverändert, doch sollte die Hälfte aller Ritter künftig Polen sein, und Westpreußen war, dem Freibriefe gemäß, den es erhielt, ein mit Polen mehr verbündetes, als demselben einverleibtes Land. Doch gelang es dem neuen Herrn nach und nach, sich so viele Eingriffe in die Rechte des Landes und der Stände anzumaßen, daß die Freiheit derselben fast ganz vernichtet wurde. Das Land, welches die Polen auf diese Art sich unterwürfig machten, war übrigens durch die langen, schweren Kriege so entsetzlich verwüstet und entvölkert, daß Casimir mit Recht sich beklagte, es sei nicht so viel werth, als es Geld und Blut gekostet habe. Er nannte den so erworbenen Theil von Preußen das königliche, im Gegensatz zu dem den Rittern verbliebenen, herzoglichen Preußen.

Der Orden machte nun noch einen letzten Versuch,

um seine Unabhängigkeit wieder zu erringen, indem er 1498 einen sächsischen Prinzen, Friedrich, zum Hochmeister wählte, und zwar unter der Bedingung, daß er sich nicht dazu verstände, den Polen die Huldigung zu leisten. Man glaubte auf diese Weise das deutsche Reich zum Beistande zu verpflichten, jedoch ohne Erfolg. Zwar verweigerte Friedrich die Huldigungsleistung, jedoch verzichtete der König von Polen deshalb nicht auf sein Recht, und die Verhandlungen gingen noch fort, als der Hochmeister auf einer Reise in Deutschland starb.

Nunmehr wählten die Ritter einen Verwandten des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, den Markgrafen Albrecht, von der fränkischen Linie der Hohenzollern, welcher zu einer Vermittelung nach den Wünschen des Ordens um so geeigneter schien, weil er ein Schwestersohn des inzwischen zur Regierung gelangten Königs Siegismund von Polen war. Allein Albrecht vermochte ebensowenig, wie sein Vorgänger Friedrich, die Lösung des Lehnsverbandes zu erlangen. Es kam sogar zum Kriege, für welchen der Orden die nothwendigen Gelder sich theilweise dadurch verschaffte, daß er auf das Wiederkaufsrecht, welches er noch in Bezug auf die Neumark besaß, nun ebenfalls zu Gunsten von Brandenburg verzichtete. Man kämpfte mit wechselndem Glück, und zuletzt war Albrecht nahe daran zu unterliegen, als es dem Bischof von Ermeland gelang, einen vierzehntägigen Waffenstillstand zu vermitteln, nach

dessen Ablauf die Dinge sich für den Herzog so schlimm gestalteten, daß er in Gefahr gerieth, von den Polen vollständig unterdrückt zu werden, wenn nicht die Gesandten des Kaisers und des Königs von Ungarn nochmals einen Waffenstillstand, und zwar diesmal auf vier Jahre für ihn ausgewirkt hätten. Albrecht ging nun, um Hilfe zu suchen, nach Deutschland und ließ den Bischof von Samland, Georg von Polenz, als Statthalter zurück.

Inzwischen war Luther in Deutschland aufgetreten, und die Reformation hatte sich mit großer Schnelligkeit auch in Preußen viele Anhänger erworben. Während Albrecht auf dem Reichstage zu Nürnberg sich befand, hatte sogar sein Statthalter, der erste unter allen Bischöfen, sich für die neue Lehre offen erklärt. Sein Beispiel fand Nachfolge, und auf der Rückreise bestürmten den Herzog die Katholiken mit der Klage, daß ein großer Theil der deutschen Ritter das Kreuz von sich geworfen habe und Luther's Lehren bekenne. Die Herrschaft des Ordens war nicht mehr zu halten. Da ergriff man den klügsten Ausweg. Durch Vermittelung des Markgrafen Georg von Jägerndorf und des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz trat Albrecht mit dem Polenkönige in Unterhandlung, und es wurde beschlossen, daß der Markgraf sein Hochmeisteramt niederlegen und das Land als weltlicher preußischer Herzog von Polen zu Lehen empfangen sollte. Am 10. April 1525 wurde zu Krakau die feierliche Belehnung vollzogen.

Albrecht trat zur Reformation über, wozu Luther's persönlicher Rath und Belehrung wesentlich mitgewirkt haben soll. Die Stände des Herzogthums machten wenig oder gar keine Schwierigkeiten, ebenso die Bischöfe.

Feierlich protestirte dagegen der Orden wider die ihm angethane Gewalt und bewirkte beim Kaiser, daß Albrecht in die Reichsacht gethan wurde. Allein bei den damaligen Unruhen im deutschen Reiche war eine solche Maßregel von keiner Wirkung. Das Land ward förmlich zu einem weltlichen Fürstenthum umgeschaffen, vier oberste Räthe, aus dem preußischen Adel, verwalteten unter dem Herzoge das Regiment, die Komthureien wurden in Aemter verwandelt, ein oberster Gerichtshof in Königsberg und Landgerichte in vielen der anderen Städte eingesetzt. Die wenigen Ritter, welche dem Orden treu blieben, wanderten aus. Auf diese Weise vollzog sich auch äußerlich und der Form nach die Auflösung der Ordensherrschaft, welche dem Wesen nach schon lange vorher zu völliger Ohnmacht herabgesunken war.

Die Stiftung der Universität Königsberg 1544 sichert dem Herzoge Albrecht ein ehrendes Andenken. Noch heut tragen die Studirenden dort sein Bild als Abzeichen an ihren Kopfbedeckungen. Sonst ist an seiner Regierung nicht viel zu loben. Um sich die Mittel für seine Unternehmungen zu schaffen, verfuhr er bald gewaltsam, bald hinterlistig mit den Ständen, respectirte auch fremdes

Eigenthum nicht. Ueberdies hatte er sich durch Bevorzugung seiner fränkischen Günstlinge die Gemüther entfremdet. Die ausländischen Räthe, sagte man, haben Jedem das Seine genommen und dann mit gefülltem Beutel das Land verlassen. Albrecht starb in Melancholie versunken 1568.

Die Markgrafen aus der fränkischen Linie der Hohenzollern hatten sich in die preußische Belehnung mit aufnehmen lassen, Kurfürst Joachim I. dagegen war ein zu heftiger Feind der Reformation, als daß er in diese Gemeinschaft seiner abtrünnigen Vettern hätte eintreten mögen, zumal die zahlreiche Nachkommenschaft der andern Linien ihm nur eine sehr entfernte Aussicht zu eröffnen schien, durch diese Mitbelehnung einst wirklichen Länderzuwachs zu erhalten. — In Folge vielfacher Sterbefälle hatte sich aber jetzt die Lage der Dinge geändert, und als Herzog Albrecht's Nachfolger, dessen unglücklicher schwachsinniger Sohn Albrecht Friedrich, bald nach seines Vaters Tode zu Lublin mit dem Herzogthum Preußen belehnt werden sollte, da war Joachim II. eifrig bemüht, das von seinem Vater Versäumte nachzuholen. Es erschien dies um so mehr ausführbar, als des Kurfürsten Gemahlin eine Schwester des Polenkönigs war, und wirklich erhoben sich weder von Seiten Siegismund's, noch von Seiten Albrecht's Schwierigkeiten. Nur der polnische Reichstag blieb noch zu gewinnen. Auch dies gelang durch diplomatische Verhand-

lungen, so wie durch Bestechung der einflußreichsten Magnaten, und die brandenburgischen Gesandten ergriffen bei dem feierlichen Lehnsacte die Zipfel der Fahne, zum Zeichen, daß auch der Kurfürst von Brandenburg wegen des Herzogthums Preußen in den Lehnsverband mit aufgenommen sei.

Durch diese für den Augenblick wenig inhaltreiche Ceremonie wurde ein wichtiger Stein in das Fundament zu Preußens künftiger Größe gefügt. Auch war Joachim über diesen Erfolg so glücklich, als wenn er die ganze Wichtigkeit des erlangten Rechtes schon im Voraus hätte übersehen können. Er versäumte die Gelegenheit nicht, sein jährliches Dankfest zu Berlin diesmal mit größter Pracht und noch größeren Kosten abhalten zu lassen, und daß auch die Erhebung des Kanzler Distelmeier in den Ritterstand einen Theil der Feierlichkeiten ausmachte, war eine wohlverdiente Anerkennung der Umsicht und Gewandtheit, mit welcher dieser treue und erfahrene Rath seinem Fürsten in der Belehnungsangelegenheit beigestanden hatte.

Für die Entwickelung der innern Angelegenheiten unter Joachim's II. Regierung wirkte die Friedensliebe dieses Kurfürsten sehr günstig. Auch lag ihm wirklich das Wohl des Landes am Herzen, und er suchte dasselbe zu befördern, soweit dabei seine eigene Neigung zu einem prachtvollen und genußreichen Leben nicht beeinträchtigt wurde; denn daß man ihm zumuthen könnte, seinen Auf-

wand mit Rücksicht auf die Bedürfnisse und die Leistungsfähigkeit des Landes zu beschränken, das kam ihm gar nicht in den Sinn.

Tourniere, festliche Aufzüge, Schmausereien, vor Allem Jagd- und Thierhetzen, zu denen er Löwen, Bären, Wölfe und Auerochsen mit vielem Aufwande herbeischaffen ließ, waren seine Leidenschaft. Dabei wurden überall im Lande kostbare Bauten aufgeführt. Der alterthümliche Theil des Berliner Schlosses an der Spreeseite rührt zum großen Theil von ihm her. Er verwendete vieles Geld auf die Festung Spandau und ließ die Lust- und Jagdschlösser zu Köpnik, Letzlingen, Grimnitz, Potsdam und Zossen theils neu aufführen, theils verschönern.

Auch seine Reisen, besonders bei Gelegenheit der Reichstage, verursachten gewaltige Ausgaben, denn er hielt es seiner Würde angemessen, mit einem großen Gefolge von Grafen und Herren und oft mit mehr als vierhundert Pferden in Glanz und Herrlichkeit einzureiten. Ganz besonders verderblich für die kurfürstliche Kasse war aber die Schwäche des freigebigen Herrn, die ihn unfähig machte, den Bitten seiner Günstlinge und Umgebungen ein festes Nein entgegenzusetzen. War die Aussicht vorhanden, daß ein Lehen eröffnet würde, so ist es wohl vorgekommen, daß er an zehn verschiedene Personen die Anwartschaft darauf ertheilte, und um nicht wortbrüchig zu werden, fand er mit großen Summen diejenigen ab,

denen er das versprochene Gut nicht gewähren konnte, und dabei mußten noch die einflußreichsten Mitglieder der Ständeversammlungen durch reiche Geschenke bei guter Laune erhalten werden. Jedem Projectenmacher lieh er sein Ohr, sobald derselbe seine Pläne irgendwie wahrscheinlich zu machen oder gar die Bestätigung derselben aus den Sternen nachzuweisen vermochte. So wurden an Goldmacher, Perlenfischer, Salzquellenentdecker und dergleichen Betrüger gewaltige Summen verschwendet. Auch die Künstler, deren er viele bedurfte, um seine Gebäude mit Bildwerken und Gemälden auszuschmücken, kosteten Geld, zumal dieselben aus Holland oder Italien verschrieben werden mußten, denn mit den Kunstleistungen der Märker sah es damals noch dürftig aus.

Auch die Frauen liebte er und verschwendete große Summen an seine Maitressen, besonders an die berühmte schöne Giesserin, die bis an's Ende fast unumschränkte Gewalt über sein Herz und seinen Beutel übte und sich auf verderbliche Weise in die Staatsgeschäfte mischte, seit die Kurfürstin Hedwig einen unglücklichen Fall gethan, in Folge dessen sie bis an ihr Lebensende gelähmt blieb, weil sie sich aus weiblichem Zartgefühl keiner ärztlichen Untersuchung hatte unterwerfen wollen.

Die durch alle diese Ursachen stets von Neuem entstehenden Geldverlegenheiten waren oft äußerst drückend. Einem Gelehrten, der ihm ein Werk über den Planeten-

lauf zugeeignet hatte, versprach der Kurfürst zehn Thaler, aber er war so knapp bei Kasse, daß der arme Autor zehn Wochen im Wirthshaus warten und eine Zeche von neun Thalern berichtigen mußte, ehe er das Geld erhielt. Als 1548 der Kurprinz zur zweiten Ehe schreiten wollte, fand sich im ganzen Kurfürstenthum kein schuldenfreies Gut im Werthe von 12,000 Gulden, welches der Braut hätte als Morgengabe verschrieben werden können.

Diesen kleinen und großen Bedrängnissen des Kurfürsten sollten nun vor Allem die Stände abhelfen, und sie wurden deshalb oft genug zusammenberufen. Friedrich der Große sagte später, Joachim II. sei derjenige Regent gewesen, unter welchem die Stände der Mark den größten Einfluß geübt hätten. Das ist aber nur scheinbar der Fall. Zwar machte der Kurfürst für jede Bewilligung derselben auch seinerseits Zugeständnisse, die sich in den Landtagsabschieden stattlich genug ausnehmen. Hatte er aber das Geld erhalten, so ward jener Versprechungen nicht sonderlich mehr gedacht. Erst unter den folgenden Regierungen ließen die Stände für ihre Bewilligungen sich stets neue Rechte in bindender Form verbriefen.

In dem ersten Recesse von 1538 werden alle Privilegien, namentlich des Adels, feierlich bestätigt, desgleichen auch Verbesserung der Rechtspflege, besonders des Kammergerichts, Einschränkung des kurfürstlichen

Jagdrechts auf den Gütern der Geistlichkeit und des Adels versprochen. Die Leibeigenschaft wird festgehalten, wenn auch das Wort im Receß nicht vorkommt, doch soll der Bauer nach Möglichkeit erleichtert werden. Kaufmannschaft zu treiben bleibt den Städten vorbehalten und wird dem Adel und der Geistlichkeit verboten. 1550 erhielten die Adligen das Recht, muthwillige Bauern auszukaufen und Unterthanen, die grundlose Klagen gegen die Herrschaft erheben, in den Thurm zu sperren. Die Bürger in den Städten sollten allein Bier brauen dürfen, weil sie allein die Bierziese trugen, und den gesammten Ständen verspricht der Kurfürst sogar, keine wichtigen Sachen, die das Land angingen, und kein Bündniß mit fremden Herren ohne Rath und Bewilligung der Landstände (die in dieser Urkunde zum ersten Male Landräthe genannt werden) zu schließen. Das sind Verheißungen, die allerdings eine weite Deutung zuließen, und in der That legte der Kurfürst nachher seine Zusagen so aus, daß die Stände wenig zu sagen, aber desto mehr zu zahlen hatten. Dennoch ließen dieselben, nach mehr oder weniger hartnäckigem Sträuben, sich stets von Neuem überreden, die geforderten Summen zu bewilligen, zu denen in der Regel die Prälaten und der Adel $\frac{1}{3}$, die Städte aber $\frac{2}{3}$ beitrugen. Auch verstand sich wohl der Adel zu Zeiten, wo die Städte schwer bedrängt, seine eigene Ernte aber gut gerathen war, zur Zahlung einer größeren

Quote, stets jedoch unter ausdrücklichem Vorbehalt, daß ihm daraus kein Präjudiz erwachse.

In dieselbe Zeit 1546—1550 fällt auch die Errichtung des „ordentlichen landschaftlichen Creditwerkes," d. h. eigentlich derjenigen Einrichtung, durch welche die Umwandlung der Landstände in eine bloße Geldbeschaffungsanstalt systematisch angebahnt wurde.

Bei den wiederholten Bränden des Berliner Rathhauses sind die Urkunden über die älteste Einrichtung dieser „Landschaft" verloren gegangen, so daß wir darüber nur soviel wissen, daß die Stände die übernommenen Lasten unter sich nach eigenem Ermessen vertheilen und über die Art der Aufbringung sich einigen durften. Das Creditwerk zerfiel in drei Kassen, die Biergeldkasse, die Schoßkasse und die Städtekasse. Die erste war den Ständen allen gemeinsam, die zweite eine ritterschaftliche und die dritte eine städtische Kasse. Zur Verwaltung derselben wurde ein beständiger Ausschuß erwählt.

Der Kurfürst kam sehr bald in die Nothwendigkeit, sich an diese Kasse zu wenden, weil seine Schulden wieder auf 600,000 Gulden angewachsen waren, für deren Bewilligung er unter Anderem verhieß, die Juden aus dem Lande zu thun. Dies Versprechen hat er am allerschlechtesten gehalten.

Wir wissen, daß unter der vorigen Regierung die Juden sämmtlich hatten Urfehde schwören und die Marken

verlassen müssen. Joachim rief sie zurück, um sich ihrer zu seinen Finanzoperationen zu bedienen. Er begann damit, daß er sich von jedem Einzelnen 400 Gulden Schutzgeld zahlen ließ und außerdem von ihrer neuen Gemeinde für 42,000 Thaler Silber für seine Münzen forderte und erhielt. Die Berliner waren über die Rückkehr der Juden sehr entrüstet. Auch Luther bezeigte sich unzufrieden und richtete ein Abmahnungsschreiben an den Kurfürsten. Joachim kehrte sich aber nicht daran, sondern ernannte sogar den Juden Lippold zu seinem Münzmeister und schenkte diesem eigenthümlichen Menschen so großes Vertrauen, daß er ihm alle seine geheimen Ausgaben übertrug und das Recht ertheilte, mittelst eines besonderen Schlüssels jederzeit unangemeldet in sein Cabinet einzutreten. In der That scheint es, soweit das zwischen einem Juden und einem Kurfürsten von Brandenburg in damaliger Zeit überhaupt möglich war, als ob ein wirkliches Freundschaftsverhältniß Beide verknüpft hätte, und Lippold zeigte jederzeit treue Anhänglichkeit an die Person seines Herrn, der freilich für ihn eine Quelle großen Reichthums und vielbeneideten Ansehens unter seinen Glaubensgenossen ward, über die er eine weitreichende Aufsichtsgewalt erhielt. Die Maßregeln, welche Joachim auf Lippold's Anrathen in Geldsachen ergriff, waren oft leider ebenso gewaltsam wie unredlich. So ließ er einmal bei den reichsten Bürgern Haussuchung halten,

nahm ihnen alles Gold und Silber fort und bezahlte sie mit den sogenannten schlechten Dreiern, die er durch Lippold als Scheidemünze hatte ausprägen lassen.

Eine so unordentliche und unredliche Geldwirthschaft stand in geradem Gegensatze zu der Art und Weise, wie des Kurfürsten Bruder Johann von Küstrin verfuhr. Dieser zeigte sich eben so begierig nach Geld, wie Joachim, aber nicht um zu vergeuden, sondern um zu sparen und Schätze aufzuhäufen. Geiz und Härte waren Grundzüge seines Charakters, damit verband er aber eine große Ordnungsliebe und vermied jede unnöthige Ausgabe. So konnte er, obgleich er die Festungen Küstrin und Peitz mit großen Kosten anlegte und reichlich mit Kriegsmaterial und Proviant versah, dennoch viel erübrigen und selbst dem Kaiser baares Geld vorschießen. Seine Einnahmen trieb er mit unerbittlicher Strenge ein, und ebenso streng war er in der Ausübung dessen, was in seinen Augen Gerechtigkeit war. Soldaten, die auf der Wache einschliefen, wurden hingerichtet. Die geringste beleidigende Aeußerung gegen seine Person strafte er als Hochverrath mit dem Tode, und daß bei dem Aberglauben, den er, wie erwähnt, mit der Sterndeuterei trieb, unter seiner Regierung die Zauber- und Hexenprozesse in vollem Gange waren, versteht sich von selbst. Dabei liebte er es, um sich von dem Zustande des Landes zu überzeugen, in allerlei Verkleidungen umherzugehen und mit den Leuten zu sprechen,

auch wohl sie in Versuchung zu führen, was ihm manche unliebsame Aeußerung über seine Person, einmal sogar thätliche Mißhandlung eingetragen haben soll.

Für das Gedeihen des Landes war ein solches Regiment dessenungeachtet von besserem Einfluß, als das des schwachen und verschwenderischen Joachim. Dieser reizte durch seinen Luxus und durch die vielen Liebschaften, denen er sich, wie die Kurfürstin ihrem Vater klagte, ohne alle Scheu vor der Oeffentlichkeit hingab, das Publikum zur Nachahmung. Der einreißenden Sittenverderbniß wollte er alsdann durch Luxus- und Wuchergesetze steuern, ohne zu bedenken, daß ein Fürst nicht durch Verbote, sondern nur durch sein gutes Beispiel auf Veredlung der Sitten hinwirken kann. Daran fehlte es aber um so mehr, als bei allem Streben nach feinerem Lebensgenuß sich bei Joachim einzelne Züge von Rohheit finden, die freilich in jenen Zeiten nicht so auffallend waren. Als einmal ein unglücklicher Bauer von einem Thor zum andern durch die Stadt Berlin gepeitscht und auf's Grausamste zerfleischt wurde, ritt der Kurfürst im Schritt auf der ganzen Tour nebenher, um dies Schauspiel recht genau zu betrachten[1]). Ganz besondern Haß hatte er auf die damals grassirende Mode der Pluderhosen geworfen, zu denen die Putzsüchtigen

[1]) König's historische Schilderung von Berlin. Kapitel Joachim II.



oft mehr als Hundert Ellen Zeug verbrauchten. Zwei Bürgersöhne, welche in dieser verpönten Tracht auf dem Schloßplatze einherstolzirten, ließ er vierundzwanzig Stunden lang in den vergitterten Narrenkäfig sperren, und ein Paar Geiger mußten dazu Musik machen, um den höhnenden Pöbel noch mehr anzulocken.

Auch dem wüsten Aberglauben, der die Zeiten nach der Reformation verunstaltet, war Joachim ebensowenig fremd, wie die Besten der Mitlebenden. Blieb doch selbst Luther, vielleicht in Nachwirkung seiner bergmännischen Abstammung, tief in abergläubischen Vorstellungen befangen. Teufelsspuk und kirchliche Kuren an Besessenen spielen in des Reformators Leben keine unbedeutende Rolle, man wandte sich an ihn wie an einen Arzt, und er verordnete die Mittel gegen den bösen Feind. Die Chroniken damaliger Zeit, in denen wir so dürftige Erwähnung der Umstände finden, über welche man sich gern belehren möchte, sind fast ganz angefüllt mit Nachrichten von Besessenen, Teufelserscheinungen, Mißgeburten und wunderbaren Himmelszeichen. Der tiefgelehrte, humane und verhältnißmäßig vorurtheilsfreie Melanchthon erklärte jeden für einen Sünder, der in den Kometen etwas Anderes als eine drohende Zuchtruthe Gottes erblickte.

Mit solchem Aberglauben gingen die Streitigkeiten über abweichende kirchliche Meinungen Hand in Hand. Der Gedanke, daß durch die Reformation eine Befreiung

vom Dogmenzwange errungen wäre, kam dem zunächst lebenden Geschlechte noch nicht in den Sinn.

Durch den Hader der Pfaffen wurden Joachim's letzte Lebensjahre getrübt. Zwar war es ihm gelungen, die äußeren Verhältnisse der Kirche nach seinem Willen zu regeln und namentlich an die Stelle der bischöflichen Gerichtsbarkeit ein Consistorium zu setzen, welches zur Hälfte aus weltlichen Richtern bestand und unter des Kurfürsten persönlicher Leitung nach den Landesgesetzen seine Aussprüche that, allein über die Sektenstreitigkeiten konnte er nicht Herr werden. Weil er vielfach über theologische Gegenstände nachgedacht und mit seinen Hofpredigern disputirt hatte, so hielt er sich für befähigt, die ihm widerwärtigen Streitigkeiten durch das Gewicht seiner Entscheidung zu schlichten, und er berief deshalb 1563 Abgeordnete der brandenburgischen Geistlichkeit nach Berlin, um über die wichtigsten Fragen zu einer Einigung zu gelangen. Namentlich der Abendmahlsstreit und die dunkle Lehre von der Wirksamkeit der guten Werke im Verhältniß zum Glauben sollten in's Klare gebracht werden.

Luther's Ansicht von der Unwirksamkeit der guten Werke wurde von des Kurfürsten Liebling, Andreas Muskulus[1]), vertheidigt. Die entgegengesetzte Ansicht vertrat hauptsächlich Gottschalk Prätorius, der sich, weil

[1]) Er ist der Verfasser des berühmten Hosenteufels.



der Schalk in seinem Namen ihn ärgerte, Abdias nannte. Dieser wurde zwar zu Joachim's Freude überstimmt, allein der ehrwürdige Hofprediger Buchholzer ließ sich dadurch nicht abhalten, seinem Freunde Prätorius beizustehen, was den Zorn des Kurfürsten in solchem Maße erregte, daß derselbe den Stock aufhob, um ihn zu schlagen, eine Art der Scepterführung, die bekanntlich noch länger als zweihundert Jahre nachher im hohenzollernschen Hause üblich geblieben ist. „Herr Georg," rief der Kurfürst dem erschrockenen Buchholzer zu, „ich will bei der Lehre des Muskulus bleiben und befehle meine Seele nach dem Tode unserm Herrgott. Eure Seele aber und Eure Gottschalkische Lehre befehle ich dem Teufel." Buchholzer wurde abgesetzt und starb bald nachher vor Gram und Aerger. Seinen Widersacher Muskulus ereilte die Nemesis nicht lange darauf. Er mußte bittern Kummer an seinem Sohne Johann erleben, der Geistlicher in Frankfurt war. Derselbe hatte das Unglück, bei Austheilung des heiligen Abendmahls den Kelch zu verschütten und im Schrecken darüber mit dem Fuß in den zu Boden geflossenen Wein zu treten. Darüber entstand so großes Entsetzen im Lande, daß der Kurfürst die Stände der Mark zusammenberief, um zu berathen, wie ein solcher Frevel gesühnt werden könne. „Das geschändete Blut meines Herrn und Heilandes," sagte der Kurfürst, „soll nicht Fluch und Jammer über das Land bringen. Er hat des Höchsten Blut nicht ge-

schont, ich werde sein Blut auch nicht schonen." Der arme Prediger war klug genug, sich vor ergangener Entscheidung auf die Flucht zu begeben.

Dieses und ähnliche Ereignisse nahmen das Interesse aller Klassen der Gesellschaft fast ausschließlich in Anspruch, und um dergleichen mag sich wohl die Unterhaltung gedreht haben, als Joachim am 2. Januar 1571, wohlgemuth von der Bärenjagd nach Schloß Köpnik zurückkehrend, mit mehreren hohen Beamten zu Tische saß, unter denen sich auch Andreas Muskulus befand. Plötzlich fühlte der Kurfürst sich unwohl. Sein Leibarzt Dr. Luther, Martin Luther's Sohn, war abwesend. Joachim hatte ihn zu seinem kranken Bruder nach Küstrin geschickt. Des Kurfürsten Zustand verschlimmerte sich schnell, und um 3 Uhr morgens am 3. Januar 1571 war er entschlafen. Ein Fußschaden, den man gegen den Willen der Aerzte hatte zuheilen lassen, soll die Ursache seines Todes gewesen sein.

An einem ganz ähnlichen Leiden starb auch Johann von Küstrin zehn Tage später, den 13. Januar 1571, und der Tod vereinigte die Brüder, die, so verschieden auch ihr Charakter und ihre Lebensweise gewesen, dennoch stets freundlich an einander gehangen hatten.

Wie Joachim's Regierung von den Zeitgenossen beurtheilt wurde, dafür ist die Bemerkung sehr charakteristisch, mit welcher der Chronist Sebald des Kurfürsten gedenkt. „Ob nun zwar Seine Kurfürstl. Durchlaucht

ein sehr gottseliger und hochberühmter Potentat gewesen, so haben Sie, sowohl als König David, der ein Mann nach dem Herzen Gottes genannt wird, Ihre menschlichen Fehler gehabt, sonderlich auch in dem, daß Sie sehr milde gewesen, den Beamten zuviel nachgelassen und selten Rechnung gefordert, daher denn dem Lande ziemliche Schulden aufgebürdet worden, dabei denn eingerissen allerhand Lasten, hohe Schösse, neue Bierziesen und dergleichen, welche Lasten sonder Zweifel die Unterthanen mit ihren Sünden verdienet, weil sie bei der wahren Christlichen Lehre oft sehr ärgerlich gelebt, wie treue Lehrer darüber hin und her schwere Klagen geführet &c."

Joachim hinterließ von seinen beiden Gemahlinnen acht Kinder. Johann von Küstrin hatte nur zwei Töchter, deren jüngere, Katharina, sich mit Joachim Friedrich, dem Enkel Joachim's II. und nachmaligem Kurfürsten vermählte.

Siebentes Kapitel.

Johann Georg, 1571—1598.

Da Markgraf Johann von Küstrin ohne Söhne verstorben war, so erbte der Kurprinz Johann Georg nun auch die Neumark und vereinigte das ganze, von seinem Großvater besessene Ländergebiet unter seinem

Scepter. Das Schicksal hatte es übernommen, einen Fehler wieder gut zu machen, welcher die ganze brandenburgische Herrschaft zum Untergang zu führen drohte, denn wäre das alte Theilungsprincip in Kraft geblieben, so würde statt des preußischen Staates heutzutage auf der Karte von Deutschland ein ähnliches Ländergemisch zu finden sein, wie die sächsischen Herzogthümer es darstellen. Es ist dies das erste Mal, wird aber nicht das letzte Mal sein, wo wir beinahe an das Walten eines besondern Schutzgeistes erinnert werden, welcher dem hohenzollernschen Hause seine politischen Fehler zum Guten ausschlagen läßt. Offenbar nämlich war es ein Vortheil für die Marken, daß der neue Regent neben den durch die Verschwendung und die Schulden seines Vaters entkräfteten Provinzen die Neumark zurückerhielt, deren geordnetes Geldwesen von dem wirthschaftlichen Sinne Markgraf Johann's ein rühmliches Zeugniß ablegte.

Kurfürst Johann Georg stand bei dem Antritt der Regierung bereits im siebenundvierzigsten Jahre seines Alters. Wir haben gesehen, daß er als Jüngling mit zweien anderen Prinzen seines Hauses auf die Universität Frankfurt geschickt wurde, wo er die öffentlichen Vorlesungen besuchte und von den ausgezeichnetsten Professoren noch besonderen Unterricht erhielt. Man hatte sogar, um den Glanz der Hochschule zu heben, den Kurprinzen zum Rector Magnificus gemacht. In späteren

Jahren war er viel auf Reichstagen und auch bei dem kaiserlichen Heere. Er nahm an der Schlacht bei Mühlberg Theil und wurde vor Wittenberg von Karl V. zum Ritter geschlagen. In der übrigen Zeit blieb er möglichst entfernt von dem väterlichen Hofhalte, dessen lose Sitten und verschwenderische Pracht seiner Anschauungsweise nicht zusagten, weil er voraussah, daß für ihn und seine vielen Kinder eine verschuldete Erbschaft aus diesem Treiben hervorgehen mußte.

Seine Regierung war im Innern ebenso friedlich wie die seines Vorgängers, doch bereiteten sich während derselben ringsumher in allen Ländern Europa's die Verwickelungen vor, welche zwanzig Jahre nach seinem Tode zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges führen sollten.

Kaum war Joachim II. verschieden und die Todesnachricht seinem Sohne zugekommen, als dieser sofort zu erkennen gab, wie er mit der bisherigen Regierungsweise zu brechen und die unter seinem Vater eingeschlichenen Mißbräuche abzustellen entschlossen sei. Er verfuhr dabei aber in sehr harter Weise und gab ein Beispiel von dem Gegensatze zwischen Vater und Sohn, welcher in diesem Regentenhause so häufig wiederkehrt.

Obgleich er, wie man sagt, feierlich versprochen hatte, die Geliebte seines Vaters zu schonen und sie im Besitz ihrer Reichthümer zu lassen, so war es doch eine seiner ersten Handlungen, daß er die schöne Giesserin auf die Festung nach Spandau schickte und bis an ihren

Tod gefangen hielt. Die Töchter verheirathete er an einfache Beamte, nachdem er ihnen den von Joachim verliehenen Grafentitel wieder entzogen. Noch schlimmer als der Geliebten erging es den Günstlingen seines Vaters. Der Jude Lippold wurde der gröbsten Unterschleife und Betrügereien beschuldigt, die er namentlich als kurfürstlicher Münzmeister begangen haben sollte, und man ließ sofort seine Bücher und Papiere versiegeln, ihn selbst aber in seinem Hause bewachen. Allein es fand sich Alles in bester Ordnung, und er konnte seine Handlungen so vollständig durch des Kurfürsten Befehle rechtfertigen, daß man schon im Begriff stand, ihn freizulassen, als seine Wächter aussagten, sie wären Zeugen gewesen, wie sein Weib mit ihm in Streit gerathen und dabei gesagt hätte: „Wenn der Kurfürst wüßte, was du für ein böser Schelm bist, und was Du für Bubenstücke mit Deinem Zauberbuche kannst, so wärst Du längst kalt." Nun hieß es, Lippold habe den Kurfürsten bezaubert und vergiftet. Zwei Jahre lang währte die Untersuchung, bis es gelang, den Angeschuldigten durch unerhörte Folterqualen zum Geständniß zu bringen.

Daß Lippold einem Herrn nach dem Leben getrachtet habe, der für ihn die Quelle alles Glücks und Reichthums gewesen, und dem er überdies persönlich ergeben und zugethan war, ist eine Anklage, deren Abgeschmacktheit kaum durch die Grausamkeit übertroffen wird, mit

der man nachher die Hinrichtung des Unglücklichen vollzog. Er wurde mit glühenden Zangen gerissen, lebendig gerädert und dann geviertheilt, während der Teufel in Gestalt einer Maus unter dem Schaffot hervor schlüpfte. Den Kopf des Getödteten steckte man auf das Georgenthor.

Der Pöbel benutzte die Gelegenheit, plünderte die Synagoge und die Häuser der übrigen Juden, und der Kurfürst zwang dieselben, sämmtlich das Land zu räumen, nicht ohne daß er sich vorher noch ein großes Abzugsgeld hatte zahlen lassen. Er versprach denen, die sich taufen lassen wollten, Verzeihung, doch hat kein Einziger dies Anerbieten angenommen. Die Vertriebenen wanderten nach Böhmen und Polen aus.

Lippold's Wittwe beschwerte sich beim Kaiser Maximilian II., welcher auch dem Kurfürsten Vorstellungen machte, was dieser aber sehr übel aufnahm. Die Juden, antwortete er, wären ein schädliches Ungeziefer, und man könnte froh sein, daß man ihrer losgeworden, und würde der Kaiser hoffentlich weiter keine Schritte thun, um so mehr, als die Wittwe Lippold aus Gnaden tausend Thaler hätte mit sich nehmen dürfen.

Liegen nun auch diese Abscheulichkeiten so sehr im Charakter der Zeit, daß man sie kaum einem Einzelnen der damals Lebenden zum Vorwurf machen kann, so war es doch eine unverzeihliche Härte und Grausamkeit, wenn der neue Regent auch den treubewährten Bürger-

meister von Berlin, den würdigen Thomas Mathias, welcher Joachim's Finanzrath gewesen war, seines Amtes und Gehaltes beraubte, in's Gefängniß warf und ihm auch keinen Ersatz gewährte, als die strenggeführte Untersuchung ergab, wie er nur des Kurfürsten Befehle vollzogen, und zwar mit solcher Uneigennützigkeit, daß er sein eigenes bedeutendes Vermögen vollständig im Dienste seines Herrn geopfert hatte. Man gab ihm zwar später die Bürgermeisterstelle wieder, aber der schwergekränkte Mann starb schon 1576, und zwar in solcher Armuth, daß die Begräbnißkosten nicht aus dem Nachlasse bestritten werden konnten. Aehnlich erging es einer Reihe von andern kurfürstlichen Dienern. Auch die Beamten des Markgrafen Johann von Küstrin wurden nicht besser behandelt, und von allen Räthen seines Vorgängers fand nur der Kanzler Distelmeier Gnade vor Johann Georg's Augen. Auch bedurfte er zunächst der Hilfe dieses geschäftserfahrenen Mannes, als er vierzehn Tage nach Pfingsten 1572 die Stände nach Köln berief, um sie zur Uebernahme der Schulden seines Vaters zu bewegen. Sobald man den Versammelten die Höhe der geforderten Summe bekannt machte, die sich auf 2,600,000 Thaler belief, war das Erstaunen und der Unwille unbeschreiblich groß, und es fielen sehr harte Reden. Es wäre nicht Sache der Fürsten, zu Befriedigung ihrer Lüste den Schweiß des Landes zu verprassen. Sie hätten die Pflicht, das Geld

zusammenzuhalten, nicht es zu verschleudern. Das heißt nicht die Schafe scheeren, sondern sie schinden, nicht die Wolle nehmen, sondern das Fell abziehen. Mehrtägige Verhandlungen gingen in diesem Tone fort, ohne daß es auf den Kurfürsten Eindruck machte. Vergangene Dinge, sagte er, lassen sich nicht ungeschehen machen. Das Keifen und Hadern führt zu Nichts. Trotz allen Widerspruchs wurde den Versammelten zuletzt der Landtagsabschied zugestellt, kraft dessen sie zu zahlen hätten, und die Stände fügten sich. Zuerst ließen die Abgeordneten der Städte sich dadurch bestimmen, daß sie bei der Vertheilung diesmal, dem Adel und den Prälaten gegenüber, nur eine geringere Quote als sonst zahlen sollten, wogegen man den oberen Ständen weitreichende Zusagen machte, durch welche ihnen Entschädigung für die gebrachten Opfer versprochen wurde.

Schon lange nämlich war der Adel unzufrieden gewesen, weil man die wichtigsten Staatsämter mit Bürgerlichen besetzt hatte. Deshalb ernannte Johann Georg an die Stelle der von ihm vertriebenen Räthe seines Vaters nur Adlige und versprach, daß auch künftig alle Landvögte, Hauptleute und Amtmänner lediglich aus dem Adel genommen werden sollten. Zu keiner der Präbenden von Havelberg und Lebus wurden fortan Bürgerliche zugelassen, und für die Söhne und

Töchter der Junker errichtete man Stipendien und Fräuleinstifter.

Wegen „ihrer vorzüglichen Willigkeit" stellte der Kurfürst den Prälaten, Grafen, Herren und der Ritterschaft einen besonderen Revers aus, daß dieselben künftig nur ein Drittel von allen Auflagen tragen und alle ihre Rechte und Privilegien ungeschmälert behalten sollten. Da sie nun im Stande waren, den Betrag dessen, was sie zu zahlen hatten, von den Bauern und Unterthanen zu erpressen, so waren sie vollständig in die Lage gesetzt, sich als Mitnutznießer des Landes neben dem Kurfürsten zu betrachten, und das Land war in ihren Augen ebensowohl ein Privatbesitz, wie der Fürst selbst es als solchen betrachtete. Zwar hatte Johann Georg erklärt, es sei nicht sein Wille, die Bauern mit noch mehr als zwei wöchentlichen Diensttagen ausmatten zu lassen, indessen war dabei sogleich die Erntezeit ausgenommen, und außerdem sprach der Erlaß eigentlich nur einen Wunsch des Kurfürsten und nicht ein förmliches Gebot aus, so daß die Ausführung dem guten Willen des Adels überlassen blieb. Ein solcher guter Wille war aber nicht vorhanden, und der Landtagsabschied von 1572 hat diese Zustände recht eigentlich gesetzlich gemacht. So kommt es, daß der Adel noch bis auf den heutigen Tag die allmählich durch die Gesetzgebung ausgesprochene Gleichstellung aller Staats-

bürger wie einen Raub ansieht, der an seinen wohlerworbenen Rechten begangen worden.

Mit den neumärkischen Ständen kam es ebenfalls zu unangenehmen Verhandlungen. Dieselben weigerten sich entschieden, zur Tilgung der kurfürstlichen Schulden beizutragen, und beriefen sich mit vollem Rechte darauf, daß Markgraf Johann von Küstrin ein geordnetes Finanzwesen und einen Schatz an baarem Gelde hinterlassen hätte, so daß nicht einzusehen wäre, weshalb sie für Joachim's unordentliche Wirthschaft büßen sollten, während man sie im eigenen Lande hart genug herangezogen hätte, um ihren Fürsten zu bereichern und dessen kostspielige Festungsbauten zu bezahlen. Zum Ueberfluß wäre ihnen noch feierlich versprochen worden, daß sie in alle Zukunft mit neuen Steuern verschont bleiben sollten.

Diese Auseinandersetzungen fruchteten indessen eben so wenig, wie der Widerstand der Kurmärker. Sie konnten dem unbeugsamen Willen Johann Georg's gegenüber ihr Recht nicht durchsetzen und mußten sich, so ungern sie es thaten, zur Mitübernahme der Schulden bequemen, nachdem sie noch schließlich den Kurfürsten dazu bewogen hatten, daß er eine halbe Million aus seiner Privatkasse zu zahlen versprach und ihnen einen besonders verhaßten Zoll erließ.

Wie in den Finanzangelegenheiten, so wußte Johann Georg auch bald in Kirchensachen eine gleichmäßige

Ordnung in beiden ihm zugefallenen Landestheilen herbeizuführen, wozu er sich vor Allen jenes Muskulus bediente, den er zum Generalsuperintendenten ernannte. Dieser führte unter des Kurfürsten eifriger Zustimmung das strengste Lutherthum überall durch.

Eine neue Kirchenordnung wurde erlassen, und die genaueste Anwendung derselben mittelst allgemeiner Kirchenvisitation in's Werk gesetzt.

Es war dabei hauptsächlich auf Beseitigung der Meinungsverschiedenheiten abgesehen, die sich bald nach Luther's Tode unter dessen Schülern und Anhängern aufthaten und eine Menge von feindselig einander gegenüberstehenden Sekten zu erzeugen drohten. Schon Melanchthon war durch eine mildere Auslegung, welche er Luther's Sätzen, namentlich seiner Lehre von den guten Werken zu geben suchte, in den Verdacht einer Hinneigung zum Calvinismus gekommen, und man bezeichnete seine Anhänger in gehässigem Sinne als Philippisten oder Synergisten (Mitwirker), weil die guten Werke nach seiner Ansicht neben dem Glauben zur Seligkeit mitwirken sollten. Ueberhaupt war in den Augen der strenggläubigen Lutheraner ein jeder, der in irgend einem Punkte von ihren Lehrsätzen abwich, der Ketzerei und namentlich des heimlichen Calvinismus verdächtig, und die Streitigkeiten über diesen Kryptocalvinismus arteten unter den Geistlichen bis zu Thätlichkeiten aus. Zwei Prediger zu St. Nicolai in

Berlin schlugen mit den Kirchenleuchtern auf einander los, und bei der Marienkirche kam es zu einem förmlichen Straßenkampfe. Bis in die untersten Stände verbreitete sich diese Wuth, und die Bauern prügelten sich in der Schenke, indem sie die spitzfindigen theologischen Ausdrücke Substanz, Accidenz und Synergist als Schimpfwörter gebrauchten.

Johann Georg hoffte dem Unwesen dadurch steuern zu können, daß er 1572 nach Luther's Katechismus eine Glaubensnorm ausarbeiten ließ, doch hatte das keinen Erfolg. Auch waren diese Streitigkeiten nicht allein auf die Mark Brandenburg beschränkt, sondern sie hatten sich, und zwar in noch stärkerem Maße, auch in Sachsen und anderen evangelischen Ländern hervorgethan. Man entschloß sich deshalb zu gemeinschaftlichen Gegenmaßregeln. 1576 kamen in Torgau fünfzehn Geistliche zusammen, unter denen auch der Berliner Muskulus sich befand. Hier brachte man die sogenannte Eintrachtsformel (Formula concordiae) zu Stande. Dieselbe wurde indessen nicht allgemein gebilligt, so daß im nächsten Jahre noch einmal zu Kloster Bergen eine neue Fassung beliebt wurde, welche nunmehr von den Kurfürsten von Brandenburg, von Sachsen und von der Pfalz, von 22 Fürsten, 36 Grafen und 35 Städten und außerdem von einer großen Menge von Theologen unterschrieben wurde. Der Kurfürst von Sachsen brachte dieselben in seinem

Lande durch Gewaltmaßregeln zur Geltung, zum großen Schaden der evangelischen Kirche, in welcher nun der Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten auf's äußerste verschärft wurde. In Brandenburg fügten sich die Geistlichen allmählich, weil sie wußten, daß gegen Johann Georg's Willen doch Nichts auszurichten wäre. Allein im Wesentlichen wurde, wie mit allen solchen äußerlichen Mitteln, Nichts ausgerichtet. Der Zwiespalt blieb nach wie vor auch innerhalb der lutherischen Gemeinde bestehen, und es bedurfte langer Zeit, bis eine Ausgleichung erfolgte, oder vielmehr bis die Menschen klug genug wurden, einander wegen Glaubensunterschieden nicht mehr anzufeinden. Die Concordienformel fiel bald in Mißachtung, obgleich die eigentliche Aufhebung derselben erst durch den ersten König von Preußen 1711 erfolgte.

Nächst der Kirche richtete der Kurfürst sein Augenmerk auch auf die Schulen und erließ sehr verständige Verordnungen, durch welche er den Lehrern einschärfte, die Grundlagen des Wissens bei den Kindern durch häufiges Wiederholen recht fest einzuprägen und nicht zu hohe Dinge mit ihnen zu treiben, auch sich einer zwar strengen, doch menschlichen Zucht zu befleißigen. Das noch heut in Blüthe stehende Gymnasium zum grauen Kloster ward 1574 gestiftet, als der letzte Mönch daselbst gestorben war. Der Universität Frankfurt, seinem Lieblingsinstitut, wandte er größere Einkünfte zu

und befahl solche Personen zu Aemtern vorzugsweise zu befördern, die daselbst studirt hatten.

Es giebt ein günstiges Zeugniß für Johann Georg's Einsicht, daß er sogar die Abfassung eines deutschen Gesetzbuches veranlassen wollte, wenngleich das Unternehmen bei dem damaligen Zustande der deutschen Rechtswissenschaft ein unausführbares war und sich auch als ein solches erwies. Die Verschmelzung des eindringenden römischen Rechts mit den naturwüchsigen deutschen Gewohnheiten ließ sich nicht übereilen, und ein Volk auf der Bildungsstufe der Märker im sechszehnten Jahrhundert war dazu nicht reif. Wo der Scharfrichter seinen Unterhalt erwerben konnte, wenn er für jede Tortur einen Schilling und gutes Essen und für jede Hinrichtung drei Thaler erhielt, da hatte es mit der Codification des Rechts noch gute Wege. Es kam vor Allem darauf an, Leib und Leben der Menschen gegen Gewaltthaten sicher zu stellen, und Verordnungen gegen Diebe, Mörder und Räuber waren das dringendste Bedürfniß. Auch daran ließ es der Kurfürst nicht fehlen.

Der Frieden im Lande mehrte den Wohlstand, und die Einwohnerzahl wuchs außerdem in beträchtlichem Maße durch Einwanderer aus den Ländern, wo gerade damals die Wuth gegen die Protestanten ihre Höhe erreicht hatte. Namentlich von den Niederlanden her kamen fleißige Handwerker, besonders Weber, Tuch=

macher und Färber, und ließen sich in den Städten der Mark nieder, wo sie reichliche Unterstützungen fanden, weil Johann Georg als guter Wirthschafter gar wohl den Nutzen erkannte, der daraus für ihn erwuchs.

Zu dem Gedeihen der Gewerbe kamen gute Ernten in glücklichen Jahren hinzu, und die Chronisten verzeichnen fast unglaublich niedrige Getreidepreise. Der Scheffel Korn galt 1593 elf Pfennige. Die Leute glaubten an ein Wunder und waren an manchen Orten, z. B. in Krossen, überzeugt, daß es Weizen geregnet hätte. Da lag es denn im Lauf der Dinge, daß Luxus und Wohlleben wieder überhand nahmen. Auch der Hof ward nach und nach glänzender. Zur Verherrlichung der Feste veranstaltete man zwar noch Tourniere, aber jetzt mehr als Spiel, und die neue Mode der Feuerwerke verführte zu großem Aufwande. In Küstrin wurde bei Gelegenheit eines fürstlichen Besuches ein solches Kunstfeuer abgebrannt, welches 6000 Gulden kostete. Mit dem Luxus kam dessen steter Begleiter, ein Gesetz zur Steuerung desselben. Alle Einwohner der Städte wurden in vier Klassen getheilt und einer jeden derselben ihre Tracht und die Anzahl der Tische und Speisen, so wie der Gäste bei Hochzeiten und Kindtaufen auf's Genaueste vorgeschrieben. Man sieht aus diesen Anordnungen, daß die Kleiderpracht eine fast wahnsinnige Höhe erreicht haben muß.

Der Seidensticker Hefelein zu Berlin verlangte zur

Anfertigung eines Perlenrockes 325 Loth Perlen von fünferlei Sorten, sechs Pfund Untzgold, ein Pfund gezogen Gold und noch eine große Menge Silber, Seide und seidene Borten[1]).

Auch das alte deutsche Laster des Trunkes stand in vollster Blüthe. Als Landgraf Moritz 1596 mit einem Gefolge von 3000 Pferden zu Berlin war, wo er sich zehn Tage aufhielt, „sind Herr und Knechte so mächtig voll nach Spandau gezogen, daß sie fast das Spandauische Thor nicht finden können.“

Nicht ohne erheblichen Einfluß auf die Entwickelung der geselligen, gewerblichen und wissenschaftlichen Zustände Berlins war der Umstand, daß Johann Georg bald nach dem Antritt seiner Regierung zu Frankfurt an der Oder die Bekanntschaft des berühmten Wunderdoktors und Mineralogen Leonhard Thurneisser machte. Dieser Mann scheint wirklich in vielen Fächern bedeutende Kenntnisse besessen zu haben, noch bedeutender aber war seine Welterfahrung und seine Kunst, mit Menschen umzugehen, und vor Allem die Geschicklichkeit, mit welcher er den Aberglauben der Zeit zu benutzen verstand und sich auf diese Weise zu einer sehr einflußreichen Stellung erhob. Er hatte dem Kurfürsten die Aushängebogen einer Schrift in die Hände zu spielen

---

[1]) Historische Schilderung von Berlin. Abschnitt: Johann Georg.

gewußt, in welcher er die europäischen Flüsse nach ihrem Metall- und Mineralgehalt beschrieb, und wo unter andern die Spree als goldhaltig bezeichnet war. Der Kurfürst unterhielt sich mit ihm, und die Kurfürstin klagte ihm ihre körperlichen Leiden, die er durch seine Mittel zu beseitigen verstand. In Folge dessen wurde er zum Leibarzt ernannt, und der Hof unterstützte ihn bei seinen vielseitigen Unternehmungen. Um seine vielgelesenen medicinischen und astrologisch-metallurgischen Schriften leichter und mit mehr Gewinn verbreiten zu können, legte er in Berlin eine große Druckerei an, zu welcher er sich, namentlich für seinen prophetisch-cabalistischen Kalender, die seltensten alten und neuen Alphabete zu verschaffen wußte. In den großen Räumlichkeiten, die man ihm zu dem Ende im grauen Kloster anwies, beschäftigte er Holzschneider, Zeichner und Kupferstecher aus aller Herren Länder, unterrichtete auf Ansuchen fremder Potentaten junge Leute in der Arzeneibereitung und wußte sich einen solchen Ruf zu verschaffen, daß fast alle Könige und Fürsten Europa's in den verschiedensten Angelegenheiten seinen Rath einholten. Mit Geheimmitteln trieb er einen so ausgebreiteten Handel, daß er sich kaum vor den in unseren Tagen auf diesem Felde thätigen Industriellen zu schämen hätte. Aber auch diese Charlatanerien waren für das Land von Nutzen. Er trug zur Verbesserung der Alaun- und Salpetersiedereien bei, weil er diese Substanzen selbst ver-

werthete, und um die Flaschen für seine Medicamente wohlfeiler und geschmackvoller zu erhalten, gab er wesentliche Verbesserungen für die Grimnitzer Glashütte an. Zu Verfertigung seiner Talismen bedurfte er geschickter Goldschmiede und Stempelschneider, und da er bei allen diesen Bestrebungen sich vierzehn Jahre hindurch der unbedingten Unterstützung des Kurfürsten zu erfreuen hatte, welcher kaum einen Tag vergehen ließ, ohne ihn zu sehen, so ist erklärlich, wie dieser seltsame Mann nach den verschiedensten Richtungen hin neue Erwerbszweige einführen und die bestehenden vervollkommnen konnte.

Thurneisser war 1530 in Basel geboren und hatte wegen leichtsinniger Streiche früh sein Vaterland verlassen und bei allerlei Versuchen, sein Glück zu machen, die halbe Welt durchstreift. In Berlin fand er endlich einen ruhigen, einträglichen und ehrenvollen Wirkungskreis. Da ergreift ihn, als er das fünfzigste Jahr bereits hinter sich hatte, das schweizerische Heimweh. Er kehrt nach Basel zurück, aber hier lebt das Andenken an seine jugendlichen Unvorsichtigkeiten und Betrügereien wieder auf. Er wird in Prozesse verwickelt, verliert sein großes aufgesammeltes Vermögen, flieht nach Italien, wo er den katholischen Glauben annimmt, und stirbt in Dürftigkeit, man weiß nicht genau wie und wo. Daß er den Kurfürsten zur Goldmacherei verleitet und in Folge davon dessen Gunst verscherzt habe, ist möglich, aber nicht erwiesen. Er war ein fahrender Ritter der

Wissenschaft, ein echtes Kind seiner Zeit und ein Abbild derselben im Kleinen durch seine ganze Persönlichkeit[1]). Die von diesem merkwürdigen Mann mitveranlaßte Hebung des Handwerkerstandes kam dem Kurfürsten bei seinen Bauten sehr zu Statten. Nicht nur das Schloß in Berlin und viele von seinem Vater angelegte Lust- und Jagdschlösser wurden verschönert und erweitert, sondern auch die Festungswerke von Küstrin, Peitz und Spandau ließ er verbessern und verstärken, wobei er mehr die Sicherung des Landes, als kriegerische Pläne im Auge hatte. Denn ob er gleich zu sagen pflegte, es sollte ihn Niemand so leicht aus dem Kriegssattel heben, wenn er sich einmal hineingesetzt hätte, so war er doch unablässig auf Erhaltung des Friedens bedacht und stellte mit allen Nachbarn freundschaftliche Verhältnisse her.

Mit Pommern verknüpfte er sein Haus durch Familienbande, indem er seine älteste Tochter Erdmuthe dem Herzoge Johann Friedrich von Stettin vermählte. Bei dieser Gelegenheit wurden die alten Erbverbrüderungen aufs Neue geregelt und nach und nach von allen Betheiligten genehmigt, auch für den Aussterbefall die wechselseitigen Anrechte von Sachsen, Hessen, Brandenburg und Pommern festgestellt.

---

[1]) Der berühmte Möhsen, Friedrich des Großen Leibarzt, hat in seiner Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg Thurneisser's Leben beschrieben.

Der Kurfürst war ebensowenig Staatsmann als Feldherr. Erhaltung der Ruhe, Vermehrung seiner Einkünfte und Versorgung seiner zahlreichen Nachkommenschaft waren seine Hauptsorgen. Um die Welthändel mochte das Haus Oesterreich sich kümmern. Von daher erwartete er Schutz gegen die Türkengefahr, stellte Fußvolk und Reiter zu diesem Zwecke zur Verfügung und ordnete an, daß in allen Kirchen täglich die Glocken angeschlagen würden, um zum Gebete gegen die Ungläubigen zu mahnen. In Religionssachen war er mit Maximilian's Duldsamkeit vollkommen zufrieden. So that er denn auch alles Mögliche, um die Kaiserkrone bei dem Hause Habsburg zu erhalten, und unterstützte die Wahl Rudolph's zum römischen Könige, und später zum Kaiser, obgleich die Anlagen und Gemüthsart dieses Fürsten denselben viel eher zum Aufseher eines Kunstkabinets, als zur höchsten Würde in Deutschland geeignet machten.

Wenn Maximilian diese Hingebung durch einige Zugeständnisse belohnte, namentlich durch Verleihung der verpfändeten und nicht eingelösten Herrschaften Storkow und Beeskow und des Erbrechts auf die Braunschweig-Lüneburgischen Länder für den Fall des Erlöschens dieses Hauses, so hätte Johann Georg auch ohne diese Versprechungen fest bei dem Hause Oesterreich gestanden. Den gleichen Eifer für die Habsburger hatte er schon bewiesen, als am 7. Juli 1572 mit dem Tode Königs Siegismund August der Stamm der Ja-

gelonischen Fürsten in Polen erlosch. Unter den vielen auftretenden Bewerbern um die Krone dieses Reiches begünstigte er den Erzherzog Ernst von Oesterreich, doch gelang es bekanntlich dem Bruder Karl's IX. von Frankreich, dem Prinzen Heinrich von Valois, mit Unterstützung des Papstes und durch große Bestechungen die Stimmen des Reichstages für sich zu gewinnen. Die protestantischen Fürsten waren über die Wahl eines Mannes, der der Pariser Bluthochzeit so nahe gestanden, sehr entrüstet, und erschien ihnen derselbe als ein Erbfeind ihres Glaubens. Die Brandenburger aber konnten nicht umhin, ihn wegen des Herzogthums Preußen als ihren Lehnsherrn anzuerkennen, und Heinrich wurde auf seinen Zügen durch die Mark überall mit größten Ehren empfangen, auch erhielt Johann Georg von ihm die Zusage, daß die Belehnung demnächst erfolgen sollte. Dieselbe wurde aber durch eigenthümliche Hindernisse verzögert.

Herzog Friedrich Albrecht von Preußen nämlich war mit der ältesten Tochter Herzogs Wilhelm von Cleve verlobt. Auf der Reise zur Vermählung gerieth der junge Bräutigam in eine sinnliche Aufregung, welche dem ihn begleitenden Beichtvater so bedenklich erschien, daß er den Leibarzt zu Hilfe rief. Man gab dem Prinzen einen beruhigenden Trank, der aber die Wirkung hatte, ihn vollständig melancholisch zu machen, und zwar in solchem Grade, daß sich bald eine völlige Geistes-

schwäche einstellte. Die Braut war gewissenhaft genug, ihr gegebenes Wort auch unter solchen Umständen zu halten, und die Ehe wurde vollzogen. Der unglückliche Fürst befand sich aber nicht in der Verfassung, sich bei dem neuen Polenkönige zur Belehnung einzufinden. Diesem war inzwischen durch seines Bruders Tod die französische Krone zugefallen, und weil er mit Recht voraussah, daß die Polen in eine Verbindung beider Reiche durch seine Person nicht willigen würden, so entfloh er heimlich über Wien und Venedig nach Paris, und als er nach Ablauf der ihm gestellten Frist bis zum Mai 1575 nicht nach Polen zurückgekehrt war, erklärte der Reichstag den Thron für erledigt.

Nun trat ein Interregnum ein, während dessen viele Kronbewerber sich meldeten. Auch dies Mal verwendete sich Johann Georg durch seine Gesandten für eine österreichische Wahl, allein während der Primas des Reichs und eine große Zahl der Stände den Kaiser Maximilian II. zum Könige ausrief, erklärte die Gegenpartei sich für König Siegismund August's Schwester, die Prinzessin Anna, unter der Bedingung, daß der siebenbürgische Fürst Stephan Batori sich mit derselben vermählen würde. Stephan nahm das Anerbieten an, feierte schleunigst seine Hochzeit mit der alten Dame, wurde 1576 gekrönt und erlangte schon im folgenden Jahre, obgleich nicht ohne Mühe, auch die Anerkennung seiner frühern Gegner. Sogar die Stadt Danzig,

welche am längsten der österreichischen Partei treu blieb, wurde unter Mitwirkung Johann Georg's durch den Vergleich vom 6. December 1577 bewogen, ihren Widerstand aufzugeben. Dafür hatte König Stephan dem Kurfürsten versprochen, die Angelegenheiten des Herzogthums Preußen nach dessen Wünschen zu ordnen, und zwar in der Weise, daß dem Markgrafen Georg Friedrich von Hohenzollern die Aufsicht über den blödsinnigen Herzog übertragen und als Vormund und Herzog die Belehnung ertheilt wurde, wobei der Kurfürst die Mitbelehnung empfangen sollte. Das geschah denn auch zu Anfang des Jahres 1578 in Warschau, wohin Georg Friedrich sich in Person begeben, und der Kurfürst seine Gesandten geschickt hatte.

Die preußischen Stände wollten Anfangs die Vormundschaft des Markgrafen nicht anerkennen, weil sie lieber der Gemahlin Herzog Albrecht Friedrich's die Regentschaft übertragen hätten, allein dieser Widerstand wurde bald beseitigt.

Kurfürst Johann Georg regierte nun in Ruhe weiter und nahm an auswärtigen Verwickelungen nur ein einziges Mal Antheil, um seinen warmen Eifer für die protestantische Lehre zu bekunden. Er schloß sich nämlich der am 18. Juli 1587 zu Lüneburg erfolgten Zusammenkunft der deutschen evangelischen Fürsten mit dem Könige von Dänemark an, um den bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich gegen ihren König

Heinrich III. zu Hilfe zu kommen. Der König von Navarra, nachmals Heinrich IV., hatte auf's Dringendste dazu aufgefordert.

Bevor man indessen zur That schritt, ließ man durch eine Gesandtschaft dem Könige von Frankreich gütliche Vorstellungen machen, die derselbe aber sehr geringschätzig zurückwies. Nun rückten die Verbündeten mit einer Armee von fast dreißigtausend Mann in Lothringen ein, jedoch ungeschickte Führung, Mangel eines festen Planes und sonstige widrige Umstände bewirkten, daß das Unternehmen scheiterte, und die Kriegsmacht der Protestanten fast gänzlich aufgerieben ward. Die Thurneisserschen Amuletten, welche man am Halse fast aller im Kampf gebliebenen Brandenburger fand, hatten sie nicht retten können. Große Verheerung der Länder, welche dem Kampfe zum Schauplatz gedient hatten, war das einzige Resultat, welches man erzielte.

Mehr Glück hatte der Kurfürst bei dem Bestreben, seine zahlreichen Kinder und Enkel glänzend zu versorgen. Er war dreimal verheirathet. Die erste Gemahlin, Sophia von Liegnitz, starb 1546, neun Tage nach der Geburt ihres einzigen Kindes, des Kurprinzen Joachim Friedrich. Die zweite, Sabine von Anspach, beschenkte den Gemahl mit elf Kindern, von denen aber nur drei Prinzessinnen am Leben blieben. Die Herzogin Erdmuthe von Pommern, deren bereits Erwäh-

nung geschehen, war die älteste, die jüngste wurde die Gemahlin des Kurfürsten Christian von Sachsen.

Drei Jahre nach dem Tode dieser zweiten Gattin verheirathete der zweiundfünfzigjährige Kurfürst sich zum dritten Male mit Elisabeth, der vierzehnjährigen Tochter des Fürsten von Anhalt, die ihm während einer zwanzigjährigen Ehe achtzehn Kinder gebar, von denen jedoch sieben früh verstarben, so daß von seinen dreißig Kindern ihn fünfzehn überlebten. Zwei von den Prinzen erhielten später, nach dem Erlöschen der hohenzollernschen Linien, die fränkischen Besitzungen und wurden Stifter der markgräflichen Häuser Anspach und Bayreuth. Zwei andere waren nach einander Heermeister zu Sonnenburg, der älteste Sohn des Kurprinzen bekam das Erzstift Magdeburg, welches er unter dem Titel Administrator regierte und für immer an das Haus Brandenburg brachte, nachdem Sachsen wegen seiner Ansprüche an dasselbe abgefunden war. Nicht so gut lief die Ernennung seines zweiten Enkels, Johann Georg, zum Bischof von Straßburg ab. Das Domkapitel daselbst war in eine protestantische und eine katholische Partei gespalten, welche letztere ihrerseits den Herzog von Lothringen als Gegenbischof wählte. Es kam zu einem verheerenden Kriege, der endlich durch eine aus sechs Reichsfürsten bestehende Commission in der Art beigelegt wurde, daß der junge

Markgraf sich seine Ansprüche für Geld abkaufen ließ. Später trat ihm sein Vater das Herzogthum Jägerndorf ab, welches Georg von Brandenburg 1523 von der Familie Schellenberg erkauft und an Georg's Sohn, den nachmaligen Kurfürsten Joachim Friedrich, vermacht hatte. Dieser Besitz brachte ihm aber keinen Segen. Der jüngere Johann Georg wurde, weil er die protestantische Lehre in seinem Herzogthume begünstigte, vom Kaiser gewaltsam vertrieben, und die Herrschaft den Grafen von Lichtenstein in ebenso gewaltsamer und widerrechtlicher Weise übergeben.

Der alte Kurfürst Johann Georg erlebte zu seiner großen Freude noch, daß ihm ein Urenkel geboren wurde, welcher den Namen Georg Wilhelm erhielt und dereinst als Kurfürst seinem Hause wenig Ehre machen sollte. Die Freude des greisen Ahnherrn wäre sehr getrübt worden, wenn er in die Zukunft hätte blicken können.

Die letzten Lebensjahre Johann Georg's waren durch Mißhelligkeiten mit dem Kurprinzen getrübt, der auf's Bestimmteste erklärt hatte, das väterliche Testament nicht anerkennen zu wollen, durch welches dem zweiten Prinzen die Neumark ganz in der Weise, wie Johann von Küstrin sie besessen, zum erblichen Eigenthum verschrieben war, eine Bestimmung, für die sogar die kaiserliche Bestätigung nachgesucht und ertheilt worden. Erst auf dem Todtenbette versöhnte sich der Vater mit seinem Nachfolger, ohne daß dieser deshalb seinen

Widerspruch zurückgenommen hätte. Johann Georg starb am 8. Januar 1598, umgeben von der Mehrzahl seiner Kinder und Enkel.

Er war nach seiner Art ein strenger und gewissenhafter Verwalter seines Hauses und seines Landes gewesen und regierte beide so gut er es verstand. Wie er Herr der Mark Brandenburg war, so sollte jeder Adlige auch Herr auf seinem Gute sein und mit den Bauern schalten dürfen, wie es ihm beliebte und soweit es das „christliche und billige Maß" erlaubte. Die Staatsverwaltung war dem entsprechend sehr einfach.

Allgemeine Angelegenheiten wurden den Ständen vorgetragen und meist nach des Kurfürsten Willen entschieden. Die baaren Einkünfte aus Zöllen, Steuern u. s. w. flossen in die gemeinsame große Rentheikasse, und was die Güter des Kurfürsten an Getreide, Vieh, Geflügel, Wild, Holz, Gemüse u. s. w. erzeugten, wurde von dem Marschallamt zur Naturalverpflegung des Hofstaats verwendet, der damals, und noch lange nachher, aus der herrschaftlichen Küche gespeist und größtentheils durch den Leibschneider bekleidet wurde.

Ein stehendes Heer gab es nicht. Zur Vertheidigung der kurfürstlichen Schlösser waren die Inhaber der Burglehne verpflichtet. Die Landesaufgebotstruppen wurden von den Städten gestellt, der Bauernstand erschien nur im Kriegsgefolge seiner Gutsherrn. Landesherrliche Commissarien waren als Musterhauptleute

bestellt, und jedem derselben eine Anzahl Städte untergeordnet, die er bereisen mußte, um darauf zu sehen, daß die Bürger ihre Rüstung und Waffen in Ordnung hielten, und daß sie sich nach seiner Anweisung im Gebrauch derselben übten, „damit wir in notsfallen uns uf dieselben zu verlassen haben muegen."

Die Register über die Mannschaften wurden dem Kurfürsten eingereicht und von diesem sehr geheim gehalten. An der Spitze des Geschützwesens standen Büchsenmeister, ursprünglich zünftige Leute, im Brandenburgischen aber schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert auch Adlige. Größere Truppenkörper, unseren Regimentern entsprechend, kannte man nicht, die einzelnen Haufen der Söldner, der Städter und der Ritter hielten zusammen und wurden erst zur Schlacht, den Absichten des Feldherrn entsprechend, in umfassendere Abtheilungen geordnet. Unter Johann Georg gab es, wie wir sahen, überhaupt wenig Gelegenheit zu kriegerischen Thaten, und im Lande selbst glücklicher Weise gar nicht.

Ohne lebhaftes Interesse für die Welthändel, soweit dieselben nicht mit der Religion zusammenhingen, waren für den Kurfürsten im Himmel der liebe Gott und auf Erden das Haus Oesterreich die Mächte, zu denen er aufblickte.

Er wirthschaftete sparsam, bis die Schulden seines Vaters getilgt waren, seitdem aber liebte er es, namentlich

bei Gelegenheit fürstlicher Besuche und bei seinen vielen Familienfeierlichkeiten, dann und wann ein prachtvolles Fest zu geben mit Mummenschanz, Tournieren und Aufzügen, wo dann unter dem Glanze doch hier und da das eigenthümliche gemüthliche Spießbürgerthum des sechszehnten Jahrhunderts recht seltsam hervorblickte. Bei dem großen Feuerwerk, welches zur Verherrlichung der viertägigen Festlichkeiten abgebrannt wurde, mit welchen man die Taufe des Prinzen Christian feierte, war der Kurfürst mit seiner Familie oben auf dem Thurm und rief von da zum Fenster heraus: „Meister Hans, wenn ich pfeiffen werde, so zündet an.“

Dem Laster des Trunkes, damals so allgemein bei Hohen und Niederen, war er Feind und wirkte demselben, so viel er konnte, auch bei Hofe und im Lande entgegen, jedoch ohne sonderlichen Erfolg. Ihm selbst aber ist das mäßige Leben, bei gehöriger Bewegung auf der Jagd und nicht allzu schweren Regierungssorgen, so gut bekommen, daß er das ehrenvolle Alter von 72 Jahren erreicht hat.

Der Flächenraum seiner vom Vater ererbten Länder vergrößerte sich während Johann Georg's Regierung durch die Erwerbung von Storkow und Beeskow um 23 Quadratmeilen und enthielt nunmehr 715 Quadratmeilen.

Achtes Kapitel.

Joachim Friedrich, 1598 — 1608.

Joachim Friedrich, der einzige Sprößling aus der ersten Ehe Johann Georg's, kam am 27. Januar 1546 als ein so schwaches Kind zur Welt, daß sein Vater kaum hoffen durfte, ihn am Leben zu erhalten. Nachdem man ihn aber in Malvasier gebadet und mehrere alte Weiber verbrannt hatte, die im Verdachte standen, den jungen Prinzen behext zu haben, erholte derselbe sich nach und nach und wurde so kräftig, daß er ein ziemlich hohes Alter erreichte. Da seine Stiefbrüder aus der zweiten Ehe früh dahinstarben, so beruhte die Hoffnung des Kurhauses einunddreißig Jahre lang auf ihm allein, bis die dritte Gemahlin seines Vaters demselben am 30. Januar 1581 den Prinzen Christian gebar.

Wir haben gesehen, daß Johann Georg als Kurprinz sich größtentheils fern vom väterlichen Hofe auf seinem Lustschloß Zechlin aufhielt, und hier wurde auch Joachim Friedrich erzogen. Sein Lehrer Thomas Hübner wird als ein braver, in den alten Sprachen und den schönen Wissenschaften wohlunterrichteter Mann gerühmt, der sich seines Zöglings Hochachtung und Liebe zu erwerben wußte und demselben gute Kenntnisse beibrachte.

Neben der geistigen Ausbildung des Sohnes war

der Kurprinz aber auch auf dessen weltliche Versorgung dringend bedacht, und es gelang ihm auf das Haupt des Kindes sehr einträgliche Würden zu häufen. Der siebenjährige Knabe wurde zum Bischof von Brandenburg und Halberstadt erwählt, und drei Jahre nachher übertrug man ihm auch das Bisthum Lebus, natürlich unter vormundschaftlicher Verwaltung seines Vaters, welcher im Jahre 1566, nach dem Tode des Markgrafen Siegismund, auch das erledigte Erzbisthum Magdeburg an seinen Sohn zu bringen wußte, und im folgenden Jahre übernahm Joachim Friedrich diese Würde und residirte von da ab in der zum Erzstifte gehörenden Stadt Halle. Auf dem dahin zusammenberufenen Landtage mußte der junge Erzbischof sich aber verpflichten, das Bisthum wieder abzugeben, sobald er einst als Kurfürst zur Regierung der Mark Brandenburg gelangen würde. Unter dieser Bedingung erhielt er auch die Belehnung des Kaisers, und der altehrwürdige Magdeburger Dom, welcher zwanzig Jahre lang verschlossen gewesen, wurde am ersten Adventssonntage 1567 dem lutherischen Gottesdienste übergeben.

Joachim Friedrich war der erste Erzbischof von Magdeburg, welcher sich entschloß, in die Ehe zu treten, wozu ihn wohl auch der Umstand bewog, daß er noch immer der einzige directe Erbe des Kurhauses war. Am 8. Januar 1570 vermählte er sich mit Katharina, der Tochter seines Großoheims Johann von Küstrin, und

hielt bald darauf mit ihr seinen feierlichen Einzug in das Erzstift. Er erwarb sich die Liebe der Stadt Magdeburg durch zweckmäßige, den Handel derselben befördernde Verordnungen und ließ auch das vom Kaiser Maximilian ihr ertheilte Recht, Gold- und Silbermünzen zu prägen, bestehen. Auch der Stadt Halle erzeigte er viel Gutes, bereicherte und erweiterte die milden Stiftungen derselben und machte sich die Hebung der dortigen Salzwerke zur Aufgabe, weshalb er mit den angrenzenden Ländern Verträge über die Lieferung des zur Salzbereitung nöthigen Holzes abschloß. Er erweiterte das Magdeburgische Gebiet durch allerlei friedliche Erwerbungen und durch die Einziehung der Herrschaften Jüterbogk und Damel, deren wiederkäuflichen, der Familie Klitzing zustehenden Besitz er an sich nahm, zur Strafe für die Widersetzlichkeit des damaligen Inhabers, welcher sich geweigert hatte, der Gemahlin des Erzbischofs ein Nachtquartier zu gewähren, als sie mit ihrem Gefolge auf der Reise sein Gebiet berührte.

Daß Joachim Friedrich, der sich im Wesentlichen auf alle Weise als weltlicher Regent ansehen mußte, der lutherisch geworden und in die Ehe getreten war, nun dessenungeachtet auf den Reichstagen seinen Platz unter den geistlichen Fürsten einnehmen wollte, war ein Anspruch, den die katholischen Stände niemals zugestehen konnten, und mit dem er auch nicht durchdrang. Nach langem Sträuben mußte er erklären, er wollte Kaiser-

licher Majestät zu Gehorsam und gemeiner Wohlfahrt zum Besten seine Session auf dem Reichstage einstellen. Die Verwaltung der ihm übergebenen Würden und Landgebiete bot ihm nach allen Seiten hin reichliche Gelegenheit, sich bis zu seines Vaters Tode in der Regierungskunst zu üben, und so war er denn vollständig vorbereitet, als er 1598 das Regiment in den Marken übernahm. Vor allen Dingen kam es darauf an, die in dem väterlichen Testamente angeordnete Ländertheilung zu verhüten, wobei man nicht unbedingt behaupten kann, daß dies Bestreben bei Joachim Friedrich allein aus dem ganz menschlichen Begehren hervorgegangen sei, lieber das Ganze, als nur einen Theil zu haben. Zwar war die Voraussicht einer künftigen großartigen Entwickelung des Landes bei den letztvorhergehenden Kurfürsten gewiß nicht vorhanden, allein jetzt, wo die Erwerbung Preußens in nicht zu ferner Aussicht stand, und die Ansprüche sich, wie wir sehen werden, auch auf westlich gelegene deutsche Länder zu erstrecken begannen, da ist es nicht unmöglich, daß die unbeugsame Festigkeit, mit welcher der neue Kurfürst seinem Vater bis zu dessen letztem Athemzuge entgegengetreten war, wohl aus dem Gefühle entstanden sein konnte, daß die Brandenburger berufen wären, dereinst etwas mehr im deutschen Reiche zu bedeuten, als ihre Nebenfürsten.

An rechtlichen Gründen zur Anfechtung des Testaments fehlte es nicht, denn Albrecht Achilles' letztwillige

Anordnung konnte sehr wohl für ein Hausgesetz der Hohenzollern gelten, und wenn Joachim sich hatte gefallen lassen, die Neumark seinem Bruder abzutreten, so war das sein freier Wille gewesen. Die Stände der Mark, denen man die Streitfrage vorlegte, wollten sich nicht mit derselben befassen und erklärten, weil man sie bei Abfassung des Testamentes nicht zu Rathe gezogen, auch ihnen dessen Inhalt nicht mitgetheilt habe, so sei für sie keine Veranlassung, sich in die kurfürstlichen Familienzwistigkeiten zu mischen. Nicht unmöglich ist es, daß die Neumärker ganz gern wieder unter einem selbstständigen Fürsten gestanden hätten, doch wurden dem Kurfürsten von ständischer Seite bei seinem Vorhaben keine Schwierigkeiten bereitet. Auch die erfolgte kaiserliche Bestätigung des Testaments konnte den Bestimmungen desselben zu keiner wesentlichen Stütze dienen, denn Rudolph II. erklärte, daß er ein versiegeltes Dokument erhalten, dessen Inhalt er nicht gekannt und daher nur unter dem Vorbehalt aller Rechte dritter Personen die Bestätigung ertheilt habe.

So setzte Joachim Friedrich seinen Willen durch, jedoch mußte er auch seinerseits Etwas von seinen Ansprüchen nachlassen. Jene Albrecht'sche Hausordnung enthielt nämlich, wie wir wissen, die Bestimmung, daß die Marken zwar beisammen bleiben müßten, daß aber aus den fränkischen Besitzungen zwei Herrschaften für die nachgeborenen Söhne gebildet werden könnten,

wenn die dort regierenden Markgrafen ausstürben. Dieser Fall war noch nicht eingetreten, indessen da Markgraf Georg Friedrich über sechszig Jahre alt und kinderlos war, und Albrecht Friedrich von Preußen, der nächste Erbe, sich im Zustande der Geistesschwäche befand, so konnte Joachim Friedrich das Aussterben dieses Zweiges seines Hauses abwarten und hätte dann das Recht gehabt, für seinen eigenen zweiten und dritten Sohn aus den fränkischen Landen selbstständige Herrschaften zu bilden. Diesem Rechte entsagte er und beschloß, zur Beendigung der Familienzerwürfnisse, die Länder Anspach und Bayreuth seinen beiden Stiefbrüdern zu überlassen, wodurch auch den Intriguen der sehr erbitterten Kurfürstin Wittwe ein Ende gemacht wurde. Georg Friedrich erklärte sich mit diesen Absichten einverstanden, und man setzte zu Gera im Juni 1598 die Bedingungen eines feierlichen Familienvertrages auf, welcher am 29. April 1599 zu Magdeburg vollzogen wurde. Die Prinzen Christian und Joachim Ernst, zu deren Abfindung die Disposition hauptsächlich getroffen war, erklärten jedoch ihre volle Zustimmung erst, als Georg Friedrich am 26. April 1603 gestorben war.

Zu Onolzbach bei dem feierlichen Leichenbegängnisse kam der Vertrag unter den Brüdern zu Stande, kraft dessen die beiden jüngern Prinzen ihrem Rechte auf die Mark vollständig entsagten.

Christian wurde Stifter der Bayreuth'schen Linie, welche erst 1768 erlosch. Die Anspach'sche Linie pflanzten die Nachkommen Joachim Ernst's fort, bis der letzte Markgraf 1792 die Regierung zu Gunsten des Königs von Preußen niederlegte.

Jener Gera'sche Vertrag enthält in seinen langathmigen Sätzen fast nur eine Erneuerung und Bestätigung der Anordnungen Kurfürst Albrecht Achilles', welche ausdrücklich für ein Familienstatut und, der kaiserlichen Bestätigung wegen, für eine pragmatische Sanction erklärt worden. Die märkischen Länder nebst den Anwartschaften auf Pommern, Mecklenburg, Holstein, Anhalt, Braunschweig und Lüneburg sollen in alle Zukunft ungetheilt auf den ältesten Sohn des Kurfürsten übergehen, die fränkischen Besitzungen aber zwei Herrschaften für nachgeborene Söhne bilden. Daneben wird angeordnet, daß sämmtliche Fürsten beider Linien an der reinen lutherischen Lehre augsburgischer Confession festhalten, und die andere es nicht leiden sollte, wenn einer davon abweichen wollte. Auch der Stände und Unterthanen wird gedacht und verheißen, daß ihre Rechte respectirt, und sie mit neuen Auflagen nicht beschwert werden sollen, wofür den Fürsten Gottes gnädiger und reicher Segen auf zeitliche und ewige Wohlfahrt versprochen, aber leider im Uebertretungsfalle keine weltliche Strafe angedroht wird. Die jüngeren Brüder des Kurfürsten sollten, sofern sie nicht mit

Land und Leuten versorgt wären, von ihrem achtzehnten Jahre an ein jährliches Deputat von 6000 Thalern, und Einer von ihnen das Heermeisterthum Sonnenburg erhalten. Die Prinzessinnen sollten die üblichen Erbverzichte leisten und als Abfindung die kurfürstlichen 20,000 Gulden, die markgräflichen 12,000 Gulden und ihren Schmuck als Ausstattung empfangen.

Noch enthält der Vertrag die eigenthümliche Bestimmung, daß außer den bestehenden drei Festungen Küstrin, Peitz und Spandau niemals eine neue Festung angelegt werden soll, wogegen in Franken neben den beiden vorhandenen nöthigenfalls der Bau einer dritten verstattet wird.

Nachdem Joachim Friedrich in Folge dieses Abkommens den alleinigen Besitz der Marken unbestritten erlangt hatte, bedurfte er alsbald der Hilfe seiner Stände zur Tilgung von 600,000 Thalern Schulden, die Johann Georg hinterlassen hatte. Denn in den letzten Zeiten der Regierung desselben war theils der erhöhte Glanz des Hofes und der Hoffestlichkeiten, theils die Türkenhilfe, die er dem Kaiser leisten mußte, und die vermehrten Ausgaben im Interesse der Landesverbesserung Ursache geworden, daß die Einnahmen wiederum zur Deckung der Ausgaben nicht gereicht hatten. Die Stände bewilligten die 600,000 Thaler, allein der Kurfürst mußte ihnen versprechen, daß er für ihre Beihilfe auch seinerseits ihnen eine faveur erzeigen

wollte. Deshalb bestätigte er nicht nur alle in dem Receß von 1572 enthaltenen Verheißungen seines Vaters, sondern erweiterte dieselben auch in vielen Punkten, ja er mußte sogar seine Zusagen am 12. März 1602 durch den Kurprinzen Johann Siegismund als Regierungsnachfolger ausdrücklich anerkennen und bescheinigen lassen, zum Zeichen, daß die Bewilligungen mit dessen Genehmigung geschehen wären. Besonderen Vortheil hatte dabei der Adel, in dessen Interesse es vor Allem lag, daß die Aufrechthaltung der augsburgischen Confession feierlich angelobt wurde; denn das starre Lutherthum, wie die Theologen der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts es in sich abgeschlossen hatten und mit leidenschaftlichem Eifer vor der kleinsten Abweichung von den festgestellten Formeln hüteten, hatte durchaus diejenige Färbung angenommen, die man nach heutigem Sprachgebrauch als reactionair oder conservativ bezeichnen würde, und der Adel, welcher an seinen Vorrechten und Privilegien mit derselben Zähigkeit von jeher festgehalten hat, wie die Theologen an ihren Dogmen, war für das Consistorial- und Episcopalregiment der Lutheraner ebenso eingenommen, wie ihm das demokratische Presbyterialsystem der Calvinisten zuwider sein mußte. Die Reformirten, mit ihrem Haß gegen alle Ceremonien und Formen, gegen Bilder, Kerzen und Altäre, hatten sich von Anfang an mit Bewußtsein auf die Seite des Verstandes

und des Gedankens gestellt und waren allen sinnlichen und Gefühlsregungen entschieden abhold. Der Abendmahlsstreit beider Confessionen spiegelt diesen Gegensatz wieder, und es ist aus denselben Anschauungen zu erklären, daß die Calvinisten es waren, welche in der Schweiz, in den Niederlanden und in England jene merkwürdigen puritanisch gefärbten Bürgerrepubliken gründeten, in welchen theils dauernd, theils vorübergehend die Rechtsungleichheit vernichtet wurde, welche auf dem Unterschied der Stände beruht. Sie bewiesen dadurch, wie sie in Staats- und politischen Angelegenheiten so gut wie auf dem kirchlichen Gebiete ihr Vernunftsystem durchsetzen wollten.

Da war es dem Adel sehr willkommen, daß der Kurfürst, der selbst in Verdacht gestanden hatte, calvinistische Neigungen zu hegen, sich nunmehr verpflichtete, an der Concordienformel unverrückt festzuhalten. Aber außer diesen in der Idee liegenden Gründen war den Junkern die Aufrechthaltung der bestehenden kirchlichen Verhältnisse auch materiell sehr vortheilhaft. Die Canonicate und Fräuleinstifter blieben ihren jüngeren Söhnen und den Töchtern, und sie behielten ihre Patronats und sonstigen Vorrechte. Außerdem fanden sich in dem Landtagsabschiede noch viele andere Bestimmungen, welche die zärtliche Sorge für den bevorrechteten Stand aussprachen. Ihre Gutserzeugnisse blieben von Zoll und Steuern befreit, neue Zoll-

stätten sollten nicht errichtet werden, von Rheinwein und ausländischen Weinen wurde ihnen die Abgabe erlassen, welche die Städter und Kaufleute zu entrichten hatten. Das Hof- und Landgericht zu Tangermünde sollte von einem Adligen verwaltet werden, und die Ritterschaft bei der Besetzung einen Candidaten zur kurfürstlichen Genehmigung vorschlagen.

Die Bauern müssen ihre Kinder dem Gutsherrn als Dienstboten überlassen, und kein Gutsunterthan darf in einer Stadt aufgenommen werden ohne schriftliche Genehmigung seines Herrn. Das Recht, Arbeitstage von den Bauern zu fordern, wird zwar an gewisse beschränkende Bedingungen geknüpft, allein der Adel hatte es in der Hand, dieselben zu umgehen. Ihm war nämlich das der Prinzessinnensteuer entsprechende Recht verliehen, zur Ausstattung seiner Kinder Beiträge von den Unterthanen zu erheben, und obgleich diese Beiträge durch den Receß von 1602 fixirt wurden, so hinderte das doch die willkürliche Bedrückung der Unterthanen nicht, weil auf der andern Seite das Klagerecht derselben gegen ihre Gutsherrschaften sehr erschwert war, und der in einem solchen Prozeß unterliegende Bauer mit schwerer Gefängnißstrafe bedroht wurde. Unter solchen Umständen konnten denn auch anderweitige Erleichterungen, welche der Kurfürst dem Bauernstande gern gesichert hätte, nur sehr unvollkommene Wirkung äußern. — Es wird ferner der Ritterschaft gestattet, die Lehngüter zu ver-

kaufen, und dem Käufer muß die Belehnung gegen eine alte, nicht zu überschreitende Taxe ertheilt werden.

Außer diesen und andern, z. B. auf Erbschaften und Abzugsgeld bezüglichen Verheißungen zu Gunsten des Adels wiederholte der Kurfürst das schon von seinem Vater gegebene Versprechen, nichts Wichtiges ohne die Stände zu beschließen, mit folgenden Worten: „Auch wollen wir keine wichtige Sache, daran dem Lande Gedeih oder Verderb gelegen, ohne unser gemeiner Landstände Vorwissen und Rath schließen und vornehmen, und auch kein Bündniß, dazu unsere Unterthanen und Landsassen sollten oder müßten gebraucht werden, ohne Rath und Bewilligung gemeiner Landräthe begeben." Ja es wird sogar bei Streitigkeiten zwischen den Ständen und dem Kurfürsten ein Schiedsgericht versprochen, aus kurfürstlichen Räthen und Mitgliedern der Ritterschaft bestehend, dessen Aussprüche entscheidend sein sollen.

Demnächst erhalten auch die Städte das Versprechen der Abhilfe gegen mancherlei Beschwerden, in Beziehung auf Erbfälle, Zunftwesen und sonstige bürgerliche Angelegenheiten, und schließlich wird das übliche, immer sich wiederholende und nie erfüllte Gelöbniß des Kurfürsten, keine neuen Schulden zu machen, auch diesmal erneuert. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert kehrt in den meisten deutschen Ländern das gleiche Verfahren in stetiger Folge wieder, daß nämlich den Ständen für Uebernahme der

fürstlichen Schulden Concessionen gemacht werden, die man nicht erfüllt, bis bei nächster Gelegenheit neue Schulden zu decken sind, wofür alsdann noch größere Versprechungen ertheilt werden. Die Stände versuchen dann mit mehr oder weniger Erfolg theils von den geforderten Summen Etwas abzudingen und sich eine Controle darüber zu verschaffen, daß das Geld auch wirklich zu dem angegebenen Zweck verwendet und nicht für unnütze Dinge vergeudet wird, theils die Vereitelung der ihnen gemachten Zusicherungen zu verhüten, und wir werden unter der folgenden Regierung sehen, wie weit den brandenburgischen Ständen dies für kurze Zeit geglückt ist.

Hätten die inneren staatsrechtlichen Verhältnisse sich auf diesem Wege weiter entwickelt, was indessen durch das Dazwischentreten des dreißigjährigen Krieges verhindert wurde, so würden daraus in der Mark sich Zustände ergeben haben, ganz ähnlich der Junkerherrschaft, wie wir sie z. B. in Mecklenburg noch heute mit Staunen und Verwunderung vor uns sehen. Es kam aber glücklicherweise anders.

Die Stände konnten es nicht durchsetzen, daß ihre Rechte und Privilegien und die Grenzen der fürstlichen Gewalt durch ein förmliches Gesetz ein für alle Mal fixirt würden. Zwar hatte der Kanzler Distelmeier auf Ansuchen der Ritterschaft und der Städte schon unter Johann Georg's Regierung den Entwurf einer Landes-

constitution abgefaßt. Allein derselbe wurde niemals veröffentlicht und gab vielleicht Veranlassung dazu, daß Joachim Friedrich gleich nach seinem Regierungsantritt diesen würdigen Diener seines Vaters entließ. Der Kurfürst stellte den Beschwerden der Stände gegenüber die Forderung, daß dieselben einen festen und stetigen Ausschuß zur Berathschlagung vorfallender Sachen wählen sollten, mit dem er verhandeln wollte, und die im Namen der gesammten Stände zur Abgabe von bindenden Erklärungen bevollmächtigt sein sollten.

Ein solches Ansinnen wiesen dieselben mit großem Unwillen zurück, sie wollten nicht von so wenigen Personen in ihren Beutel greifen lassen, obgleich sie, wie sie versicherten, in die Person des Kurfürsten nicht das geringste Mißtrauen setzten. Wirklich mußte Joachim Friedrich sie alle zusammen nach Berlin berufen, wo sie sich dann nach langem Sträuben zur Uebernahme der landesherrlichen Schulden bequemten.

Der Kurfürst that dem gegenüber seinerseits einen sehr bedeutsamen Schritt durch die am 13/25. December 1604 erfolgte Einsetzung eines Geheimen Raths.

„Wir haben erwogen," so heißt es in der Instruction für diese Behörde, „daß wir ganz hoch angelegene beschwerliche Sachen auf uns liegen haben, besonders die Preußische, Jülich'sche, Straßburger und Jägerndorf'sche — — so haben wir nach Exempel wohlbestellter Politien und Regimenter für hochnothwendig

angesehen — — etliche Verfassungen, danach dieselben mit guter Ordnung berathschlaget, und desto schleuniger expediret werden mögen, anzuordnen." Der Kurfürst beruft demnach eine Reihe von Männern, Grafen, Ritter und Rechtsgelehrte aus dem Bürgerstande, welche alle eingehenden wichtigen Sachen collegialisch berathen, darüber Beschluß fassen und dem Regenten vortragen müssen. Als Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit wird die Erhaltung des politischen und religiösen Friedens bezeichnet, doch sollen sie nicht minder der Finanzsachen, als des **nervus rerum gerendarum** und der Landesvertheidigung, namentlich des Festungswesens eingedenk sein. — Wöchentlich zwei Mal finden die Sitzungen statt. Diese Einrichtung war darum von so großer Wichtigkeit, weil sie aus der Erkenntniß hervorging, daß mit den geborenen Räthen des Regenten, den Grafen und Herren, nicht mehr auszukommen war, seitdem die politischen Angelegenheiten zu einiger Bedeutung gelangten. Denn die Stände im Einzelnen und Ganzen hatten sich über ihre Privat- und Standesinteressen niemals zu erheben vermocht. Außerdem war aber die einfache Staatsmaschine, welche bisher wohl oder übel im Gange erhalten worden, für das sich vergrößernde Landesgebiet nicht mehr ausreichend, und so lag es in der Natur der Dinge, daß ein geordnetes Beamtenwesen, welches allmählich aus jenem Staatsrathe hervorging und die höheren Zwecke der Regierung

zu wahren hatte, den Keim zur Vernichtung der in ihren Sonderinteressen befangenen und allein auf ihre Privilegien bedachten Stände in sich trug. Dennoch übten diese unter Joachim Friedrich's und seines Sohnes Regierung noch einen sehr fühlbaren Druck auf die Maßregeln der Kurfürsten aus, bis späterhin bei der Zerrüttung und Verwirrung aller Verhältnisse während des dreißigjährigen Krieges ein entschlossener Regent sich stark genug fühlte, ohne Stände zu regieren und dieselben zu der Bedeutungslosigkeit eines Schattens herabzudrücken, aus welcher sie in ihrer alten Art niemals wieder zum Leben erstehen konnten.

Von den vier staatsrechtlichen Fragen, welche Joachim Friedrich als Hauptveranlassung zu der Errichtung seines Staatsrathes namhaft macht, sind die auf Straßburg und Jägerndorf bezüglichen bereits unter der vorigen Regierung zur Sprache gekommen. Die beiden andern, das Herzogthum Preußen und die Jülich'sche Erbfolge betreffend, wurden erst nach seinem Tode erledigt. Beide Angelegenheiten waren dadurch in nahen Zusammenhang gesetzt, daß Albrecht Friedrich von Preußen sich mit der ältesten Tochter Herzog Wilhelm's III. von Jülich, Cleve und Berg vermählt hatte.

Diese Länder, zu beiden Seiten des Niederrheins belegen, waren dadurch unter Eine Herrschaft gekommen, daß gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Herzog

Johann von Cleve die Prinzessin Maria von Jülich zur Gemahlin erhielt, welche von Kaiser und Reich als die Erbin von Jülich und Berg anerkannt war. Er wurde deshalb von Kaiser Karl V. mit diesen drei Herzogthümern und den dazu gehörigen Herrschaften Mark und Ravensberg belehnt, und als Johann's Sohn, Herzog Wilhelm, eine Tochter König Ferdinand's geheirathet hatte, wurde ihm ein kaiserliches Privilegium ausgefertigt, des Inhalts, daß in Ermangelung männlicher Nachkommen dieses ganze Ländergebiet ungetheilt an die Töchter des Hauses fallen sollte.

Herzog Wilhelm trat zur katholischen Religion über und verfiel bald darauf in Wahnsinn. Vom Schlage getroffen schleppte er noch fünfundzwanzig Jahre lang sein elendes Dasein hin.

Er hinterließ bei seinem Tode vier Töchter und einen einzigen Sohn, Johann Wilhelm, auf den sich die Geisteskrankheit des Vaters vererbt hatte. Von den vier Schwestern heirathete die älteste den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen, und als Johann Wilhelm kinderlos verstorben war, gebührte ihr kraft jenes kaiserlichen Privilegiums die Nachfolge in des Bruders Gesammtbesitz, was auch von den übrigen Schwestern anerkannt wurde.

Marie Eleonore hatte aus ihrer Ehe mit Friedrich Albrecht nur Töchter, da zwei Söhne, welche sie gebar, früh dahinstarben. Von diesen Töchtern vermählte sich

Anna, die älteste, mit dem Kurprinzen Hans Siegismund von Brandenburg, und brachte so den Anspruch auf die Jülich'sche Erbfolge an das Haus Hohenzollern.

In Jülich selbst regierte dem Namen nach jener wahnsinnige Herzog weiter, in der That aber führten die Pfaffen das Regiment statt seiner, und um die Hoffnung der ketzerischen Brandenburger auf die Succession wo möglich zu vereiteln, vermählte man unter den widrigsten Umständen den unglücklichen Fürsten mit einer badischen Prinzessin. Als diese kinderlos blieb, beschuldigte man sie der abscheulichsten Verbrechen, erwürgte sie schließlich in ihrem Bette und gab dem Herzoge eine zweite Gemahlin in der Person einer Prinzessin von Lothringen, um von ihr den gewünschten Erben zu erhalten. Der Kaiser sandte einige Geistlichen zu ihr, welche durch Teufelsbeschwörungen die bösen Mächte vertreiben sollten, die bis dahin verhindert hatten, daß dem Herzoge ein Sohn geboren würde.

Pfaffen und Junker brachten das Land durch eine Mißregierung der entsetzlichsten Art an den Rand des Verderbens, Noth, Verarmung und Verbrechen häuften sich, während die katholischen Räthe des Fürsten Alles anwandten, um das Herzogthum an das Haus Oesterreich zu bringen. Einer der Erzherzöge nämlich, der mit der jüngeren Schwester des wahnsinnigen Johann Wilhelm vermählt war, erhob aus diesem Grunde Erbansprüche, deren Hinfälligkeit indessen so einleuchtend

war, daß der Kurfürst von Brandenburg von dieser Seite keine ernstliche Gefahr befürchtete. Viel bedrohlicher erschien dagegen die Mitbewerbung des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg. Er war der Sohn der zweiten Schwester der brandenburgischen Kurprinzessin, und weil die Herzogin Marie Eleonore von Preußen vor ihrem Bruder verstorben war, und also den Anfall der Erbschaft nicht erlebt hatte, so beanspruchte der Pfalzgraf als Sohn seiner Mutter und als männlicher Erbe den Vorzug vor den Töchtern seiner Tante Marie Eleonore. Neben diesen beiden hatte auch der Kurfürst von Sachsen nicht ganz ungegründete Ansprüche geltend gemacht, weil seinem Hause vor längerer Zeit schon vom Kaiser die Anwartschaft auf die Jülich'schen Herzogthümer ertheilt worden. Das Haus Brandenburg verfolgte in dieser verwickelten Angelegenheit den sehr weisen Plan, sich mit dem gefährlichsten der Mitbewerber, dem Pfalzgrafen von Neuburg möglichst enge zu verbinden, indem Beide, wenn es gelänge, die übrigen Prätendenten unschädlich zu machen, unter sich alsdann ihre Ansprüche friedlich ausgleichen wollten. Aus diesem Grunde verabredete Joachim Friedrich die Verlobung seines damals zehnjährigen Enkels, des nachmaligen Kurfürsten Georg Wilhelm, mit der achtjährigen Tochter des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, um auf solche Weise die beiden, durch gemeinsame politische und religiöse Inter=

essen verbundenen Fürstenhäuser nun auch durch die Bande des Blutes aneinander zu ketten. Zugleich schlossen beide Fürsten ein Bündniß mit den Holländern, denen viel daran gelegen war, daß die an ihren Grenzen belegenen reichen Länder künftig unter protestantische Herrscher kämen.

Den Erfolg aller dieser Verabredungen werden wir erst in der Folge kennen lernen, denn Joachim Friedrich erlebte den Anfall der Erbschaft ebenso wenig, als das Ende der Unterhandlungen über die Belehnung mit dem Herzogthum Preußen, welche sowohl bei dem polnischen Reichstage, als auch bei den sehr hartnäckigen preußischen Ständen auf immer neue Schwierigkeiten stieß, so daß der Kurfürst froh sein mußte, als es ihm gelang, sich als vormundschaftlicher Regent an der Stelle des geisteskranken Herzogs zu behaupten. Er mußte es seinem Sohne und Nachfolger überlassen, diese Sache zum erwünschten Ende zu führen.

Während so die auswärtigen Angelegenheiten geringen Fortgang hatten, erwarb der Kurfürst sich um die Zustände im Inneren seines Landes nicht unbedeutende Verdienste. Zur Hebung der noch immer sehr mangelhaften wissenschaftlichen Bildung trug er durch die Stiftung des noch heute blühenden Joachimsthal'schen Gymnasiums bei, welches er aus Kirchengütern so reichlich dotirte, daß 120 adlige und bürgerliche Alumnen erhalten werden konnten. Um den

Handelsverkehr zu beleben, beschloß er die Havel und Oder durch einen Canal zu verbinden und nahm auch das Werk in Angriff, welches von seinem Nachfolger fortgeführt, später durch den dreißigjährigen Krieg unterbrochen und völlig zerstört wurde, so daß die Vollendung des heilsamen Werkes erst in viel späterer Zeit geschehen konnte.

Auch unter Joachim Friedrich's Regierung fehlt die übliche Luxus- und Kleiderordnung nicht, in welcher diesmal die originelle Bemerkung sich findet, daß der Kurfürst nicht zweifle, es werde Jeder sich christlich erinnern, „daß unsere ersten Eltern wegen des schweren Sündenfalls in aller Gerechtigkeit nackend und blos worden, dahero denn ein Jeder durch Anschauung seiner Kleider sich billiger mehr zu betrüben, als zur Hoffarth zu gebrauchen Anlaß habe." — Diese Moral sollte indessen auf den Adel und die Hofbedienten keine Anwendung finden, denn diese eximirten Personen wurden von der Befolgung der Luxusgesetze ausdrücklich entbunden.

Auf kirchlichem Gebiete war die Abschaffung vieler bei den Lutheranern noch übrig gebliebenen katholischen Gebräuche und Ceremonien und die Aufhebung von vierundfünfzig Marien- und Heiligen-Tagen eine sehr zweckmäßige Maßregel, theils um die Arbeitsamkeit zu fördern, theils zur Herstellung einer wenigstens äußer-

lich größeren Uebereinstimmung des Gottesdienstes beider protestantischen Confessionen, deren Streitigkeiten leider in ungeschwächtem Maße weiter gingen. So widerwärtig dies dem Kurfürsten war, so ließ sich doch mit Gewalt hier Nichts ändern, wie denn überhaupt ein festes und energisches Auftreten nicht in Joachim Friedrich's Charakter lag. Der Haß zwischen Reformirten und Lutheranern zeigte sich weit ingrimmiger, als der zwischen Katholiken und Protestanten, und der Kurfürst für seine Person war in seinen letzten Jahren dem Lutherthum so eifrig ergeben, daß er sich von seinem ältesten Sohne die feierliche Versicherung ausstellen ließ, an dieser reinen Lehre unverbrüchlich festhalten zu wollen.

Es mochte ihm dabei entfallen sein, wie wenig er selbst sich einst durch die letztwilligen Anordnungen seines Vaters gebunden erachtet hatte.

Im Juli 1608 war Joachim Friedrich zur Einweihung der von ihm gegründeten Schule nach Joachimsthal gefahren. Auf der Rückreise erkrankte er plötzlich und starb im Reisewagen unweit des Jagdschlosses Köpnik, am 18. Juli 1608, im dreiundsechszigsten Jahre seines Alters.

Er war zweimal vermählt gewesen. Nachdem er 1602 Wittwer geworden, heirathete er bald darauf, obgleich schon achtundfünfzig Jahre alt, die jüngere Tochter Herzog Albrecht Friedrich's von Preußen. Das Band,

welches durch die Kurprinzessin bereits die Jülich'sche Erbschaft mit Brandenburg verknüpfte, sollte dadurch noch mehr befestigt werden, und der Kurfürst wurde auf diese Weise der Schwager seines eigenen Sohnes, der die ältere Schwester seiner Stiefmutter zur Gemahlin hatte.

Joachim Friedrich hinterließ eine zahlreiche Familie. Die älteste Tochter wurde mit König Christian IV. von Dänemark vermählt. Von den Söhnen war Markgraf Georg Friedrich, wie wir hörten, erwählter Bischof von Straßburg und später Herzog von Jägerndorf, konnte sich aber hier so wenig wie dort behaupten. Christian Wilhelm, der bei dem Regierungsantritt seines Vaters das Erzstift Magdeburg unter dem Titel eines Administrators erhalten hatte, gerieth nachmals bei Eroberung dieser Stadt in österreichische Gefangenschaft und nahm zum großen Aerger seiner Familie den katholischen Glauben an. Er starb fast achtzig Jahre alt auf den Besitzungen, welche er im westphälischen Frieden als Entschädigung für das an Brandenburg gekommene Erzstift erhielt.

Die Regierung dieses Kurfürsten verlief in der Ruhe, die dem Sturm vorhergeht. Auch sein Sohn wurde von dem Wirbel desselben noch nicht erreicht. Keiner von Beiden hatte aber Voraussicht genug, das Land für kommende Gefahren zu rüsten. Unter Oesterreichs Schirm und Schutz ihr Leben in Ruhe zu genießen, das

war ein Bestreben, von dem die brandenburgischen Kurfürsten zu ihrem Schaden nicht eher abließen, als bis es zu spät war. Der Ruf „zu spät!" wird noch mehr als Einmal in der Geschichte dieses Hauses ertönen.

Neuntes Kapitel.

Hans Siegismund, 1608—1619.

Die Regierung Johann Siegismund's, oder, wie er sich selbst schreibt, Hans Siegismund's, ist eine während ihres ganzen Verlaufs unerfreuliche, trotz der Vergrößerung des Besitzes, welche in derselben stattfand.

Bezeichnend für die ganze Sachlage sind die von Droysen angeführten Worte Paul Scarpi's: „Die Wolken senken sich bis zur Erde nieder, aber noch regnet es nicht."

Der Religionsfrieden wäre nicht im Stande gewesen, den Ausbruch des großen Krieges zwischen beiden Confessionen auch nur bis jetzt zu verhüten, wenn nicht die drohende Türkengefahr ein nothdürftiges Zusammenhalten der feindlichen Parteien bewirkt hätte. Das deutsche Reich, ja ganz Europa war mit feuerfangenden Stoffen unterminirt, und der kleinste Funken konnte die furchtbarste Explosion erzeugen.

Der schwache Kaiser Rudolph, zu träge und unfähig, um eine leitende Stellung über den Parteien zu nehmen

und die Bewegung einem großen Reichszwecke entgegenzuführen, war ein fügsames Werkzeug in den Händen der Jesuiten geworden, die, obgleich einzeln über die ganze Welt zerstreut, doch in geistig festgeschlossenen Reihen, mit unwandelbarer Stetigkeit gegen die Neuerungen vordrangen, welche den päpstlichen Stuhl zu erschüttern drohten.

Auf der andern Seite standen die Protestanten, uneins unter sich, nicht gerüstet und ohne Bundesgenossen. Das lutherische Sachsen war unter dem Einfluß des Kurprinzen Johann Georg in das Lager des Kaisers übergegangen, um auf diese Weise die gefährdeten Besitzungen zu sichern, und in der Hoffnung, man werde ihm aus Erkenntlichkeit das lutherische Bekenntniß und den Genuß der eingezogenen Kirchengüter unangetastet lassen. Auch die Jülich'schen Ansprüche dachte man auf diese Weise wenigstens zum Theil zu sichern und zugleich den fanatischen Haß gegen die Calvinisten zu befriedigen. Brandenburg, welches sich in den Mitbesitz der Jülich'schen Erbschaft gesetzt hatte, konnte dann auf doppelte Weise unterdrückt, und der Kaiser vielleicht vermocht werden, über den zu mächtig werdenden Kurfürsten die Reichsacht zu verhängen, deren Vollstreckung alsdann den Sachsen zugefallen wäre. Es ist sehr wohl möglich, daß der Kaiser insgeheim dahin lautende Zusagen gemacht hat. Denn Nichts war dem österreichischen Hause geläufiger, als Versprechungen nach allen Seiten

hin auszustreuen, um seine augenblicklichen Zwecke zu fördern.

War ja doch die ganze Jülich'sche Angelegenheit hauptsächlich durch solche widersprechende kaiserliche Belehnungen, Anwartschaften und Privilegien unentwirrbar geworden und in eine Trübung gebracht, in der die Habsburger den eigenen Vortheil zu erreichen dachten.

Hier konnte also jeden Augenblick die Kriegsfackel sich entzünden, und diese Gefahr lag zu klar am Tage, als daß selbst der Kurzsichtigste sich darüber hätte täuschen können. So hatten denn auch, wie wir sahen, die beiden Hauptprätendenten, Brandenburg und Pfalz Neuburg, ein Bündniß mit Holland geschlossen, und eine große Anzahl protestantischer Fürsten, noch besonders aufgeschreckt durch die widerrechtliche und gewaltsame Behandlung ihrer Glaubensgenossen in Aachen und Donauwörth, vereinigten sich unter Friedrich von der Pfalz zu einer Union (1608), an welche der Kurfürst von Brandenburg jedoch erst 1610 im Verein mit vielen anderen Fürsten und freien Reichsstädten sich anschloß, während auf der andern Seite die katholische Liga unter Führung Maximilian's von Bayern zusammentrat (1609). Der Anschluß an die Union konnte indessen für Brandenburg einen wirksamen Schutz seiner Ansprüche und seines Landesgebiets um deshalb nicht bewirken, weil man die beiden Ziele, welche vor Allem anzustreben waren, nicht fest in's Auge faßte: Kriegerische Rüstung nach Außen,

und möglichste Herstellung des religiösen Friedens im Innern. Hier wurden unverzeihliche Fehler begangen, und von so verderblichen Folgen, daß selbst die Erwerbung Preußens, welche in diese Regierungszeit fällt, dem Lande für's Erste keinen Ersatz dafür gewähren konnte. Wir werden sehen, wie der Nachfolger diese Schuld zugleich mit seinen eigenen Fehlern und Verschuldungen büßen mußte.

Hans Siegismund war am 8. November 1572 zu Halle unter dem siderischen Einflusse des hellen Sternes geboren, der in der Cassiopeja aufleuchtete, um zwei Jahre nachher wieder zu verschwinden.

Bei seiner Erziehung hatte man auf Erlernung der lateinischen Sprache das Hauptgewicht gelegt und die übrigen Unterrichtsgegenstände darüber vernachlässigt, was er selbst oft bitter beklagte. Man sandte den Jüngling mit seinem Bruder später auf die Universität Straßburg, wo sich die Verbindungen anknüpften, welche auf des Markgrafen Johann Georg gesammtes Leben einen so inhaltschweren Einfluß üben sollten. Joachim Friedrich ließ den Kurprinzen vielfältig an Regierungsgeschäften Antheil nehmen, und mußte derselbe auch den bejahrten und oft kränkelnden Markgrafen Georg Friedrich in der preußischen Statthalterschaft vertreten, wozu er als Schwiegersohn des Herzogs Albrecht Friedrich auch zunächst berechtigt war. So konnte er bei seines Vaters

Tode wohl vorbereitet die Regierung übernehmen, die er im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters antrat.

Durch den Tod seiner Schwiegermutter, der Herzogin von Preußen, war er genöthigt worden, sich nach Königsberg zu begeben, und auf der Reise dorthin traf ihn zu Landeck der Eilbote, welcher die Nachricht von dem Ableben Joachim Friedrich's überbrachte. Dies bewog ihn indessen nicht zur Rückkehr, weil er es augenblicklich für wichtiger hielt, sich die Regierung in Preußen zu sichern. Er sandte daher seinen vertrauten Rath Adam von Putlitz nach Berlin, um die Statthalterschaft in den Marken zu führen, während er selbst nach Königsberg eilte, wo er am 8. August eintraf. Hier hatte er mit dem heftigsten Widerstande des Adels und der Regimentsräthe zu kämpfen, denen des Herzogs Blödsinnigkeit einen weiten Spielraum gewährte, um ihre an sich schon sehr großen Privilegien noch immer mehr auszudehnen.

Sie suchten deshalb durch allerlei gegen Johann Siegismund und dessen Vater vorgebrachte Beschwerden und Anschuldigungen den König von Polen zu bewegen, daß er die Regierung nicht dem neuen Kurfürsten, sondern ihnen selbst übertrage, doch konnten sie nur soviel durchsetzen, daß die eigentliche Belehnung verschoben wurde, wogegen König Siegismund von Polen dem Kurfürsten die Vormundschaft über den kranken Herzog und die Regierungsgewalt übergab. Die Verfasser

jener Beschwerden mußten, nachdem dieselben auf dem zusammenberufenen preußischen Landtage geprüft und unbegründet gefunden worden, dem Kurfürsten feierlich Abbitte thun. Diesen Erfolg hatte Hans Siegismund hauptsächlich den Städten zu danken, welche wohl einsahen, daß der Adel nur die Unterdrückung der anderen Mitstände beabsichtigte, und daß sie daher am klügsten thäten, auf die Seite des Kurfürsten zu treten. Die Belehnung verzögerte sich hauptsächlich wegen der übertriebenen Leistungen, die der polnische König als Preis für dieselbe verlangte, wobei die Forderung, daß die Katholiken in Preußen mit den Evangelischen gleichberechtigt und zur Erlangung von Staatsämtern befähigt sein sollten, besonderen Anstoß erregte, und doch konnte man einem katholischen Fürsten es nicht verargen, wenn er seine Glaubensgenossen in einem seiner Lehnshoheit unterworfenen Lande nicht der Religion wegen benachtheiligt wissen wollte.

Nach langen Verhandlungen und gegenseitigem Feilschen und Bieten erlangte der Kurfürst endlich unter folgenden, allerdings nicht leichten Bedingungen 1611 die Belehnung mit dem Herzogthum Preußen: Er mußte versprechen, in Königsberg eine katholische Kirche zu erbauen und den gregorianischen verbesserten Kalender anzunehmen, gegen den sich, wie Stenzel sehr richtig bemerkt, die Lutheraner mit eben so blindem Eifer widersetzten, als die Päpste sich sträubten, die Bewegung

der Erde um die Sonne anzuerkennen. Außerdem waren jährlich 30,000 Gulden, und unter gewissen Voraussetzungen sogar die doppelte Summe an die Krone Polen zu zahlen, vier Schiffe mußte der Kurfürst zum Schutze der Ostseeküsten ausrüsten und unterhalten, bei Gegenständen über 500 Gulden Werth die Appellation an die polnischen Gerichte zulassen und noch andere lästige Verpflichtungen übernehmen. Indessen konnte Hans Siegismund im Ganzen noch sehr zufrieden sein, seinen Willen in der Hauptsache durchgesetzt zu haben.

Am 16. November 1611 erfolgte zu Warschau die Feierlichkeit der Belehnung unter Theilnahme der durch ihre Gesandten vertretenen Markgrafen von Anspach und Bayreuth als Mitbelehnte. Der Papst ließ durch seinen Legaten wegen der Güter des preußischen Ordens einen feierlichen Protest verlesen, den der brandenburgische Gesandte, Graf zu Dohna, kurz und bündig mit den Worten widerlegte: „Da fragen wir nichts nach!"

Herzog Friedrich Albrecht starb am 8. August 1618, und der Kurfürst konnte deshalb noch kurz vor seinem Ende ungestörten Besitz von dem Lande ergreifen, welches, seitdem untrennbar mit der Mark Brandenburg verbunden, dem Königreich Preußen später den Namen geben sollte.

Viel schwerer war die andere politische Aufgabe zu lösen, welche Joachim Friedrich seinem Sohne hinter-

lassen hatte. Auch in der Jülich'schen Erbangelegenheit war es der Tod eines Blödsinnigen, der die Sache zur Entscheidung bringen mußte. Der unglückliche Herzog Johann Wilhelm von Jülich starb kinderlos am 25. Mai 1609. Brandenburg und Pfalz Neuburg erwählten den klügsten Theil und nahmen unverzüglich von den Ländern Besitz. Johann Siegismund ließ durch seinen Bevollmächtigten, den Clevischen Ritter Stephan von Hertefeld, sofort nach dem Tode Johann Wilhelm's in Cleve, Düsseldorf und mehreren anderen Städten das brandenburgische Wappen anschlagen und die Unterthanen in Eid und Pflicht nehmen und schickte bald nachher seinen Bruder, den Markgrafen Ernst, als Statthalter an den Rhein. Für den Pfalzgrafen von Neuburg erschien dessen Sohn Wolfgang Wilhelm, der überall wo es anging sein Wappen neben das brandenburgische heften ließ. Schon drohte die Fehde zwischen beiden Prätendenten auszubrechen, was für den Kaiser einen erwünschten Vorwand abgegeben hätte, das Land zu administriren und zu katholisiren. Zum Glück aber waren die Streitenden klug genug, den Rathschlägen des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel Gehör zu geben und zu Dortmund am 31. März 1609 einen Vergleich zu schließen, wonach die Regierung der Herzogthümer von beiden Theilen durch Statthalter gemeinschaftlich geführt, und die streitigen Punkte durch ein Schiedsgericht beigelegt werden sollten.

Während zu Düsseldorf ein allgemeiner Landtag während der Huldigung sich versammelt hatte, zeigte es sich, wie klug man gethan, so schnell als möglich Besitz zu ergreifen, denn der Kaiser ließ durch seinen Bruder Leopold, den kriegerischen Bischof von Straßburg, die Festung Jülich besetzen, erklärte alle seit dem Tode des Erblassers vorgenommenen Handlungen Brandenburg's und der Pfalz für Null und nichtig und rief die Prätendenten vor seinen Richterstuhl, da Er allein den Streit zu entscheiden und bis nach ausgemachter Sache im Lande zu regieren hätte. Der Präsident des Reichshofraths, Graf von Zollern, wurde zum kaiserlichen Commissarius ernannt.

Dieser Conflikt war im Grunde nichts Anderes, als das erste Vorspiel zum dreißigjährigen Kriege, welcher sich eben so gut am Rhein, wie später in Böhmen entzünden konnte. Das Feuer glimmte unter der Asche, im Westen nicht minder als im Osten.

Hier wie dort standen die alte und die neue Lehre zum Kampfe gegen einander bereit, und ein Krieg um die Jülich'sche Erbschaft wäre zum Religionskriege geworden. Die Katholischen unterschätzten keineswegs die Gefahr, die daraus entstehen könnte, wenn der Kurfürst von Brandenburg die Rheinlande und Preußen zugleich beherrschte, und es war ihnen deshalb besonders erwünscht, daß Sachsen ebenfalls Ansprüche auf Jülich machte, der anderen Bewerber nicht zu gedenken.

Die sächsischen Intriguen wurden indessen den beiden Possidenten, wie Brandenburg und Pfalz Neuburg sich nannten, vorläufig nicht gefährlich. Zwar belehnte der Kaiser den Kurfürsten von Sachsen mit den Cleve'schen Landen, jedoch unter der Bedingung, daß er nachweisen müßte, ein besseres Erbrecht als seine Nebenbuhler zu besitzen, daß er ferner den Markgrafen von Burgau zu entschädigen und die durch die Expedition des Erzherzogs Leopold verursachten Kosten zu ersetzen verspräche. Dieser hatte sich in Jülich nicht behaupten können und war von den Unirten mit Unterstützung französischer Hilfstruppen aus der Festung vertrieben worden. König Heinrich IV. von Frankreich hatte nämlich der Union seinen Beistand zugesagt, weil er dadurch einen Anknüpfungspunkt für seine großartig phantastischen Pläne gewinnen wollte, die bekanntlich auf nichts Geringeres hinausliefen, als nach Schwächung der spanisch-österreichischen Macht ein ganz neues Staatensystem in Europa herzustellen und auf diese Art alle künftigen Kriege unmöglich zu machen. Es ist nicht abzusehen, welche Wendung die Dinge genommen hätten, wenn nicht gerade in diesen Tagen (14. Mai 1610) die verabscheuungswürdige, von den Jesuiten ausgehende Ermordung des großen Königs den glorreichen Unternehmungen desselben ein Ziel gesetzt hätte.

Es ist klar, daß der Kaiser dem sächsischen Hause die eben erwähnten Bedingungen mit dem bestimmten

Bewußtsein ihrer Unausführbarkeit gestellt hatte, und die Possidenten hatten also von dieser Seite Nichts zu besorgen. Leider aber geriethen sie unter einander in Streit und bewiesen auch bei dieser Gelegenheit die Wahrheit des Spruches, daß Gemeinschaft die Mutter der Zwistigkeiten ist.

Es wurde verabredet, durch eine Familienverbindung die Einigkeit herbeizuführen, indem der Pfalzgraf sich mit der ältesten Tochter des Kurfürsten verloben sollte, ein Auskunftsmittel, welches beiden Theilen genehm war. Man kam in Düsseldorf zusammen, allein während der Unterhandlungen machte der zukünftige Schwiegersohn den allerdings unbescheidenen Anspruch, daß ihm die ganze Jülich=Cleve'sche Erbschaft als Heirathsgut gegeben würde. Darüber gerieth der Kurfürst, der leider seiner üblen Gewohnheit nach sich im Weingenuß übernommen hatte, in solche Wuth, daß es zu heftigen Scenen kam. Der Pfalzgraf erhielt von dem Vater seiner Braut eine Ohrfeige, und die beabsichtigte Vereinigung verwandelte sich in unversöhnliche Feindschaft. Der beleidigte Bräutigam, welcher sich schon früher in's Geheim dem katholischen Glauben zugeneigt und, wie man am Berliner Hofe wußte, die Absicht gehabt hatte, eine bayrische Prinzessin zu heirathen, führte nun zu großem Verdruß seines Vaters diesen Vorsatz aus, vermählte sich mit einer nahen Verwandten Maximilian's von Bayern, der Tochter des

Herzogs Wilhelm von Bayern, und trat öffentlich zur katholischen Religion über.

Zum Unglück für Brandenburg starb um diese Zeit auch der geschäftskundige Markgraf Ernst, und Hans Siegismund ernannte an dessen Stelle seinen Kurprinzen Georg Wilhelm zum Statthalter der Jülich'schen Lande. Zwischen diesem und dem Pfalzgrafen kam es bald zu so heftigen Streitigkeiten, daß der Ausbruch eines offenen Kampfes jeden Augenblick zu erwarten stand.

Zur rechten Zeit legten sich die Gesandten von Frankreich und England in's Mittel, wohl wissend, daß der erste Schwertstreich, der hier fiele, das Zeichen zum europäischen Kriege geben könnte. Am 14. November 1614 wurde in Xanten ein Vergleich vermittelt. Man theilte die streitige Herrschaft in zwei Hälften, deren eine aus dem Herzogthum Cleve mit den Grafschaften Mark und Ravensberg, die andere aus Jülich und Berg bestehen sollte. Die Vertheilung geschah durch das Loos, und es fiel der Cleve'sche Antheil an Brandenburg, Jülich und Berg dagegen an Pfalz Neuburg. Die gesammten Einkünfte sollten nach Abzug der Kosten getheilt werden, doch blieb die zu theilende Summe gering, weil die Holländer und die aus den Niederlanden bereits eingerückten Spanier die von ihnen besetzten Orte nicht räumen wollten.

Während auf diese Weise in den neuerworbenen

rheinischen Besitzungen des Kurfürsten die Ruhe nothdürftig wieder hergestellt und erhalten wurde, hatte Hans Siegismund daheim in den Marken sich durch seinen Uebertritt zum reformirten Bekenntnisse die unangenehmsten Verwickelungen bereitet und das Mißtrauen des Volkes und besonders auch der Stände gerade in dem Augenblick gegen sich wach gerufen, wo er den Beistand derselben am nöthigsten brauchte, denn die Kassen waren leer, und Geldmangel hemmte alle seine Pläne und Unternehmungen.

Es ist viel darüber geschrieben und gestritten worden, ob dieser Confessionswechsel des Kurfürsten aus politischen Rücksichten oder aus innerem Drange religiöser Ueberzeugung hervorgegangen sei, und Friedrich der Große sagt in seinen brandenburgischen Denkwürdigkeiten mit dürren Worten, der Kurfürst habe seinen clevischen Unterthanen zu Liebe das reformirte Bekenntniß angenommen, — allein man darf kaum an der Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses zweifeln. Wenn der Umstand, daß die jülich'schen Unterthanen und die holländischen Bundesgenossen reformirt waren, als Bestimmungsgrund hervorgehoben wird, so ist zu bedenken, daß in dieser ganzen Erbangelegenheit das katholische Interesse des Kaisers dem protestantischen Interesse der beiden im Besitz befindlichen Fürsten gegenüberstand, und also die für Deutschland und Europa wichtige Frage nicht lautete, ob lutherisch oder reformirt,

sondern ob katholisch oder protestantisch. So faßten auch die Holländer es auf, und sie hätten sicherlich gegen die spanisch-österreichischen Gewalthaber, in welchen sie ihre blutigen Unterdrücker verabscheuten, einem lutherischen Fürsten ganz ebenso zur Seite gestanden, wie einem reformirten.

Dasselbe gilt in noch höherem Maße von Heinrich IV. von Frankreich. Ihm war die Union lediglich ein Mittel und Werkzeug, dessen er sich gegen die Habsburger bedienen wollte, und wie er in Beziehung auf seine eigenen Angelegenheiten den Ausspruch that: „Eine Krone ist wohl eine Messe werth!" so lagen die kleinlichen Dogmen- und Ceremonienstreitigkeiten der Evangelischen tief unter seinem auf die großen Weltverhältnisse gerichteten Blicke.

Konnten hiernach für Hans Siegismund keine wesentlichen Vortheile aus dem Religionswechsel in Aussicht stehen, so lagen andererseits die Schwierigkeiten und Nachtheile, die er sich bereitete, auf der Hand.

Er hatte dem sterbenden Vater angelobt, bei dem lutherischen Glauben zu verharren, und es mußte ihn sicherlich großen inneren Kampf kosten, sein Wort zu brechen, zumal er wohl wußte, welches Mißwollen es bei seinen Unterthanen und besonders bei dem Adel erregen würde, wenn er den verhaßten Reformirten sich zuwendete.

Als Markgraf Johann Georg von Jägerndorf 1605

und Markgraf Ernst 1610 das Abendmahl nach calvinischer Weise genommen hatten, war das Murren im Volke laut geworden, und es wurde befürchtet und beklagt, daß der Kurprinz, zum Statthalter in Jülich ernannt, nun auch von der reformirten bösen Luft, die daselbst wehte, sich würde anstecken lassen. Die Geistlichen schrien Ach und Wehe über die Ketzer und erfüllten ihre Gemeinden mit Glaubenswuth. Die streng lutherisch gesinnte Kurfürstin ließ es an Abmahnungen nicht fehlen, und es kam zu Zerwürfnissen in der Familie und zu heftigen Scenen in der sonst glücklichen Ehe. Marie Eleonore wollte ihre Tochter mit Gustav Adolph von Schweden verloben, vermochte aber diese Absicht nicht zu erreichen, so lange Hans Siegismund lebte, dem die Verbindung mit dem streng lutherischen Könige auch außerdem wegen den Rücksichten, die er auf Polen zu nehmen hatte, äußerst zuwider war.

Wenn aller dieser Umstände ungeachtet der Kurfürst sich nicht abhalten ließ, im December 1613 seinen Uebertritt öffentlich zu erklären, so kann nur aufrichtige Ueberzeugung, verbunden mit der ihm eigenthümlichen Heftigkeit seines Charakters, ihn bewogen haben, einen Schritt zu thun, dessen schwere Folgen er voraussehen mußte.

Uebrigens giebt das ausführliche Glaubensbekenntniß, welches Hans Siegismund im folgenden Jahre veröffentlichen ließ, davon Zeugniß, daß das reformirte

Bekenntniß, wie er es auffaßte, von dem strengen Calvinismus weit entfernt war. Er behauptet innerhalb der augsburgischen Confession zu stehen und will nur nicht an den Buchstaben der ersten Fassung dieses Bekenntnisses gebunden sein, sondern schließt sich an die unter Melanchthon's Einfluß geschehene Verbesserung desselben vom Jahre 1541 an, welche ja noch bei Luther's Lebzeiten ohne dessen Widerspruch erfolgt sei. Die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl betont er auf's Nachdrücklichste, nur in unbedeutenden Glaubenssätzen weicht er von Luther ab und verwirft den Exorcismus als in der Bibel nirgends begründet.

Er will Jedermann bei seiner religiösen Ueberzeugung lassen, aber eben deshalb und um so mehr verlangt er, daß man ihn, den Landesherrn, bei der seinigen lasse.

Die Stände konnten durch die Fassung dieses Glaubensbekenntnisses keineswegs beschwichtigt werden, sondern sie kamen bei jeder Gelegenheit auf den Religionswechsel zurück, und ihre Vorwürfe, Beschwerden und Bitten häuften sich um so mehr, weil der Kurfürst es vermied, sie alle zusammenzuberufen, sondern sie in den einzelnen Theilen der Mark sich bezirksweise versammeln ließ, so oft er von der Altmark, der Neumark oder der Priegnitz besondere Geldbewilligungen forderte, wofür er ihnen alsdann stets neue Zugeständnisse machte. Ein jeder

dieser Landtagsabschiede verbreitete sich denn auch mit großer Ausführlichkeit über die Glaubensfrage, und man erkennt aus dem Ton derselben, wie ernst und heilig dem Kurfürsten diese Sache am Herzen lag. Wie dringend auch sein Bedürfniß nach Geld ist, so will er dennoch (Resolution vom 22. Januar 1615) viel lieber tausend Mal ihre Contributionen entbehren, als von der einmal erklärten und bekannten reformirten Religion abweichen. Wenn die Stände ihm den Revers vorhalten, den er seinem Vater ausgestellt, so erwiedert er, daß in Gottes Sachen keine Reverse gelten, und daß der Streit nur deshalb nicht aufhöre, weil unter dem Prätext der Religion das Regiment gesucht werde.

Immer und immer wieder mahnte er zum Frieden, und als die Geistlichen mit ihren Verketzerungen und Schimpfreden von der Kanzel herab nicht nachließen und ganz unverhüllt den Kurfürsten als einen Apostaten, Gottlosen und Verführer bezeichneten, sah er sich genöthigt, gegen ein paar der Unbändigsten unter diesen Predigern einzuschreiten. Den Dompropst Gedike hätte man gern geschont und unterhandelte lange mit ihm, um ihn zum Widerruf oder zur Abbitte zu bewegen. Er verweigerte jedoch standhaft beides und entzog sich, von der Kurfürstin gewarnt, einer förmlichen Untersuchung durch die Flucht. In Sachsen, wo das Schimpfen auf die Reformirten dem Hofe angenehm war, erhielt er eine Anstellung als Superintendent in Meißen.

Auch hiervon nahmen die Stände Gelegenheit zu neuen Vorwürfen. Der Kurfürst aber erwiederte: Nicht wegen der Religion, sondern wegen des Lästerns seien Jene vertrieben worden, weil sie Seine kurfürstlichen Gnaden dem Sanherib und Rabsake verglichen hätten. Wenn die Stände verlangten, daß er seine eigenen Kirchenlehen nicht mit verdächtigen Geistlichen besetze, so solle das geschehen, vorausgesetzt daß unter „verdächtig" nicht etwa reformirt verstanden werde, denn so gut wie der geringste Collator im Lande das Recht hat, seine Pfarren zu besetzen, wie es ihm gut dünkt, muß auch der Landesherr dasselbe Recht haben. Um kein Mittel unversucht zu lassen, rief der Kurfürst die Geistlichen beider Confessionen zu einer Unterredung zusammen, damit sie sich über die streitigen Sätze einigen sollten. „Von allen unnützen Anstalten die unnützeste" wie der würdige Gallus sagt. Auch hatte das keinen andern Erfolg, als daß die Parteien noch mehr erbittert wurden als vorher.

Zu einem förmlichen Tumult kam es 1615 in Berlin, wo in Abwesenheit des Kurfürsten dessen Bruder Johann von Jägerndorf als Statthalter einige Bilder und Kirchengeräthe aus dem Dom forträumen ließ. In Folge der aufreizenden Predigt eines Geistlichen, Namens Stuler, rottete der Pöbel sich zusammen und stürmte das Haus des reformirten Hofpredigers Füßel. Der Markgraf eilte mit seinem Gefolge herbei. Durch

ein „Mißverständniß" wurde eine Pistole abgeschossen. Das entflammte die Wuth des Volkes auf's Aeußerste, man zog die Sturmglocken; der Markgraf, durch einen Steinwurf am Fuße verwundet, mußte sich in's Schloß zurückziehen. Nun sollten alle Häuser der reformirten Räthe des Kurfürsten gestürmt werden, und besonders das des Kanzler Pruckmann. Die Kurfürstin wird beschuldigt, die Massen noch mehr aufgereizt zu haben, indem sie sagen ließ, man sollte sich die lutherischen Prediger nicht nehmen lassen.

Als der Kurfürst aus Preußen zurückgekehrt war, wo er sich während dieser Unruhen befand, gelang es ihm bald die Ordnung wieder herzustellen. Magistrat und Bürgerschaft mußten schriftlich Abbitte thun, und Stuler wurde des Landes verwiesen.

Aehnliche Auftritte wiederholten sich in Küstrin und Brandenburg, worauf der Kurfürst die betheiligten Prediger nach Berlin beschied und ihnen die stärksten und wohlbegründeten Vorwürfe machte. „Wenn Ihr Eure Handlungsweise mit Eurer Amtspflicht entschuldigen wollt," schrieb er, „so sieht doch die Kuh einer Windmühle ähnlicher, als Eure Aktiones Eurem Amte, und ein Theil von Euch, oder auch Alle, haben ein so weites Gewissen, daß ein wohlbeladener Wagen mit vier Pferden hindurchfahren könnte."

Johann Siegismund sollte das Ende dieser unerquicklichen Streitigkeiten nicht erleben, welche durch das

überwältigende Unheil des dreißigjährigen Krieges zwar in den Hintergrund gedrängt wurden, aber nur, um nach Beendigung desselben desto lebendiger wieder zu beginnen und erst allmählich im achtzehnten Jahrhundert zu erlöschen. Unter solchen Umständen ist es denn nicht zu verwundern, daß das Jubelfest der Reformation im Jahre 1617 ziemlich geräuschlos vorüberging. Die lutherischen Geistlichen feierten dasselbe mit einem gewissen Trotz gegen die Reformirten, und der Kurfürst ließ sie gewähren.

Es hatten aber diese religiösen Zerwürfnisse für ihn auch noch die nachtheilige Folge, daß er genöthigt war, den Ständen gegenüber bei jeder Gelegenheit, wo er ihrer bedurfte, seinen kirchlichen Standpunkt immer wieder von Neuem zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Das kam den Wünschen des Adels sehr zu statten, der dadurch einen Vorwand mehr hatte, Alles zu verweigern, was nicht auf den persönlichen Vortheil der Herren Stände abzweckte. Das Geld fehlte der Regierung überall. Die ergiebigsten Einnahmequellen waren verschlossen, der Elbzoll zu Lenzen, welcher mehr als dreißigtausend Thaler eintrug, an Dänemark für ein Darlehn von 200,000 Thalern verpfändet, Güter und Domainen waren häufig bei Privatpersonen für geringe Summen versetzt. Der Kurfürst befand sich in so bedrängter Lage, daß er sich bequemen mußte, seinen eigenen Ständen mit seinen Aemtern Sicherheit zu

bestellen und ihnen die Einkünfte derselben zu überlassen, damit sie bei dem Könige von Dänemark für die Rückzahlung der Anleihe Bürgschaft leisteten, deren er zur Betreibung der jülich'schen Angelegenheit dringend bedurfte. Man ging noch weiter. Johann Siegismund mußte es sich gefallen lassen, daß ihm von dem erborgten Capitale nur die Hälfte in die Hand gegeben, die andere Hälfte aber unter gemeinschaftlichem Verschluß in einem Kasten verwahrt wurde, um die Verwendung des Geldes controliren zu können.

Sehr gern hätte der Kurfürst es dahin gebracht, daß er den Verhandlungen mit den Gesammtständen überhoben gewesen wäre, und er forderte sie immer von Neuem auf, ihm einen Ausschuß mit gehörigen Vollmachten zu senden, mit dem er leichter fertig zu werden hoffte. Er bediente sich der naivsten Ueberredungsgründe, um sie dazu zu bewegen, und stellte vor, wie sie in der Erntezeit doch nicht wohl von ihren Gütern abkommen könnten, und die Absendung von Ausschüssen daher in ihrem eigenen Interesse läge. Auch erreichte er wohl einige Mal diesen Zweck, doch nur ausnahmsweise und unter feierlichem Proteste, daß man ein solches Verfahren nicht zur Regel werden ließe.

So verging diese Regierungszeit, unerfreulich von allen Seiten. Der Kurfürst hatte die traurigsten und wohlbegründetsten Vorahnungen von dem Unheil, das eine nahe Zukunft über sein Land bringen sollte. Aber

nur Buß- und Bettage konnte er anordnen, um von Gott die Abwehr zu erbitten, zu welcher die Staatsanstalten nicht ausreichten. Einen Maßstab für die vollkommene Hilfslosigkeit giebt es, daß des Kurfürsten Leibwache aus neun Trabanten bestand, als der dreißigjährige Krieg hereinbrach. Das war sein stehendes Heer[1]).

Nachdem, wie erwähnt, 1618 Herzog Albrecht Friedrich gestorben, und Johann Siegismund in den Besitz des Herzogthums Preußen gelangt war, erkrankte er. Ein Schlaganfall nahm ihm den Muth und die Kraft, sein Amt weiter zu führen, welches gerade jetzt einen Mann im Vollbesitz der Kraft erheischte, um das Staatsschiff durch die von allen Seiten anschwellenden Gewässer hindurch zu steuern.

[1]) Diese Leibgarde wurde 1617 auf 63 Adelsbursche und Knechte erhöht, welche unter dem Schloßhauptmann standen und Kost und Kleidung vom Hofe erhielten. Sehr merkwürdig ist ein Project, welches um diese Zeit dem Kurfürsten vorgelegt wurde, um darzuthun, wie ein Potentat ohne sondere Kosten und Weitläufigkeiten sein Land könne bewehrt machen. Förster hat dasselbe aus einer Handschrift der Berliner Bibliothek abdrucken lassen, und man findet hier die leitenden Gedanken wieder, welche zweihundert Jahre später der Errichtung der preußischen Landwehr zu Grunde lagen. Bei der Unmöglichkeit, das nöthige Geld für solche Dinge von den Ständen zu erlangen, blieb die Sache natürlich auf sich beruhen. Förster's Handbuch der Geschichte ꝛc. des preußischen Staats. III. 289.

Von Sorgen und Krankheit überwältigt, faßte er den Entschluß, die Regierung niederzulegen. Der Kurprinz wurde von der Statthalterschaft in Cleve abberufen, und am 12. November 1619 übergab der Vater sein Herrscheramt feierlich in die Hände des Sohnes. In der deshalb erlassenen Bekanntmachung heißt es: Die Last der Geschäfte in einer Zeit, wo Alles sich zu mehrerer Gefährlichkeit anläßt, und auch mehrerer Ungehorsam und Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit vermerkt wird, sei ihm zu groß, „aus söhnlichem Gehorsam und Gefallen, dem Lande und Leuten zum Besten" habe der Kurprinz sich mit dieser Last beladen lassen. Seine Autorität als Vater und Kurfürst behielt Hans Siegismund sich vor, „denn darum, und damit wir auf die Reichs- und preußischen, und andre, dies Kurfürstenthum nicht angehende Sachen desto mehr ein Auge schlagen könnten, ist dies ganze Werk angefangen."

So wenig war ihm der Begriff eines Staates klar geworden, daß er seine Provinzen als völlig von einander unabhängige Stücke betrachtete.

Von bangen Vorahnungen durch die Erscheinung der weißen Frau und durch den Tod seines Lieblingszwerges Bertram geängstigt, den er feierlich im Dom bestatten ließ, zog sich der Kurfürst in das Haus seines Kammerdieners Freitag in der Poststraße zu Berlin zurück und starb daselbst in Gegenwart der Seinigen

den 23. December 1619, im siebenundvierzigsten Jahre seines Alters. Noch heut ist das Zimmer, wo er verschied, durch eine Messingtafel bezeichnet.

Von seinen acht Kindern überlebten fünf den Vater. Der Kurprinz Georg Wilhelm hatte eben erst das vierundzwanzigste Jahr vollendet.

Zehntes Kapitel.

Zustand des Landes bei dem Regierungs-Antritt Georg Wilhelm's, 1619.

Der Augenblick, wo Johann Siegismund die Regierung niederlegte, war für die brandenburgisch-preußische Geschichte ein sehr bedeutungsvoller, denn es endete damit die friedliche unter den letzten Kurfürsten verflossene Zeit, welche man die Kinderjahre des Staates nennen kann. Während derselben hätten die Fürsten ihrem Lande Kraft und Fähigkeit erwerben sollen, um dem herantretenden Ernst des Lebens zu begegnen, allein es war versäumt worden, für geordnete Finanzen und für ein tüchtiges Kriegswesen zu sorgen.

Zwar hatte schon Kurfürst Albrecht Achilles den Plan gefaßt, eine bewaffnete Macht zu gründen, und Markgraf Albrecht, der erste Herzog von Preußen, hatte eine für jene Zeiten sehr durchdachte Anordnung für die Kriegführung und die Bildung von Offizieren aus-

arbeiten lassen[1]), doch das Alles war vollständig in Vergessenheit gerathen, und es hatte sich bei den Bürgern und dem Adel ein Geist entwickelt, den man nicht passender, als durch die Ausdrücke Kleinstädterei und Krautjunkerthum bezeichnen kann. Ausschließlich auf den engen Kreis des augenblicklichen persönlichen Vortheils beschränkt, hatten die Landstände für die Kriegsmacht der Fürsten stets nur nothdürftig dasjenige bewilligt, was zur Abwehr einer dringenden Gefahr gerade unabweislich schien, und nur auf kurze im Voraus bestimmte Zeit konnte bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ab und zu Etwas zu Stande gebracht werden, was einer Armee ähnlich sah. Aus dem kurfürstlichen Lehnsgefolge, dem von den Stadtgemeinden gestellten Landesaufgebote und einer Anzahl von Söldnern zusammengesetzt und von einigen Offizieren befehligt, welche sich in auswärtigen Kriegen Erfahrung gesammelt hatten, wurden bewaffnete Haufen gebildet, die zu keinem ernstlichen Zwecke zu verwenden waren. Wie es mit dieser Miliz noch im Jahre 1621 beschaffen war, kann man aus einem Berichte des Obristen von Kreyzen ersehen[2]), welchen Georg Wilhelm zur Inspection der Landestruppen nach

---

[1]) Abgedruckt bei Gansauge, Das preußische Kriegswesen, p. 161.

[2]) Abgedruckt bei Gansauge, aus König's Collectaneen.

Königsberg geschickt hatte. Als man die Herren vom Adel und Ritterstande, heißt es daselbst, aufgefordert hatte, sich in ihren Waffen bei der Generalmusterung zu stellen, schickten sie diesmal Schuster, Schneider, Schulmeister und andere Handwerker statt ihrer und setzten solche zu Pferde, und Freie und andere gemeine Dienstpflichtige kamen in schlechten Kleidern, Zipfelpelzen und dergleichen. Sie konnten weder reiten noch ihr Gewehr führen, oder ein Pistol zu rechter Zeit abschießen. Nicht besser waren diese Dinge in der Mark Brandenburg beschaffen, und die Versuche, die man anstellte, um einen Ersatz für die mangelnde Armee zu schaffen, vermehrten noch das Uebel. Angeworbene Soldaten mußten aus Geldmangel nach kurzer Zeit wieder entlassen werden, trieben sich bettelnd, raubend und stehlend im Lande umher und gefährdeten Gut und Leben der Unterthanen, die sie beschützen sollten. Wiederholte Strafmandate gegen diese „Gardende" wie man sie nannte, blieben erfolglos. Andere Söldner, die man für eintretende Fälle geworben hatte, erhielten bis zu der Zeit, wo man sich ihrer bedienen würde, ein hohes Wartegeld, wodurch die Finanzen zerrüttet wurden, ohne daß man einen entsprechenden Vortheil erlangte. Durch den langen Frieden war die Bevölkerung zu kräftiger Anstrengung unfähig geworden, und die Schießübungen, die man anstellen ließ, um Mannschaften einzuschulen, fielen so schlecht aus, daß die Zu-

schauer dabei größere Gefahr liefen, als der Vogel auf der Stange. Es war nicht, wie man wohl behauptet hat, die Einführung der Schußwaffen, welche den an den Schwertkampf gewöhnten Adel zur Erfüllung seiner Lehnskriegspflicht unwillig machte, denn ritterliche Tapferkeit kann sich bei jeder Art des Kampfes bewähren, sondern die Verkommenheit des Adels selbst trug die Schuld.

Wenn es sonach mit dem kriegerischen Geiste im Volke sehr betrübt aussah, so stand es um Handel und Gewerbe im Lande nicht viel besser. Die Mark Brandenburg war in Beziehung auf die Verkehrsverhältnisse von den großen Hansestädten Hamburg, Lübeck und Frankfurt ungefähr in ähnlicher Weise abhängig, wie heutzutage die Moldau und Wallachei von Deutschland. Alle feineren Stoffe und Luxusgegenstände bezog man vom Auslande, und das Geld floß dahin ab. Bier und grobe Tücher waren die Gegenstände, die daheim am meisten erzeugt wurden, und die Bierziese blieb eine Haupteinnahmequelle der Kurfürsten. Ueber Putz und unmäßige Trinkgelage ging der Sinn der Menschen nicht hinaus. Der Adel, soweit er nicht die nächste Umgebung und Dienerschaft des Fürsten bildete, lebte auf seinen engen, unbequemen, sogenannten Schlössern mitten in sandiger Gegend, deren Einförmigkeit nur hier und da von Kieferwaldungen unterbrochen war, und die große Mehrzahl der Junker unterschied sich nur

durch Hochmuth und Gewaltthätigkeit, keinesweges aber durch Bildung und Einsicht von dem Bauer. Zwischen den heftigen Anstrengungen der Jagd oder der Streitigkeiten mit den Nachbarn und träger Ruhe theilten sie ihre Tage. Der Abend und ein Theil der Nacht verging beim Becher, und selten legte der edle Herr sich nüchtern zur Ruhe. Zeitungen gab es nicht, um Welthändel kümmerte man sich wenig, und nur die Forderungen, die an die Landtage gestellt wurden, und zu deren Befriedigung der Adel beisteuern sollte, erregten sein lebhaftestes Interesse. Sonst sind es Wundererscheinungen am Himmel, Zauber- und Hexenstücke aller Art, grausame Hinrichtungen, und besonders die Zänkereien mit den Lutheranern und Calvinisten, worüber gesprochen wird, denn die sonntägliche Predigt besteht hauptsächlich aus donnernden Schimpfreden gegen die Ketzer, oder „wenn etwa der Pfarr mit dem Gerichtsherrn und Zuhörern in Streit und Mißhelligkeit gerathen, so ist das eben eine Materie gewesen, damit die meisten Predigten gespicket, und dabei des Zehntens Opfers und Meßkorns nicht vergessen." Taufen und Trauungen wurden mit den üppigsten Schmausereien gefeiert, bei denen mehr als eine Ernte verpraßt zu werden pflegte, und bei Begräbnissen war der Aufwand so groß, daß in den Familien des Landadels die Leichen oft länger als ein Jahr unbegraben blieben, bis man soviel zusammengespart und geborgt

hatte, um „ein ganz Land dazu einzuladen" und etliche Tage in toller Schwärmerei zu verzechen, wobei es oftmals zu Mord und Todschlag kam und durch entstandene Kosten die Familien sich auf lange Zeit, oft für immer zu Grunde richteten[1]).

Nicht viel besser sah es im Schlosse des Kurfürsten aus. Hier wurden täglich an unzähligen Tafeln alle die Personen gespeist, die den Hofstaat bildeten, so wie die Beamten und Trabanten, welche sammt Dienern und Rossen bei kärglicher Besoldung auf desto reichlichere Naturalverpflegung angewiesen waren. Dazu bedurfte es so großer Vorräthe von Getreide, Schlachtvieh, Wild und Geflügel, daß der gesammte Ertrag der kurfürstlichen Güter dazu nicht hinreichte, und noch bedeutende Zufuhren von außerhalb beschafft werden mußten. Im Lande konnte an manchen Orten der Acker nicht ordentlich bestellt werden, weil man die Ochsen einschlachtete, welche den Pflug ziehen sollten. Besuche fremder Fürsten und die Familienfeste, wenn getauft, getraut oder begraben wurde, gaben zu außergewöhnlicher Prachtentfaltung Veranlassung, und zu Hunderten, oft zu Tausenden ritten die geladenen Gäste mit ihrem Gefolge ein, mußten untergebracht und verpflegt werden

---

[1]) So erzählt der Kanzler von dem Borne, in seinen politischen und geistlichen Berathschlagungen ꝛc. 1641. Ausgabe von 1719, p. 22—23.

und halfen die Vorräthe aufzehren. Jeder suchte dann den andern durch kostbare Kleidung, Geschmeide und Reitzeug, durch sammetne goldgestickte Livree der Dienerschaft zu überbieten, und man erstaunt, wenn man die noch vorhandenen Verzeichnisse der Speisen liest, die auf den verschiedenen Tafeln täglich mehr als einmal aufgetragen wurden.

Die geistigen Interessen der höheren Stände sowohl als der Bürger waren fast ausschließlich den religiösen Streitigkeiten zugewendet, und in Kunst und Wissenschaft blieben die Leistungen äußerst gering. Seit das reformirte Bekenntniß des Hofes auch den Kirchenschmuck verdrängte, waren die Hauptgegenstände fortgefallen, welche zur Ausübung der Malerei und Bildhauerkunst noch etwa Anlaß gegeben hatten.

Ueberhaupt ist der nördliche Theil Deutschlands, die Marken, Pommern und Mecklenburg, wohl um ein Jahrhundert zurückgeblieben hinter der feineren Bildung der fränkischen und schwäbischen Länder und der großen Handelsstädte an den Ausflüssen der Elbe und Weser.

Der geringe Wohlstand, welcher sich unter so ungünstigen Verhältnissen entwickeln konnte, wurde durch die in die ersten Regierungsjahre Georg Wilhelm's fallende große Münzverwirrung (die sogenannte Kipper- und Wipperzeit) vollends vernichtet.

Schon im sechszehnten Jahrhundert waren die

unzähligen Münzstätten in Deutschland, wo fast jeder noch so kleinen Reichsstadt, jedem Grafen, Fürsten oder Ritter das Recht zustand, Geld zu prägen, Veranlassung zu großen Uebelständen geworden, weil trotz der Münzordnung Kaiser Maximilian's II. von 1571 eine genaue Controle über diesen hochwichtigen Gegenstand nicht geführt wurde.

Das Geschäft des Geldprägens befand sich in den Händen einer Zunft, welche es verstand, aus der Verschlechterung des Metalls ihren Vortheil zu ziehen, und zwar in so schlauer Weise, daß man den Betrügern nur sehr schwer auf die Spur kommen konnte.

Seit dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges ließen auch die deutschen Fürsten sich durch ihre Geldnoth dazu verleiten, zu Münzfälschungen ihre Zuflucht zu nehmen, und die Herzöge von Braunschweig gingen mit dem schlechten Beispiele voran, welches solche Nachahmung fand, daß es bald kaum noch einen Fürsten gab, der nicht auf diese verwerfliche Art sich seiner Gläubiger zu entledigen suchte. Das Volk durchschaute anfänglich die Gefahr eines solchen Manövers nicht, vielmehr erblickte man darin nur eine neu entdeckte Art, wie man Kupfer in Silber verwandeln könnte. Es schien fast, als ob das lang verborgene Geheimniß der Goldmacherei entdeckt wäre, und Jedermann, der Gold und Silber besaß, schickte dasselbe in eine der sogenannten Heckemünzen, wo durch Bestechung leicht zu bewirken

war, daß man seinen Vorrath edlen Metalls in eine große Menge schlechter Geldstücke umgeprägt zurückerhielt. Es entwickelte sich daraus jene allgemeine Schwindelkrankheit, welche von Zeit zu Zeit unter den Menschen wiederkehrt[1]). Allein nur zu bald trat der Rückschlag ein. Die schlechten Münzen konnten natürlich den Cours nicht behaupten, das Geld sank bis auf den fünften, ja bis auf den zehnten Theil seines Nennwerthes, und unzählige Menschen wurden ruinirt. Eine furchtbare Theuerung aller Lebensbedürfnisse trat ein, im Jahr 1621 stieg der Scheffel Roggen auf zwanzig, der Scheffel Weizen auf dreißig Thaler. Am schlimmsten waren die Geistlichen, die Beamten und alle auf feste Geldeinkünfte angewiesenen Personen daran, und es half wenig, daß man in einzelnen Ländern, z. B. im Briegischen sich genöthigt sah, die Gehälter auf das vierfache zu erhöhen. Noch schlimmer wurde es, als die fürstlichen Kassen sogar das Geld der eigenen Landesherrn bei den Steuerzahlungen zurückweisen mußten, denn nun gingen dem betrogenen Volke die Augen auf, und die Wuth gegen die Kipper und Wipper kam zum Ausbruch[2]).

---

[1]) Vergleiche die treffliche Schilderung dieser Kipper- und Wipperzeit in Freytag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

[2]) Kippen hieß das Beschneiden der Geldstücke, Wippen der Druck auf die Wage, um beim Zuwiegen der edlen Metalle zu betrügen.

Die Fürsten sahen sich zuletzt in ihrem eigenen Interesse genöthigt, dem Unwesen ein gewaltsames Ende zu machen. Die schlechten Münzen wurden für ungültig erklärt, und neue vollwichtige an deren Stelle geschlagen, wodurch allerdings die Besitzer jener Fabrikate schließlich noch einmal den größten Verlust erlitten, und tausende von Familien an den Bettelstab kamen. In Brandenburg geschah das durch ein Münzedict von 1623.

Während die inneren Zustände des Landes gleich beim Beginn der Regierung Georg Wilhelm's sich auf solche Weise höchst traurig gestalteten, wurde auch nach außen hin eine Reihe von drohenden Verwickelungen durch die Familienverbindungen des kurfürstlichen Hauses eingeleitet.

Georg Wilhelm selbst war mit der Schwester des sogenannten Winterkönigs vermählt. Mit diesem Beinamen belegten die Zeitgenossen bekanntlich den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich, der in leichtsinniger Eitelkeit, durch seine hochmüthige Gemahlin (die Tochter König Jakob's I. von England) und durch die salbungsvollen Schmeicheleien seines Hofpredigers Scultetus bewogen, die Königskrone angenommen hatte, welche die wegen Verletzung ihrer Religionsfreiheit empörten Böhmen ihm anbieten ließen. Die Herrlichkeit war von kurzer Dauer, denn nach der Schlacht am weißen Berge verlor Friedrich nicht nur

den Thron, sondern er wurde auch aus seinem Kurfürstenthum vertrieben und mußte heimathlos mit Weib und Kind in fremdem Lande Zuflucht suchen.

Durch die Unterstützung, welche der Kurfürst von Brandenburg seinem Schwager gewährt hatte, wie geringfügig und widerwillig geleistet dieselbe auch war, wurde dennoch das Mißtrauen des Kaisers erregt, und unangenehme Verwickelungen mit dem Hause Oesterreich stellten sich ein. Noch bedenklicher und von schwereren Folgen war es, daß die Kurfürstin Mutter unmittelbar nach Siegismund's Tode die Vermählung ihrer Tochter Marie Eleonore mit dem jungen Schwedenkönige Gustav Adolph durchsetzte[1]), wodurch der König von Polen, der mit Schweden Krieg führte, sich um so mehr

[1]) Gustav Adolph hatte die junge Gräfin Brahe heirathen wollen, seine kluge Mutter bewog ihn zu dem Versprechen, diese Verbindung auf einige Jahre zu verschieben. Inzwischen spielte sie ihm das Bild der wunderschönen brandenburgischen Prinzessin in die Hände, und Gustav Adolph reiste ganz in der Stille mit wenigen Begleitern zwei Mal nach Berlin, wo er das erste Mal im August 1619, das zweite Mal im Mai 1620 eintraf. Unerkannt wohnte er dem Gottesdienste im Dome bei, sah die Prinzessin und verlobte sich mit ihr in Abwesenheit des Kurfürsten, der sich in Preußen befand und der Vermählung seiner Tochter mit einem lutherischen Fürsten abgeneigt war. Bezeichnend ist es, daß der König in seinem Tagebuche den Text und die Eintheilung der Predigt, die er mit angehört, genau aufgezeichnet hat. Vergl. Geschichte Gustav Adolph's aus Arckenholzischen Papieren. I. 136

beleidigt fühlte, als man die Bewerbung des polnischen Prinzen Wladislaus um die Hand der Prinzessin abgewiesen hatte. Georg Wilhelm, deshalb von seinem polnischen Lehnsherrn zur Rede gestellt, erwiederte, daß seine Mutter das Recht beanspruche, ihre Töchter nach eigenem Willen zu verheirathen, und daß sie auf seine Einwendungen nicht achte. Wirklich führte die Kurfürstin selbst ihre Tochter auf einer schwedischen Flotte in die neue Heimath.

Die Vermählung der jüngeren Schwester Georg Wilhelm's mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor zog ebenfalls schlimme Folgen nach sich, denn der Kurfürst brach dadurch das Versprechen, welches er den Polen gegeben, um die Preußische Belehnung zu erhalten. Ausdrücklich hatte er zugesagt, keine fernere Verbindung der Prinzessinnen seines Hauses mit einem Feinde Polens zu gestatten.

Zu dem Allen kam noch, daß Georg Wilhelm wegen seines Uebertritts zum reformirten Bekenntniß den Haß seiner streng lutherisch gesinnten Mutter in so hohem Grade auf sich gezogen hatte, daß dieselbe, obwohl vergebens, bemüht gewesen war, das Herzogthum Preußen und die Cleve'schen Lande, welche beide durch sie an Brandenburg gekommen waren, ihrem jüngeren Sohne zuzuwenden.

Der Inbegriff aller dieser widerwärtigen Verhältnisse beweist zur Genüge, wie plan- und gedankenlos

man den großen Kämpfen entgegenging, welche so eben begonnen hatten die Welt zu erschüttern.

Daß ein Religionskrieg ausgebrochen sei, bei welchem der katholische Kaiser es auf nichts Geringeres als auf Vernichtung der protestantischen Confession und der protestantischen Fürsten abgesehen hatte, um sich selbst zum unumschränkten Herrn und Gebieter von Deutschland zu machen, darüber war der Kurfürst so wenig im Klaren, daß er zu seinem ersten Minister und vertrautesten Rathgeber einen katholischen Günstling des Kaisers wählte. Ueberhaupt leitete kein bestimmter politischer Gedanke irgend einer Art diesen unglückseligen Fürsten, sondern der unklare Trieb der Selbsterhaltung, zu dessen Befriedigung er nach allen Seiten umhertappend die Mittel suchte, ist das einzig Bewegende in allen seinen Regierungshandlungen. Zu schwach, sich gegen einen Feind zu wehren, wollte er parteilos bleiben und war thöricht genug zu hoffen, daß seine übermächtigen Gegner solche Neutralität der Schwäche anerkennen würden. Er erreichte damit nur, daß er von allen Parteien verachtet und unterdrückt, sein Land verheert und ausgesogen, und seine ganze Regierungszeit zu einer ununterbrochenen Reihe von Unglücksfällen und Demüthigungen wurde, denen er Nichts als eitles Jammern und Klagen entgegenzusetzen wußte. Mit Ekel und Ueberdruß wird man erfüllt, wenn man wahrnimmt, wie fern ihm der Gedanke lag, daß es

seine Pflicht war, sich kräftig zusammenzuraffen, um wenigstens mit Ehren zu unterliegen, wenn er nicht obsiegen konnte.

Elftes Kapitel.

Der Minister Graf Adam zu Schwarzenberg. Kriegsbedrängniß der Mark Brandenburg.

Bei der feierlichen Handlung, durch welche Johann Siegismund am 22. November 1619 die Regierung seinem Sohne Georg Wilhelm übergab, hielt für diesen der Graf Adam zu Schwarzenberg die Anrede an den versammelten Geheimen Rath und an die Abgeordneten der Stände. Da dieser Mann als der eigentliche Urheber und Anstifter aller Unternehmungen des neuen Kurfürsten angesehen werden muß, so ist von ihm etwas ausführlicher zu reden.

Er war der Sohn des Freiherrn Adolph von Schwarzenberg, welcher im kaiserlichen Dienste den Türken die Festung Raab entriß und zum Lohn für diese Kriegsthat 1598 von Rudolph II. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, jedoch bald darauf bei der Belagerung einer anderen von den Türken besetzten Festung durch eine Kugel seinen Tod fand.

Adam Graf zu Schwarzenberg, der Sohn, wurde am 26. August 1584 geboren. Nachdem er einige Zeit

dem kaiserlichen Heere angehört hatte, trat er in die Dienste des Herzogs von Jülich, dessen Vasall er war, weil er von seiner Großmutter das cleve-märkische Lehngut Gimborn ererbt hatte. Als daher 1609 Hans Siegismund das Herzogthum Cleve in Besitz nahm, wurde Schwarzenberg ein Lehnsmann des Kurfürsten von Brandenburg. Weil er ein gewandter Geschäftsmann war und durch seine Familienverbindungen großen Einfluß in den jülich'schen Landen besaß, so lag den Possidenten, Pfalz Neuburg und Brandenburg, viel daran, sich seiner guten Dienste zu versichern, und sie gewannen ihn durch nicht unbedeutende Güterverleihungen. Er leistete Beiden trotz des kaiserlichen Verbotes die Huldigung und wurde deshalb am 11. November 1609 von Prag aus, in Gemeinschaft mit einer großen Anzahl jülich'scher Vasallen, in die Reichsacht gethan, was indessen keine weiteren Folgen gehabt zu haben scheint. Den pfälzischen und brandenburgischen Statthaltern leistete er vielerlei wichtige Dienste und wußte namentlich auf geschickte Art die kaiserlichen Bevollmächtigten zu verhindern, die Stadt Düren, welche sich für neutral erklärt hatte, in Besitz zu nehmen. Johann Siegismund ernannte ihn dafür 1616 zu seinem Geheimenrathe und setzte ihn seinem Bruder, dem Statthalter von Cleve, als dessen Oberkammerherr zur Seite.

Die jülich'schen Erblande waren, wie wir sahen,

von allen Seiten feindlichen Angriffen ausgesetzt und befanden sich zum Theil im Besitz spanischer und holländischer Truppen, so daß es in den Herzogthümern, welche ohnehin unter der Mißregierung der letzten blödsinnigen Fürsten dem Untergang nahe gebracht waren, in jeder Beziehung sehr übel aussah. Da mußte denn ein Mann wie Schwarzenberg, der es verstand, in jeder Verlegenheit, sei es auch auf Kosten der Hauptsache, augenblicklich Rath zu schaffen, den Statthaltern höchst willkommen sein. Als daher 1613 nach dem Tode des Markgrafen Ernst der Kurprinz Georg Wihelm zu dessen Nachfolger ernannt ward, erwarb der Graf sich die Gunst desselben sehr bald in so hohem Maße, daß dieser ihn 1619 mit sich nach Berlin nahm, um bei der Uebernahme der Regierung sich seines Rathes zu bedienen.

Schon von diesem ersten Auftreten in der Mark schreibt sich das Mißtrauen und das Uebelwollen der Brandenburger gegen Schwarzenberg her. Daß ein Katholik und noch dazu ein Ausländer (denn die nicht märkischen Besitzungen des Kurfürsten galten als Ausland) gleich beim Beginn der neuen Herrschaft eine so hervorragende Stellung einnehmen sollte, wurde dem Regenten schwer verdacht, und die Zustände, in welche das Land während seiner Verwaltung gerieth, waren nicht dazu angethan, das Urtheil über den Minister günstiger zu stimmen.

Schwarzenberg hat darin Unglück gehabt, daß die preußischen Geschichtsschreiber seit dem achtzehnten Jahrhundert die Hauptschuld der Uebelstände während Georg Wilhelm's Regierung dem Minister aufgebürdet haben, und je mehr man sich mühte, die Sache so darzustellen, als ob ohne Schwarzenberg Alles vortrefflich gegangen wäre, um so dunklere Farben trug man auf, wenn man ihn abschilderte, bis zuletzt ein verabscheuungswürdiges moralisches Ungeheuer aus ihm gemacht wurde. Hatte doch Friedrich der Große selbst[1]) ihn einen Verräther des Vaterlandes genannt, und so wurden ihm bald die schwärzesten Verbrechen zur Last gelegt. Er sollte zugleich in brandenburgischem und österreichischem Solde gestanden und den Kurfürsten zu verderblicher Unterwürfigkeit gegen den Kaiser verleitet haben. Durch seine Rathschläge bei der Annäherung Gustav Adolph's wäre der Fall und die Zerstörung Magdeburgs verschuldet worden. Sogar die Absicht, den Kurfürsten zu verdrängen und sich selbst an dessen Stelle setzen zu lassen, wie es Wallenstein gegenüber den Herzögen von Mecklenburg gelang, wurde ihm zugeschrieben, und man warf ihm vor, daß er den Kurprinzen, der seinen Plänen im Wege gestanden, durch gedungene Mörder aus dem Wege zu schaffen, ja an seiner eignen Tafel durch vergiftetes Brod zu tödten versucht hätte.

[1]) Memoires pour servir à l'histoire de Brandenburg. Ausgabe von 1788 p. 29.

Das Uebermaß dieser Beschuldigungen hat denn wie gewöhnlich eine eifrige Vertheidigung hervorgerufen, und der verstorbene Superintendent Cosmar hat in seinem fleißigen, aus archivalischen Quellen geflossenen Buche [1]) es unternommen, den Grafen als einen treuen Diener seines Herrn zu schildern, der demselben immer nur angerathen, was er selbst für das Beste gehalten habe. Daß die Erzählungen von den Angriffen gegen das Leben des Kurprinzen ungegründet sind, steht fest, obgleich dieser selbst daran geglaubt hat.

Die gerechte Beurtheilung Schwarzenberg's und seiner Politik wird übrigens dadurch zum Theil unmöglich, daß es zwar für uns, die wir den Gang der Ereignisse übersehen können, allerdings nicht schwer ist, der brandenburgischen Regierung die Maßregeln zu bezeichnen, durch welche man einen großen Theil des Unheils hätte abwenden können, welches der dreißigjährige Krieg über das Land gebracht hat, daß aber zu solchen Maßregeln vor allen Dingen ein thatkräftiger, willensstarker Fürst hätte an der Spitze der Verwaltung stehen müssen, für den es alsdann möglich gewesen wäre, eine protestantische Macht um sich zu sammeln, stark genug, um den römisch-absolutistischen Bestrebungen des Kaisers zu widerstehen. Alsdann hätte es keines schwedischen Schutzherrn für die bedrohte Kirche bedurft, und Gustav

[1]) Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828.

Adolph wäre als Verbündeter, nicht aber als Gebieter in Deutschland aufgetreten. Allein so standen die Sachen nicht. Georg Wilhelm besaß keine der Eigenschaften, die ihn befähigt hätten, ein würdiges Haupt des protestantischen Deutschlands zu sein. Er war ein schwacher junger Mann, durch schlechte Gesellschaft leicht zu verführen. Trinken und Jagen war seine Unterhaltung, und er war auf Nichts bedacht, als sich in den bedrängten Zeiten so viel wie möglich von dem ruhigen Lebensgenusse zu sichern, den er für das angeborene Recht des Fürsten hielt. Wohl überkam ihn hin und wieder das Gefühl der Schmach, die er über sich und sein Land gebracht, dann aber schob er alle Schuld auf seine Räthe, die ihm nicht sagten, was er thun sollte! Auch fiel es ihm wohl einmal schwer auf's Herz, eine wie traurige Figur er künftig in den Büchern der Historienschreiber machen würde, allein von solchen düsteren Gedanken kehrte er gar bald zu den Wettetrinken mit seinen Zechgenossen zurück, oder er verscheuchte beim Klange der Jagdhörner die Regierungssorgen. Eine neue Livree der Hofbedienten konnte ihn die Misère des Landes vergessen machen. Wenn dann bei Tafel seine rohen Gesellschafter einander in der Schlemmerei überboten, so war das seine Lust, und dem stärksten Säufer wurde für einen tüchtigen Schluck wohl ein Rittergut oder Schloß geschenkt. Der Obrist von Burgsdorf, der achtzehn Maß Wein während Einer Mahlzeit hinunter-

stürzen konnte und durch diese und ähnliche Eigenschaften großen Einfluß auf den Kurfürsten gewann, hat sich auf solche Art durch seine Zechkunst ein reichliches Vermögen ertrunken, und als er noch in späteren Jahren sich ei"st dieser Großthaten an der Tafel Kurfürst Friedrich Wilhelm's berühmte und meinte, es sei doch an des seligen Vaters Hofe viel lustiger hergegangen, da soll die oranische Gemahlin des großen Kurfürsten ein ernstes Wort der Rüge gesprochen und durch ihren Einfluß bewirkt haben, daß Burgsdorf, der sich auch anderweit unbequem gemacht hatte, auf seine Güter verbannt wurde.

Derselbe leichtfertige Sinn, vermöge dessen Georg Wilhelm sich bei seinen rohen Gelagen durch das Elend des Landes nicht stören ließ, spricht sich auch in dem Ton der Berichte aus, welche ihm über die Zustände in Berlin nach Königsberg gesendet wurden, wo er wegen der polnischen Lehnsangelegenheiten sich aufhielt. Der Kanzler Pruckmann, der mit einigen andern Geheimen Räthen unter Gans von Putlitz die Statthalterschaft der Mark zu führen hatte, schildert seinem Herrn die zuchtlose Wirthschaft und den Mangel jeder straffen Verwaltung nicht etwa mit dem Unwillen und dem Schmerz, den man von dem Verwalter des Landes erwarten sollte, dem es obgelegen hätte, die Sachen zu ändern und zu bessern, sondern er beschreibt in halb possenhafter Art die traurigen Vorgänge, um Seine

Kurfürstlichen Gnaden mit der Erzählung derselben zu ergötzen, wohl wissend, wie weit der Fürst von einer würdigen Auffassung seiner Herrscherpflichten entfernt war, den man auf diese Weise mit einer Schilderung der Verkommenheit des Vaterlandes amüsiren durfte. Ein solcher Fürst konnte keinen edlen, thatkräftig durchgreifenden Minister haben! —

Die ersten Belästigungen, welche die Mark Brandenburg durch fremde Kriegsvölker zu erleiden hatte, rührten von einem Regimente des Herzogs von Weimar her, welches zur Unterstützung des Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz plündernd und brandstiftend durch das Land zog. Gleich darauf, beim Beginn des Jahres 1620, nahte eine Schaar von etwa 3000 Engländern, die König Jakob I. zur Unterstützung seines Schwiegersohnes, desselben Böhmenkönigs, hatte anwerben lassen, der brandenburgischen Grenze. Es waren dies keine regelmäßigen Truppen, sondern ein Haufen von Gesindel, durch einen Obrist Grey zusammengebracht, bei dem sich viele junge Abenteurer aus guter Familie als Officiere befanden. Sie wollten anfänglich nach Mecklenburg ziehen, aber dort hatte das Landvolk sich bewaffnet an der Grenze aufgestellt und sie zurückgewiesen. Georg Wilhelm wünschte ihnen den Durchzug zu gestatten, weil er damals den Plan hatte, seinen Schwager Friedrich zu unterstützen, für den er auch allerlei Kriegsmunition und Pulvervorräthe in Bereit=

schaft hielt. Allein die Märker wollten von den fremden Gästen Nichts wissen und hatten gegen dieselben einen um so größeren Abscheu, weil es calvinistische Ketzer waren. Der Kurfürst befand sich in Preußen und hatte seinen jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, der noch nicht getauft war, weil die Kosten zu einer standesmäßigen Begehung dieser Festlichkeit nicht beschafft werden konnten, unter der Obhut der Mutter zurückgelassen. Die Stadt und der junge Kurprinz waren in Ermangelung einer Besatzung ganz schutzlos. Da bildeten die Einwohner eine Art von Bürgerwehr, holten die alten verrosteten Doppelhaken hervor und besetzten die Wachen und Thore, wobei sie mit ihrem ungeübten Trommeln und Schießen so großen Lärm verursachten, daß dadurch „auch Euer Durchlaucht junges ungetauftes Herrlein zweimal in der Wiegen ziemlich erschrekkt worden, daß leicht ein andrer Unrath dadurch entstehen können. Ich glaube, daß der Teufel dieses zuvörderst gesucht hat." So berichtet der Kanzler Pruckmann [1]).

Durch allerlei unsinnige Gerüchte ward die Wuth der Berliner gegen die Fremdlinge auf's Höchste gesteigert, und die Statthalterschaft mußte in ihrer Rathlosigkeit die Sachen gehen lassen wie sie gingen, weil eine bewaffnete Macht ihr nicht zu Gebote stand, und es auch an geordneter Polizeiverwaltung gebrach. Nicht

---

1) Cosmar's Schwarzenberg. Beilage XII.

nur das Volk, sondern auch die aus Lutheranern bestehende Amtskammer widersetzten sich den Befehlen des Kanzlers, indem sie die Hilfe, welche dem Böhmenkönig geleistet werden sollte, als eine Unterstützung der Calvinisten gegen die Lutheraner betrachteten. Daß in Böhmen der Kampf der Religionsfreiheit gegen die katholische Unterdrückung ausgefochten werden sollte, und also dort recht eigentlich die theuersten Güter sämmtlicher Protestanten auf dem Spiele standen, das war eine Auffassung, die weit über dem Gesichtskreise dieser beschränkten Menschen lag. Zu eigentlich gewaltsamen Auftritten kam es übrigens nicht. Die Engländer setzten von Spandau, ohne Berlin zu berühren, ihren Weg über Köpnick fort und erreichten Böhmen gar nicht, weil der zuchtlose Haufe unterwegs durch Krankheiten und Zwistigkeiten beinahe gänzlich zersprengt und aufgerieben wurde. Fast kein Einziger aus der ganzen Schaar hat seine Heimath wiedergesehen.

Die Parteien in Berlin ließen sich unglücklicherweise noch durch die Kurfürstin Mutter zu immer größerer Erbitterung anreizen. Sie berief den zelotischen Prediger Meißner, den einst Johann Siegismund ausgewiesen hatte, aus Wittenberg zu sich, um in der Schloßkapelle zu predigen, wo er vor einer großen Zuhörerversammlung für die Bekehrung des verstockten Kurfürsten betete, dem seine Mutter eine zweite Monica sein möge. Die Statthalterschaft, durch diese Umtriebe in ihrer

Wirksamkeit vollends gelähmt, erklärte dem Kurfürsten geradezu, daß man „das Frauenzimmer" aus Berlin entfernen müßte, allein dazu hatte Georg Wilhelm weder den Willen noch den Muth.

Um nun wenigstens von Außen her einigen Schutz vor den Durchzügen fremder Kriegsvölker zu haben, kam man auf den sehr vernünftigen Gedanken, eine Art von Landesmiliz zu errichten und die Kosten der Anwerbung durch eine Kopfsteuer zu decken. Diese wurde mit solcher Härte beigetrieben, daß nicht nur Dienstboten und Kinder, sondern auch die Almosengenossen in den Hospitälern dazu herangezogen wurden [1]. So brachte man zwar einige tausend Mann zusammen, allein zu ihrem Unterhalt und zur regelmäßigen Soldzahlung fehlten die Mittel. Man wies die angeworbenen Söldner geradezu an, sich bettelnd ihren Unterhalt selbst zu schaffen, in der Art, daß der Mann von jedem Kossäten sich täglich einen Pfennig, und von jedem Bauern zwei Pfennig einfordern sollte. Wer mehr verlangte, den sollten die Landleute mit Prügeln fortjagen. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Maßregel nichts Anderes bewirkte, als daß das Land mit Schaaren von bettelndem und raubendem Gesindel überschwemmt wurde.

---

[1]) Handschriftl. Chronik von Stendal, in der Bibliothek des Joachimsthal'schen Gymnasiums.

Der 8. November 1620 entschied das Schicksal des Winterkönigs. — Kaiser Ferdinand mit Hilfe der ligniſtiſchen Truppen machte durch die Schlacht am weißen Berge seiner kurzen Herrschaft ein Ende, und dies Ereigniß zog auch für den Kurfürsten von Brandenburg sehr üble Folgen nach sich.

Der vertriebene König hätte in Schlesien, wo man ihn mit allen Ehren aufnahm, und wo fast sämmtliche kleinen Fürsten ihm Treue gelobten, noch einen Versuch zur Wiedererlangung seines Thrones machen können, allein er entwich kleinmüthig mit der Summe, welche er von den dortigen Ständen zum Geschenk erhalten, und suchte zuvörderst für seine schwangere Gemahlin, dann für sich selbst eine Zuflucht bei seinem Schwager Georg Wilhelm. Dieser war in Preußen abwesend, und so gelangte das Gesuch an die Statthalterschaft in Berlin. Aus Furcht vor dem Zorn des Kaisers und auch vor den Unkosten, die solche Gäste verursachen könnten, griff man zu den erbärmlichsten Ausflüchten, um die Bitte abzuschlagen. Sie könnten, lautete die Antwort, ohne des Kurfürsten Befehl Nichts beschließen und wüßten überhaupt keinen Rath. Spandau wäre zu nah an der sächsischen Grenze, auch würde im Schlosse daselbst gebaut. Küstrin böte keine Sicherheit, wenn die Oder zufröre, könnten die Polen leicht über das Eis an die Festung kommen. Weder in Küstrin noch in Berlin hätte man Tapeten, wie sie sich für das Gemach einer

königlichen Wöchnerin schickten, weil aller Zimmerschmuck bei der Huldigungsfeierlichkeit in Warschau gebraucht würde, und da überdies des Königs Schwester, die Kurfürstin, vor drei Wochen nach Preußen gereist wäre, so dürfte die Königin wohl in deren Abwesenheit nicht kommen wollen. In Danzig wüthete die Pest, und wenn die herkäme, so müßten die Statthalter selber sich nach einem Zufluchtsorte umsehen, und dergleichen mehr.

Die unglückliche Frau war indessen bis Frankfurt gekommen und bat von dort aus dringend um Aufnahme, weil sie wegen ihrer Leibesschwachheit in der Winterkälte nicht weiter reisen könnte. Nun endlich befahl der Kurfürst den Statthaltern, der vertriebenen Fürstin einige Zimmer über der Küche im Schlosse zu Küstrin einzuräumen, der Förster sollte angewiesen werden, Brennholz und wöchentlich einiges Roth-, Schwarz- und Federwild nach Küstrin zu liefern. „Denn so gern er auch des Besuches überhoben wäre und Bedenken trüge, ob ihm nicht solche Aufnahme bei dem Kaiser, dem Könige von Polen und bei anderen ihm Widerwärtigen allerhand Verdruß und Ungelegenheit, besonders in gegenwärtiger Zeit, da ihm die preußischen Successionssachen ohnedem schwierig genug gemacht werden wollen, zuziehen oder verursachen möchte, zu geschweigen, daß ihm diese Ausrichtung ganz kostbarlich fallen würde, gleichwohl aber müßte er sich hierbei des **officii humanitatis**, welches ein Christ dem

andern in solchen und dergleichen Nöthen zu erweisen schuldig, erinnern und könnte daher der Königin keine abschlägige Antwort geben [1])."

Die Königin kam nun wirklich nach Küstrin, und bald folgte ihr auch der vertriebene König mit seinem Feldherrn, dem Prinzen Christian von Anhalt, und zweihundert Reitern, wo es dann allerdings der kleinen Stadt bald unmöglich wurde, solche Herrschaften standesmäßig zu erhalten. Es trat förmlicher Mangel an Lebensmitteln ein, und die Einwohner baten dringend, sie von den ungebetenen Gästen zu befreien, besonders wenn das königliche Kindtaufen, wofür ihnen sehr bange wäre, noch dazu käme, so wüßten sie sich gar nicht zu rathen noch zu helfen.

Man war genöthigt, den vertriebenen Hofhalt nach Berlin überzusiedeln, was aber der Kaiser so ungnädig vermerkte, daß Friedrich auch diesen Zufluchtsort sehr bald wieder verlassen mußte.

Gegen alle Form des Rechtes und gegen den ausdrücklichen Wortlaut der goldenen Bulle erklärte der Kaiser den Exkönig und mit ihm den brandenburgischen Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf wegen Majestätsbeleidigung und Friedensbruchs in die Acht und ihrer Länder verlustig. Er gab Jägerndorf dem Grafen von Lichtenstein und die Pfälzische Kur dem

[1]) König's historische Schilderung von Berlin. I. 197.

Haupte der katholischen Liga, Maximilian von Bayern. Dadurch war die Ueberzahl des Kurfürstencollegiums katholisch, und der Kaiser konnte 1622 auf dem Regensburger Convente trotz dem Widerspruch Brandenburgs und Sachsens die Absetzung Friedrich's aussprechen. Das war ein Akt so unumschränkter kaiserlicher Gewalt, daß der brandenburgische Gesandte Winterfeldt wohl Grund hatte zu sagen: es sei nun ein deutscher Kurfürst übler daran, als ein polnischer Edelmann.

Dem unglücklichen Pfalzgrafen halfen dergleichen Proteste Nichts. Ohne männliche Kraft vermochte er auch nicht den Beistand zu nützen, den der abenteuerliche Graf von Mansfeld und der Halberstädtische Administrator Christian von Braunschweig an der Spitze großer bewaffneter Schaaren [1]) ihm leisten wollten. Den Letzteren trieb seine Begeisterung für die schöne Königin Elisabeth zu solchem Unternehmen. Ihren Handschuh trug er am Hute, und auf seinen Fahnen stand der Wahlspruch: Alles für Gott und für sie!

Friedrich begab sich nach Holland und endete sein verfehltes Leben 1632 zu Mainz, ohne wieder in den Besitz seiner Stammländer gelangt zu sein.

Johann Georg von Jägerndorf mußte, nachdem er

---

[1]) Das Geld zu diesen Unternehmungen hatten wahrscheinlich die Holländer hergegeben. Vergleiche die geistreiche Darstellung dieser ganzen Angelegenheit bei Gfrörer „Gustav Adolph" p. 370.

noch einen wilden Streifzug durch Schlesien unternommen und sich der Festung Glatz bemächtigt hatte, auch hier bald den Kaiserlichen weichen. Er entfloh zu Bethlen Gabor nach Ungarn und fand daselbst bald nachher seinen Tod.

Obgleich er einen Sohn hinterließ, dessen Erbrecht der Kaiser unter allen Umständen zu berücksichtigen verpflichtet war, so wurde dennoch hierauf ebensowenig geachtet, als auf die Ansprüche des Kurfürsten von Brandenburg, dem das Herzogthum zufallen mußte, nachdem Johann Georg's Sohn ohne Erben verstorben war, und Brandenburg befand sich nicht in der Verfassung, um dem Kaiser irgend wie Bedenken oder Furcht einflößen zu können.

Die Union war zersprengt. Kursachsen hatte aus Haß gegen die Calvinisten und aus Eigennutz, um von dem Kaiser als Lohn der Nachgiebigkeit die Lausitz zu erhalten, sich selbst auf die Oesterreichische Seite gestellt, seinen Widerspruch gegen die Verleihung der Pfälzischen Kur an Bayern aufgegeben und zur Wiedergewinnung Schlesiens Beistand geleistet. Erst als die gewaltsame Wiederherstellung der katholischen Religion hier und in Böhmen vor sich ging, als Lutherische und Reformirte gleichmäßig verfolgt, ihre Geistlichen vertrieben, ihre Kirchen geschlossen und den Bischöfen zurückgegeben wurden, erst dann gingen dem bethörten Kurfürsten Johann George über sein unpolitisches Gebahren zu

spät die Augen auf. Es wäre um die protestantische Sache geschehen gewesen, und die Bekehrungsscenen, die in den kaiserlichen Erblanden gespielt, würden sich auch in ganz Norddeutschland wiederholt haben, wenn nicht die beiden nordischen Mächte, Dänemark und Schweden, ein lebhaftes Interesse dabei gehabt hätten, sich ihrer Glaubensgenossen anzunehmen, und wenn nicht auch Jakob I. von England, der bisher fast unthätig die Vertreibung seines Schwiegersohnes Friedrich von der Pfalz mit angesehen hatte, nun endlich durch Richelieu gegen Oestreich aufgestachelt, zu dem Entschluß gelangt wäre, wirksame Hilfe zu leisten. Er brachte zu dem Ende in Gemeinschaft mit den Holländern bedeutende Geldsummen auf, für welche ein Heer geworben und unter die Anführung König Christian des Vierten von Dänemark gestellt werden sollte, damit derselbe, unterstützt von dem Grafen von Mansfeld und dem Administrator Christian von Braunschweig, die Wiedereroberung der Kurpfalz in's Werk setzte.

Der König von Dänemark, als Herzog von Holstein zugleich zum Feldhauptmann des niedersächsischen Kreises erwählt, ging auf diesen Plan um so lieber ein, als er bei dieser Gelegenheit die Bisthümer Bremen und Verden für sich zu gewinnen hoffte. Ein Heer von beinahe 60,000 Mann brachten die Verbündeten zusammen. Der Kurfürst von Brandenburg, obgleich von seinem Staatsrathe und der ganzen reformirten

Partei im Lande dahin gedrängt, diesem Bunde sich anzuschließen, ließ sich von seinem Wunsche, neutral zu bleiben, nicht abbringen und war thöricht genug zu hoffen, man werde diese Neutralität seines wehrlosen und von allen Seiten offenen Landes anerkennen. Und doch war gerade Brandenburg der Ort, wo das dänische Heer mit den ihm entgegenziehenden liguistischen Schaaren unter Tilly und den Kaiserlichen unter Wallenstein zusammentreffen mußte. Der Kurfürst war in Verzweiflung. Die Dänen erklärten ihm geradezu, daß sie sich um seine Neutralität nicht kümmerten, und auch der Kaiser ließ es an versteckten Drohungen nicht fehlen.

In so schwieriger Lage fand Georg Wilhelm auch bei den Seinigen daheim nur schlechten Trost. Die reformirten Räthe wünschten dringend den Anschluß an Dänemark, der katholische Präsident des Geheimraths aber, Graf Schwarzenberg, rieth zum Anschluß an den Kaiser, und die Kurfürstinnen mit ihrem Anhange wirkten dem entgegen, so daß ein Knäuel von unfruchtbaren und hemmenden Intriguen sich verwickelte. Der Kurfürst, anstatt mittelst eines kräftigen Entschlusses durchzugreifen, ergoß sich in jämmerliche Klagen. „Alle Welt," sagte er, „muß mich für eine feige Memme halten, daß ich so still sitze und mich coujoniren lasse." Und doch konnte er zu keiner That sich ermannen. Er verbot den Berlinern Musik zu machen und Komödie zu

spielen, wodurch Gottes Zorn in diesen traurigen Zeitläuften herabgerufen würde!

Inzwischen rückte Mansfeld in die Kur- und Altmark ein, um Havelberg und Brandenburg zu besetzen, während der dänische General Fuchs in Stendal, Salzwedel und Tangermünde sich einquartierte. Sechs Monate lang hauste diese Schaar mit dem ganzen Troß wilder Weiber und Buben, die sie im Gefolge hatten, wie böse Geister im Lande „mit Gewalt und Unthat, Nothzüchtigen der Weiber, Ausplündern vieler Dörfer und Flecken, Rauben auf den Straßen, Hinwegtreiben des Viehs [1])." Sämmtliches Korn nahmen sie weg, Rinder und Schafe zu vielen Tausenden, und was sie nicht verzehrten, wurde muthwillig verwüstet. Wo irgend eine Stadt oder Dorf den geringsten Widerstand wagte, legten sie Feuer an und mordeten und vertrieben die Einwohner. Bald glich das Land einer Wüste.

Wallenstein hatte während der Zeit den Elbübergang an der Dessauer Brücke befestigt, und als die Mansfelder ihn aus dieser Stellung vertreiben wollten, kam es zur Schlacht, in welcher die Kaiserlichen siegten. Mansfeld zog sich mit dem Reste seiner Truppen in die Marken zurück, brandschatzte und plünderte von Neuem und gewann den Weg nach Schlesien, von wo er sich

1) Schreiben des Kurfürsten vom 26. März 1626 bei Droysen, Preußische Politik III. 1. 47.

nach Ungarn begeben wollte, um den Kaiser in seinen Erblanden zu beunruhigen. Wallenstein folgte ihm langsam, und einen Theil seiner Truppen durch die Mark führend, bat er, ihm für dieselben Proviant zu liefern, den er baar bezahlen wollte. Schwarzenberg beredete den Kurfürsten, die Bezahlung nicht anzunehmen, es wäre ja die Armee des Kaisers, und wenn man hätte zusehen müssen, wie Mansfeld Alles gewaltsam geraubt, so schickte es sich nicht, das Geld des Kaisers zu nehmen. Nun wurde Befehl gegeben, die Wallensteiner aufzunehmen. Der Feldherr und seine Generale sollten überall fürstlich bewirthet, die Schlösser für sie in Bereitschaft gesetzt und mit Tapeten, Himmelbetten und Tafelaufsätzen ausgestattet werden. Wenn der Kurfürst glaubte, sich auf diese Weise den Kaiser geneigt zu machen, so irrte er, man blickte vielmehr in Wien mit größter Verachtung auf den schwachen Fürsten und würdigte seine Bitten, ihm als Lohn für seine Willfährigkeit die Herrschaft Jägerndorf zurückzugeben und die Anwartschaften auf Pommern und Mecklenburg zu bestätigen, nicht einmal einer Antwort. Und doch war der Aufwand, den er hatte machen müssen, ein ungeheurer und für das arme Land geradezu verderblich gewesen. Die Verschwendung, die Wallenstein allein für seine Person trieb, war hinreichend, eine ganze Provinz auszusaugen. Außer seiner eigenen großen Equipage folgten ihm fünfzig Wagen, jeder mit sechs Pferden

bespannt; fünfzig vierspännige Bagagewagen und sechs Karossen für seinen Hofstaat. Fünfzig berittene Bediente führten fünfzig kostbare Leibpferde. Seine Pagen und Diener zählten nach Hunderten. Generale und Obristen lebten auf einem verhältnißmäßig nicht weniger großen Fuße. Den ganzen Sommer des Jahres 1627 währten die Durchzüge der kaiserlichen Truppen, und Wallenstein bezog dann mit Montecuculi und Pappenheim die Winterquartiere in den Marken, und außer den Millionen, welche dieser Aufenthalt an baarem Gelde kostete, war der Schaden, der durch Plünderung und Verwüstung verursacht wurde, unberechenbar.

Georg Wilhelm's vollständige Rathlosigkeit und seinen verächtlichen Kleinmuth kann man aus einem Briefe ersehen, in welchem er am 9. Mai 1626 [1]) auf die Beschwerden der Junker von Lüderitz und Wutenow antwortet, die ihm zu Gemüthe führten, wie er das Land schutzlos dem Feinde Preis gegeben und seine Unterthanen wie Schafe ohne Hirten gelassen habe. Dieser letzte Ausdruck namentlich kränkte ihn gewaltig. Fünfmal wiederholt er denselben in seinem Briefe und legt alle Schuld an dem Unglück des Landes den Ständen zur Last, die niemals Geld hergeben wollten, um es in eine bessere Verfassung zu bringen. Allerdings waren diesen Klagen sehr begründet, denn gänz-

---

[1]) König's Berlin I. 326.

licher Mangel an Thatkraft und vollständiges Verkennen der wahren Sachlage fiel dem Adel ebensowohl als dem Regenten zur Last. Der Kurfürst und die Junkerschaft hatten Beide nicht das Recht, einander Vorwürfe zu machen.

Immer höher schlugen die Wogen des Unglücks über das Land zusammen. Im August 1626 war der König von Dänemark bei Lutter am Barenberge von Tilly geschlagen worden. Ein Theil der versprengten Schaaren warf sich, von dem Sieger verfolgt, in die Mark, und beide Theile sengten, brannten und plünderten was noch übrig war. Damit nicht genug, kehrte auch Wallenstein aus Schlesien zurück. Noch gab es eine Partei im Lande, welche diesen letzten Augenblick ergreifen, dem dänischen Heere Verstärkung zuführen und sich mit den über die Weichsel vordringenden Schweden verbinden wollte, um so eine achtunggebietende protestantische Macht dem Kaiser entgegenzustellen. Allein Schwarzenberg's Rathschläge behielten die Oberhand [1]).

[1]) Derselbe begab sich im Sommer 1628 als Gesandter nach Wien, um einige Schonung der Mark Brandenburg zu erwirken und auf die Rückgabe von Jägerndorf und die endliche Ausgleichung der jülich'schen Streitigkeiten hinzuwirken. Er erlangte nichts von Allem und ließ sich mit Höflichkeiten abspeisen, was so sehr zu des Kaisers Zufriedenheit gereichte, daß dieser dem Grafen beim Abschied erklärte, auch bei künftigen Gelegenheiten werde Schwarzenberg ihm ein willkommener Gesandter sein.

Der Kurfürst, welcher erfahren hatte, daß man in Wien damit umging, die Acht über ihn zu verhängen, fügte sich gehorsam. Er erkannte die Uebertragung der Pfälzischen Kur an Bayern an und befahl allen seinen Vasallen, die bei den Dänen Dienste genommen hatten, sofort zurückzukehren. „Der Kaiser ist doch die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit," sagte Georg Wilhelm, „ich habe nur einen Sohn. Bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, wenn ich mich an den Kaiser halte. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich all meine Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren soll!" Dieser engherzige, bei Fürsten nicht ungewöhnliche Egoismus vertrat bei ihm die Stelle einer staatsmännischen Auffassung der Dinge.

Zwölftes Kapitel.

Die Schweden in Deutschland.

Gustav Adolph, König von Schweden, war durch seine Streitigkeiten mit der Republik Polen veranlaßt worden, an der preußischen Küste zu landen.

Das hatte folgenden Zusammenhang.

Als im Jahre 1586 der König von Polen Stephan Batori kinderlos verstarb, lag es in dem Interresse einer polnischen Partei sowohl, als auch einer Partei des schwedischen Adels, den schwedischen Kronprinzen

Siegismund zum Nachfolger Stephan's zu erwählen. Die Polen hofften auf diese Weise in Liefland und Esthland Erwerbungen zu machen, während die schwedischen-Großen daheim desto freier schalten konnten, wenn ihr König im Auslande residirte. Siegismund wurde erwählt und 1587 in Krakau gekrönt, nachdem sowohl er, als auch sein Vater, König Johann III. von Schweden, gewisse Bedingungen unterschrieben hatten, welche den Plänen der polnischen und der schwedischen Großen gleichmäßig entsprachen. Johann III. starb 1592, und Siegismund war nun zugleich König von Schweden und Polen. Er übertrug bis zu seiner Ankunft in Stockholm die Regierung daselbst seinem Oheim, dem Herzog Karl von Südermannland. Zugleich versprach er die lutherische Confession in Schweden nicht zu beeinträchtigen, obgleich er selbst den katholischen Glauben angenommen hatte und demselben eifrig zugethan war. 1593 begab er sich in Begleitung des päpstlichen Legaten Malaspina nach Schweden, und weil er für die Katholiken Freiheiten und Rechte beanspruchte, die man ihnen nicht gewähren wollte, so kam es bald zu heftigen religiösen Streitigkeiten, doch ging dessenungeachtet die Krönung des Königs vor sich. Derselbe kehrte bald nach Polen zurück und übertrug die Regierungsgewalt dem Herzog Karl und den Ständen gemeinschaftlich, woraus selbstredend sich Eifersucht und heftige Zerwürfnisse ergaben. Diese zu

schlichten, ging Siegismund noch einmal nach Schweden und gerieth mit seinem Oheim in einen Kampf, den er zu keinem entscheidenden Ende zu führen vermochte. Er kehrte nach Warschau zurück und empfing dort die Botschaft des schwedischen Reichsrathes, daß, wenn er nicht binnen sechs Monaten seinen Sohn Wladislaus nach Stockholm schickte, damit derselbe dort lutherisch erzogen würde, sein Haus auf ewige Zeiten der schwedischen Krone verlustig sein sollte. Siegismund erfüllte diese Forderungen nicht, und nach vielfachen Unterhandlungen, Unruhen und Kämpfen sprach man die Absetzung des Königs aus, und der Herzog von Südermannland bestieg als Karl IX. den Thron.

Der Krieg, in den er zur Behauptung seiner Krone mit Polen gerathen war, dauerte noch fort, als der neue König 1611 mit Tode abging, und sein damals erst sechzehn Jahre alter Sohn und Nachfolger Gustav Adolph hatte diese Kämpfe weiterzuführen. Mehrfach unterbrochen, entbrannten die Feindseligkeiten stets von Neuem, und der junge König beschloß, durch einen von der preußischen Grenze aus zu unternehmenden Angriff der Sache eine entscheidende Wendung zu geben.

Am 26. Juni 1626 erschien er mit seiner Flotte vor Pillau.

Diese Stadt gehörte zu dem brandenburgischen Lehen, und Georg Wilhelm hatte auch einige Vertheidigungsmaßregeln angeordnet, welche aber so saumselig

betrieben wurden, daß die Polen Anlaß zu der Vermuthung hatten, der Kurfürst handle im schwedischen Interesse.

Dieser Argwohn war um so mehr gerechtfertigt, als man allgemein wußte, daß der brandenburgische Hof bereits im vorigen Jahre durch seinen Abgesandten Bellin in London und Paris für das Zustandekommen eines beabsichtigten großen Bündnisses mitgewirkt hatte, welches mit Dänemark und Schweden abgeschlossen werden sollte. Man wollte den Polen, um deren Kräfte zu lähmen, in dem russischen Czaren einen Feind erwecken und denselben zu dem Ende mit der Prinzessin Katharina, der Schwester Georg Wilhelm's und der Königin von Schweden, vermählen. Der ganze Plan zerschlug sich aber wegen der übermäßigen Ansprüche Richelieu's, welcher die oberste Leitung und Entscheidung in die Hände Frankreichs gelegt wissen wollte. So waren die unzweckmäßigen Anstalten Brandenburgs zur Abwehr des Schwedenkönigs allerdings verdächtig. Gustav Adolph bemächtigte sich ohne große Anstrengungen der Stadt und des Hafens von Pillau, nahm Braunsberg und Frauenburg ein, verjagte die Jesuiten, die sich daselbst eingenistet hatten, und schickte ihre Bibliotheken nach Upsala. Dem Kurfürsten wurde Neutralität angeboten, die er jedoch aus Furcht vor dem Kaiser nicht annahm. Nun unterhandelte Gustav Adolph mit den preußischen Ständen, denen der refor-

mirte Kurfürst gerade so verhaßt war, wie die katholischen Polen, und die darum sich zu einer Neutralitätserklärung bewegen ließen. Unaufhaltsam drang der König vorwärts, nahm Elbing und Marienburg ein und hatte binnen vierzehn Tagen fast ganz polnisch Preußen mit Ausnahme von Danzig erobert. Er erklärte sich zum Schirmherrn der protestantischen Kirche und befreite die Lutheraner von allen Beschränkungen, die man polnischer Seits ihnen auferlegt hatte.

Endlich zog der König von Polen mit seinem Heere heran, jedoch kam es zu keiner eigentlichen Schlacht, und es wurde sogar der Versuch zu Friedensunterhandlungen gemacht, welche jedoch erfolglos blieben. Darüber war die gute Jahreszeit zu Ende gegangen, beide Heere bezogen die Winterquartiere, und Gustav Adolph kehrte nach Schweden zurück. Den Kanzler Oxenstierna ernannte er zum Statthalter in Preußen, wo er siebzehn Städte sich unterworfen hatte. Während in den folgenden Jahren der schwedisch-polnische Krieg ohne entscheidende Wendung sich weiter spann, bereiteten sich in Deutschland die wichtigsten Veränderungen vor.

Wallenstein, mit den Ländern der vertriebenen mecklenburgischen Herzöge belehnt und zum Generalissimus des Kaisers zu Land und Meer ernannt, hatte den kühnen Plan gefaßt, den Kaiser, oder sich selbst vielmehr, zum Herrn der Ostsee zu machen und sich zu dem Ende in Besitz der Hafenstädte zu setzen.

Wismar war bereits erobert. Stralsund sollte nachfolgen.

Dänemark und Schweden erkannten die Gefahr, die ihnen von hier aus drohte, und beide verbanden sich zum Schutz der Stadt. Es ist bekannt, daß Wallenstein seiner vermessenen Schwüre ungeachtet die Belagerung aufheben mußte. Stralsund war zuerst von den Dänen besetzt gewesen und hatte dann mit Bewilligung des Königs von Dänemark schwedische Besatzung eingenommen. Wallenstein mußte nun vor allen Dingen darauf bedacht sein, diese beiden nordischen Mächte zu trennen, deren Vereinigung seine stolzen Seeherrschaftspläne vereitelt und ihm den ruhigen Besitz des Herzogthums Mecklenburg unmöglich gemacht hätte. Er suchte deshalb Gustav Adolph's Stellung den Polen gegenüber nach Kräften zu erschweren und sandte dem Polenkönige den Feldmarschall Arnim mit einem kaiserlichen Corps zu Hilfe. Mit Dänemark aber bewog er den Kaiser Frieden zu schließen.

Auf dem Congreß, der zu diesem Zwecke im Anfang des Jahres 1629 in Lübeck zusammentrat, begehrte auch Gustav Adolph seine Stimme abzugeben, wohl wissend, daß diese ganzen Machinationen hauptsächlich gegen ihn gerichtet wären, allein es gelang ihm nicht, seinen Gesandten Zutritt zu verschaffen, vielmehr wies man dieselben mit offenbarem Hohne zurück, denn gerade Dänemark von Schweden fern zu halten war die Absicht,

und deshalb erreichten die Dänen auch äußerst günstige Bedingungen. König Christian erhielt alle ihm abgenommenen Landestheile zurück, wogegen er feierlich geloben mußte, sich jeder Einmischung in die deutschen Reichsangelegenheiten zu enthalten und die Herzoge von Mecklenburg, die er selbst in's Verderben gezogen hatte, ihrem Schicksal zu überlassen. Des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, wegen dessen ursprünglich der ganze dänische Krieg in's Leben gerufen worden, geschah nicht einmal Erwähnung.

Noch ehe auf Grund dieser Bedingungen der Lübecker Friede am 12./22. Mai 1629 unterzeichnet war, hatte der Kaiser, in der Gewißheit, daß er von dänischer Seite nun Nichts mehr zu fürchten hätte, sich stark genug gefühlt, um durch einen Federstrich die Protestanten niederwerfen zu können, deren Länder er bis jetzt in elfjährigem Krige verwüstet hatte. Am 6. März 1629 (neuen Stils) erließ er das berüchtigte Restitutionsedikt, welches verordnete, daß bei Strafe der Reichsacht 1) alle mittelbaren, seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter zurückgegeben, 2) alle unmittelbaren, gegen den geistlichen Vorbehalt eingezogenen Stifter wieder mit katholischen Prälaten besetzt werden, 3) die katholischen Fürsten und Stände das Recht haben sollten, ihre Unterthanen zum Katholicismus zurück zu zwingen oder aus dem Lande zu treiben, 4) der Religionsfrieden sich nur auf die Katholiken und die

Bekenner der augsburgischen Confession erstrecken sollte, die Reformirten also davon ausgeschlossen blieben.

Das war im höchsten Maße, was wir heut zu Tage einen Staatsstreich nennen, und Wallenstein begann alsbald denselben thatsächlich in's Leben treten zu lassen. Den Anfang machte man, recht zum Hohne der Confessionsverwandten, mit der Stadt Augsburg, wo die Protestanten vertrieben und den Katholiken sämmtliche Kirchen zurückgegeben wurden. Auch viele andere Städte, namentlich in Süddeutschland, kamen an die Reihe. Magdeburg allein widersetzte sich und wurde eine Zeitlang ohne Erfolg belagert, dafür mußte das Bisthum Halberstadt desto schwerer büßen. Fast am schlimmsten aber wäre Brandenburg bei der Durchführung der Gewaltmaßregel bedroht gewesen, denn wenn man den Kurfürsten gezwungen hätte, die Bisthümer Lebus, Havelberg und Brandenburg zu restituiren und außerdem noch das Anrecht auf das Magdeburger Land aufzugeben, welches Oesterreich einem seiner Erzherzoge zuwenden wollte, so wären die schon schlecht genug bestellten Finanzen vollständig zerstört worden, und mit der Macht des kurfürstlichen Hauses hätte es ein Ende gehabt. Aehnliche Gefahr drohte in größerem oder geringerem Maße allen anderen protestantischen Fürsten, und sie fingen an zu begreifen, daß der Schwedenkönig allein es war, von dem sie Rettung zu hoffen hätten. Deshalb nun mußten sie vor allen

Dingen wünschen, den polnischen Krieg beendet zu sehen, damit Gustav Adolph für die deutschen Angelegenheiten freie Hand bekäme. Der König von England hatte dasselbe Interesse, weil sein Schwiegersohn mit schwedischer Hilfe in die Pfalz wieder eingesetzt werden konnte, und auch Frankreich wünschte dringend, daß der anschwellenden österreichisch-spanischen Macht ein kräftiger Damm entgegengesetzt würde.

Richelieu befahl deshalb seinem Gesandten Charassé, welcher Frankreich auf dem Lübecker Congreß vertreten hatte, sich nunmehr nach Preußen zu begeben, um dort den Frieden zu vermitteln. Auch von englischer Seite erschien ein Gesandter bei Gustav Adolph, und nach vielfachen sehr förmlichen Unterhandlungen brachte man wirklich am 6. September 1629 einen Waffenstillstand auf sechs Jahre zwischen Polen und Schweden zu Stande.

Brandenburg wurde dabei merkwürdiger Weise zu einer Art von Vermittlerrolle zugelassen, zu welcher weder die machtlose Lage des Kurfürsten, noch die Lehnsabhängigkeit gegen Polen zu berechtigen schien [1]). Der Kurfürst Georg Wilhelm sollte nämlich einige von den Schweden eroberten Plätze in Verwahrung nehmen und denselben dagegen „zu größerer Festigkeit des Vertrages" Memel, Pillau, Fischhausen und Lochstädt

[1]) Droysen, preußische Politik III. 1. 75.

überlassen. Bald nach Abschluß dieses Vertrages kam der Kurfürst mit dem Könige von Schweden persönlich in Fischhausen zusammen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er sich damals zu einem Bündniß mit Gustav Adolph hätte bewegen lassen, wenn nicht Schwarzenberg dem schwachen Fürsten so große Furcht vor dem Zorne des Kaisers einzuflößen verstanden hätte, daß es bei der alten schwankenden Unentschiedenheit sein Bewenden behielt.

Inzwischen wurde der Ruf nach Frieden durch ganz Deutschland von allen Seiten immer lauter. Auch die Katholiken begannen einzusehen, daß der Krieg ihnen Nichts einbrächte, als den Ruin ihrer Länder, und daß ein endlicher Sieg des Kaisers dazu führen müßte, dem Hause Oesterreich die absolute Gewalt in die Hände zu geben und die Freiheit sämmtlicher deutschen Fürsten zu unterdrücken. Die Kurfürsten von der Pfalz und von Trier, der Herzog von Jägerndorf, der Administrator von Halberstadt und so viele andere, die ihrer Länder beraubt umherirrten, standen als warnende Beispiele da, an denen auch die Mitglieder der katholischen Liga abnehmen konnten, was ihnen selbst in Zukunft bevorstände, und so waren sie es, die auf dem Convent zu Regensburg den Kaiser nöthigten, seinen Feldherrn Wallenstein und einen Theil des Heeres zu entlassen, dessen Bedrückungen für alle Theile unerträglich geworden. Seit die Evangelischen in dem Fürstencollegium in der Minderzahl waren, hatten die katho-

lischen Fürsten es in der Hand gehabt, durch ihre Majoritätsbeschlüsse die Unterdrückung der Ketzer und alle ihnen gutdünkenden Maßregeln durchzusetzen. Der gewaltige Kriegsmann, der in des Kaisers Namen und Interesse eine Macht übte, gegen welche die Liga nicht aufkommen konnte, war ihnen im Wege, und der Kaiser, dem damals vor allen Dingen daran gelegen war, die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger im Reiche durchzusetzen, gab nach, und Wallenstein wurde von ihm, freilich mit schwerem Herzen, entlassen. Derselbe zog sich in seine Fürstenburg nach Prag zurück, wo er umgeben von mehr als kaiserlicher Pracht in stummer Ruhe des Augenblicks harrte, wo man seiner wieder bedürfen würde. Der Kaiser nahm den liguistischen General Tilly in Dienste, konnte aber trotz seiner Nachgiebigkeit für jetzt die Wahl des jungen Ferdinand dennoch nicht durchsetzen, weil die erschienenen Kurfürsten sich des Vorwandes bedienten, daß sie in Abwesenheit von Brandenburg und Sachsen, die sich nicht in Person eingefunden hatten, ein so wichtiges Geschäft nicht vollziehen könnten.

Den Evangelischen war inzwischen klar geworden, daß ihnen die Rettung nur von außerhalb kommen könnte. Ihre eignen Fürsten waren nicht dazu angethan, das Befreiungswerk in die Hand zu nehmen. Friedrich von der Pfalz konnte sein eignes Land nicht zurückgewinnen, Johann Georg von Sachsen hatte von

seinem engherzigen lutherischen Standpunkte aus stets zum Kaiser gehalten und nur seinen persönlichen Vortheil, sei es auch mit Unterdrückung der reformirten Glaubensgenossen, im Auge gehabt. Georg Wilhelm vermochte noch weniger Vertrauen einzuflößen und wurde überdies wie ein willenloses Werkzeug in den Händen seines katholischen Ministers angesehen. Auch hätten seine erschöpften und verwüsteten Länder selbst unter geeigneter Führung kaum die Kraft gehabt, ein Heer auf die Beine zu bringen und dem Kaiser gegenüberzustellen. Die Noth und Gefahr der Rathlosen hatte ihren Gipfel erreicht, — da erschien der schwedische Erretter.

An der äußersten Spitze der Küste von Usedom, gegenüber der kleinen Insel Rüden, landete Gustav Adolph am 24. Juni 1630 a. St. Er hatte seine Armee auf flachen Booten übergeführt, deren jedes zweihundert Mann und zwei Feldstücke trug. Als der König an's Land stieg, entlud ein Gewitter sich über seinem Haupte. Knieend dankte er Gott für die glückliche Ueberfahrt. Es war gerade das Johannisfest und merkwürdiger Weise derselbe Tag, an welchem vor hundert Jahren die Protestanten ihr Glaubensbekenntniß an Kaiser und Reich übergeben hatten. Unendlicher Jubel begrüßte den Helden bei seinem Erscheinen, und doppelt groß mußte er in den Augen der bedrängten Evangelischen erscheinen, nicht nur als der Retter und

Erlöser, zu dem sie aufblickten aus ihrem Jammer und ihrer Schmach, sondern auch im Vergleich mit den Persönlichkeiten der andern Fürsten, deren keiner ihm ebenbürtig war.

Gustav Adolph's edle, rein menschliche und männliche Erscheinung schwebt den meisten von uns seit unsrer Kinderzeit in einer Gestalt vor, die seinem wirklichen Wesen durchaus nicht entspricht. Der schwedische Hofgeschichtsschreiber Chemnitz trägt hiervon ursprünglich die Schuld [1]). Er zuerst hat ein Zwitterding aus einem Kreuzritter und einem preußischen Feldpropst aus ihm gemacht, einen Schwärmer, der aus reinem Glaubenseifer den Protestanten in Deutschland Hilfe bringen wollte und der, wenn der Tod ihn nicht vor der Vollendung seiner heiligen Sendung ereilt hätte, den evangelischen Kurfürsten ihre Länder auf's Beste wieder in Stand gesetzt haben würde, um sich alsdann, reichlichen Lohn findend in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht, in seine eisigen Regionen zurückzuziehen, wie er gekommen.

Die Wahrheit ist hiervon weit verschieden.

Gustav Adolph war ein durchaus gesunder, tüchtiger und thatkräftiger Charakter, seiner Ziele und Zwecke sich stets mit Klarheit bewußt und den eignen und seines Landes Vortheil nie aus den Augen lassend.

---

[1]) Gfrörer, Gustav Adolph 706.

Dabei voll Lebenslust und heitren Humors, in welchem das berechtigte Gefühl der Ueberlegenheit über die meisten seiner Zeitgenossen sich abspiegelte. Persönlicher Muth und Tapferkeit waren ihm angeboren. Schon als Kind gab er Beweise davon. Einst warnte man den königlichen Knaben, nicht in das Gebüsch zu gehen, dort wären große giftige Schlangen. Da erwiederte er: „Gebt mir einen Stock, ich werde sie todtschlagen."

Zum Jüngling herangereift, nimmt er mit gleicher Kampfesfreudigkeit das Schwert zur Hand, um daheim oder auswärts einen Feind abzuwehren oder ein gefährdetes Recht zu schützen, doch mag er weder sich selbst noch Anderen bekennen, daß Krieg und Kampf das eigentliche Element ist, in dem er sich wohl fühlt. Deshalb seine stets wiederkehrenden weitläufigen Versicherungen, wie er so gern in Frieden bliebe, wenn die bösen Nachbarn es nur zulassen wollten, und wie er so viel lieber zu Hause bei seiner Gemahlin säße als im Kriegszelt. Und wirklich ergreift ihn im Augenblick des Scheidens gewaltsamer Trennungsschmerz, und bange Todesahnungen erfüllen seine Seele. Als er, die dreijährige Prinzessin Christine auf dem Arme, sein Kind der Treue des versammelten Reichsraths empfiehlt, da fließen seine Augen von Thränen über. Doch die weiche Stimmung entflieht vor dem Gedanken an die Großthaten, die zu vollbringen er beschlossen hat, und

sobald er sein Roß bestiegen, ist er mit Leib und Seele Feldherr und König.

Die Frömmigkeit und das Gottvertrauen, welche einen Grundzug seines Wesens ausmachen, sind von Kopfhängerei und Puritanismus weit entfernt. In seiner klaren ruhigen Ueberzeugung erinnert er an die edelsten Gestalten aus der Reformationszeit, in deren unverfinstertem Gemüthe für harmlosen Scherz und heiteren Lebensgenuß noch Raum blieb. Wein, Weib und Gesang hat er stets geliebt, und wenn seine Thronerbin einen Bruder hatte, in dessen Wappen der linke Querbalken zu sehen war, so möge, wer sich frei von Sünde weiß, dafür den ersten Stein gegen ihn aufheben.

Was Gustav Adolph veranlaßt hat, seinen Kriegszug nach Deutschland zu unternehmen, darüber hat er sich selbst in seiner an den schwedischen Reichsrath gehaltenen Abschiedsrede, so wie in dem nach seiner Landung an der pommerschen Küste erlassenen Manifeste in einer Weise ausgesprochen, welche vollkommen mit des Königs Charakter und mit den politischen Verhältnissen übereinstimmt, so daß kein Grund vorhanden ist, ihm andere Beweggründe unterzulegen. Mit dem über alle Berechnung hinausgehendem Erfolge seiner Waffen erweiterten sich alsdann auch des Königs Pläne und Absichten. Beim Beginn des Unternehmens aber

war es die durch den Kaiser und Wallenstein bedrohte Oberherrschaft über die Ostsee, welche für Schweden den Besitz der pommerschen Häfen fast zur Nothwendigkeit machte, zumal Pommern zugleich eine Basis hergab, von wo aus die Kriege gegen Polen mit besserem Erfolge geführt werden konnten. Der Kaiser hatte ihn außerdem durch die schnöde Abweisung der schwedischen Gesandten in Lübeck und durch die dem König Siegesmund gesandte Kriegshilfe schon beleidigt, und wenn derselbe Kaiser zugleich der Feind und Unterdrücker der protestantischen Glaubensgenossen des Schwedenkönigs war, so hätte das Zusammentreffen dieser Umstände auch einen weniger hochherzigen und kriegslustigen Fürsten als Gustav Adolph zu den Waffen greifen lassen.

Der König war in jeder Art und Weise wohlberechtigt, zu erklären, daß er den Krieg nur zur Sicherung seiner Rechte und zum Wohle der Mitmenschen unternommen hätte. Wenn der Glanz seiner Heldenthaten ihn in den Augen der protestantischen Bevölkerung sehr bald mit einer Glorie umgab, deren Strahlen noch heute bei Nennung seines Namens aufleuchten, so ist das nur die wohlverdiente Ehre dafür, daß Gustav Adolph als der rechte Mann zur rechten Zeit erschien, mit feuriger und doch besonnener Begeisterung an sein Werk ging und voll freudigen Heldenmuthes sein Leben der Sache opferte, der er sich geweiht hatte.

Pommern war von dem talentvollen, aber zugleich im höchsten Maße grausamen und habgierigen Wallenstein'schen General Torquato Conti besetzt. Gustav Adolph verjagte denselben, ohne dadurch dem Lande wesentliche Erleichterung zu schaffen. Die abziehenden kaiserlichen Truppen hausten wie wilde Thiere wohin sie kamen, plünderten und verbrannten die Städte, ermordeten Männer und Weiber und warfen die Kinder in die Flammen, die aus den zerstörten Wohnungen aufloderten. Junge Mädchen wurden zu Hunderten fortgeschleppt, um im Troß des Heeres eine Beute zügelloser Soldatenrohheit zu werden. Der alte schwache Herzog Bogislaus XIV. konnte gar nicht begreifen, womit er es verdient hätte, daß seine Beschützer, die Kaiserlichen, und seine Befreier, die Schweden, das Land um die Wette verdarben und auszehrten, denn die Schweden, trotz aller guten und strengen Mannszucht, die der König aufrecht hielt, und trotz ihrer Morgen- und Abendandachten, wollten doch auch leben, und mit dem Gelde war es bei Gustav Adolph ziemlich schlecht bestellt, weil die Summen, die er für seine Kriegszwecke hatte flüssig machen wollen, höchst unregelmäßig einliefen.

Der alte Pommerherzog sollte sich nun erklären, ob er der Schweden Freund oder Feind sein wollte, und wie gern er auch neutral geblieben wäre, um bis an das Ende seiner Tage „sein Bierchen in Ruhe zu

trinken," mußte er sich dennoch zuletzt ergeben, und mit schwerem Herzen und in fast komischer Verzweiflung ließ er seine Hauptstadt und seine Festungen von den Schweden besetzen (20. Juli 1630).

Bis die Kaiserlichen aus allen Plätzen, die sie noch inne hatten, vertrieben werden konnten, kam der Winter heran, und die Stadt Garz, in deren Nähe Conti sich zuletzt verschanzt hatte, fiel erst zu Weihnachten in die Hände der Schweden, nachdem der abziehende General dieselbe in einen Trümmerhaufen verwandelt hatte. Conti, dem der Kurfürst Georg Wilhelm auf Schwarzenberg's Anrathen den Durchzug durch Küstrin gestattete, nahm mit seinem geschlagenen Heere in Frankfurt a./O. und in Landsberg Quartiere und setzte überall in der Mark seine kannibalischen Grausamkeiten in so abscheuerregender Weise fort, daß der General Graf Schaumburg dem Kaiser erklärte, nicht länger dienen zu wollen, wenn dem Unwesen nicht gesteuert werde.

Gustav Adolph hatte ohne alle Bundesgenossen seine Unternehmung begonnen. Die deutschen Fürsten hielten sich scheu zurück, und der Landgraf von Hessen, welcher zuerst sich den Schweden näherte, war selbst in so bedrängter Lage und von allen Hilfsmitteln entblößt, daß seine Anerbietungen für den Augenblick dem Könige mehr zur Belästigung als zur Unterstützung gereichten.

Gustav Adolph hatte indessen mit Frankreich, dem Hauptfeinde der österreichisch-spanischen Macht, Unter-

handlungen angeknüpft, und es kam im Januar 1631 zu Bärwalde in der Neumark ein Vertrag zu Stande, durch welchen Richelieu sich verpflichtete, 40,000 Thaler jährliche Subsidien an Schweden zu zahlen. Die deutschen Protestanten konnten noch immer zu keinem Entschlusse kommen. Ihre Furcht vor dem Kaiser war größer als ihr Zutrauen auf die Macht und die Uneigennützigkeit Gustav Adolph's, dessen bisherige Laufbahn allerdings noch nicht die ganze Größe seiner Persönlichkeit und seines Feldherrntalents offenbart hatte. Im Februar 1631 kamen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg mit einer Anzahl anderer Fürsten und Stände in Leipzig zusammen und beschlossen auf dem Convente daselbst die Bildung einer Art von bewaffneter Neutralität, wodurch sie weder bei dem Kaiser noch bei den Schweden Anstoß zu erregen hofften, allein, wie immer in solchen Fällen zu geschehen pflegt, es mit beiden Theilen gründlich verdarben. Gustav Adolph hatte in Pommern gezeigt, daß er sich auf Neutralitäten nicht einlasse. Seine Absicht war, die Kaiserlichen aus der Mark zu vertreiben und Magdeburg zu entsetzen, welches von Tilly belagert wurde, weil die Stadt dem Leipziger Convent beigetreten war und nach Wiederaufnahme des vertriebenen Administrators Christian Wilhelm sich weigerte, den erzbischöflichen Stuhl dem kaiserlichen Prinzen Leopold einzuräumen, welcher daselbst das Restitutionsedikt durchführen wollte.

Gustav Adolph erschien vor Frankfurt, nahm die Stadt mit Sturm (13. April 1631) und ließ die kaiserliche Besatzung bis auf den letzten Mann niederhauen, zur blutigen Vergeltung der Grausamkeit, welche Tilly an schwedischen Truppen in Neubrandenburg verübt hatte. Frankfurt wurde geplündert, und die siegreichen Schweden ließen sich zu solchen Ausschweifungen fortreißen, daß Gustav Adolph's persönliches Einschreiten sie kaum zu zügeln vermochte.

Bevor der König zur Befreiung Magdeburgs weiter rücken konnte, war es für ihn durchaus nothwendig, sich auf den Fall, daß sein Unternehmen mißlang, einiger festen Plätze im Rücken zu versichern, und er forderte deshalb seinen Schwager Georg Wilhelm auf, ihm Küstrin und Spandau einzuräumen. Das war allerdings eine harte Zumuthung an den Kurfürsten, um so mehr, als dieser unglückliche Fürst ausschließlich von einem einzigen Gedanken, und noch dazu von einem falschen, erfüllt war, nämlich von dem Wunsche, neutral zu bleiben. Deshalb hatte er schon, als Gustav Adolph noch in Pommern war, einen Gesandten an denselben geschickt, um die Anerkennung der brandenburgischen Neutralität auszuwirken. Der König hörte mit spöttischem Lächeln diese unklugen Bitten an. „Ich hätte nicht erwartet," so lautete seine Antwort, „daß Seine Liebden sich vor dem Kriege so sehr entsetzen, daß Sie sich darüber stillsitzend um all das Ihrige bringen lassen

würden. — — Ich kann nicht wieder zurück. Jacta est alea, transivimus Rubiconem! — Ich suche bei diesem Werke nicht meinen Vortheil, auch gar keinen Gewinn, als Sicherheit meines Reiches, sonst habe ich Nichts davon als Unkosten, Mühe, Arbeit und Gefahr an Leib und Leben. — — Für den Kurfürsten wäre es nunmehr Zeit, die Augen aufzumachen und sich etwas von den guten Tagen abzubrechen, damit Seine Liebden in seinem eignen Lande nicht länger der Statthalter eines kaiserlichen Dieners sein möge. Qui se fait brébis, le loup le mange! Was wollt Ihr sonst machen? Das sage ich Euch klar heraus, ich will von keiner Neutralität Nichts wissen noch hören. Seine Liebden muß Freund oder Feind sein, wenn ich an ihre Grenzen komme, muß sie sich kalt oder warm erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Will Seine Liebden es mit Gott halten, wohl, so trete sie zu mir, will sie aber lieber mit dem Teufel halten, so muß sie fürwahr mit mir fechten, tertium non datur, des seid gewiß!" So hatte Gustav Adolph den Gesandten geantwortet. Zu seinen Umgebungen aber sagte er: „Wenn der Kurfürst nicht mein Schwager wäre, ich würde ihn davon jagen, daß er mit dem Stecken im Lande umherziehen müßte."

Georg Wilhelm blieb dessen ungeachtet bei seiner schwankenden Unentschlossenheit und hoffte immer noch neutral bleiben zu können. Wie ernst es ihm damit

wäre, wollte er dem Könige beweisen, indem er sich zwar nicht mit Thaten, aber doch mit den Worten eines Manifestes auch gegen die seinem Lande von den Kaiserlichen zugefügten Bedrückungen vernehmen ließ und den Unterthanen befahl, die Soldaten, die „ganz gegen den Willen ihrer Officiere" Plünderung und Mord verübten, gefangen zu nehmen und, wenn sie sich widersetzten, auch todt zu schlagen! —

Natürlich machte das auf Gustav Adolph keinen Eindruck. Nachdem er am 16. April die Kaiserlichen aus Prenzlau verjagt hatte, zog er mit tausend Reitern und vier Geschützen auf Berlin los, um den Kurfürsten zu einem endlichen Entschluß zu bringen. In Köpnik machte er Halt. Auf dem Wege zwischen dieser Stadt und der Hauptstadt kam ihm am 3. Mai Georg Wilhelm mit seinem ganzen Hofstaate, den beiden Kurfürstinnen und einem großen Gefolge entgegen, dessen prachtvoller Aufzug dem Jammer des erschöpften Landes Hohn zu sprechen schien. Der schwedische König empfing ihn in einfachem Reiteranzuge und forderte eine bestimmte Erklärung wegen Einräumung der beiden Festungen. Des Kurfürsten ausweichende Antworten und Bitten hatten keinen andern Erfolg, als daß ihm eine halbe Stunde Zeit gewährt wurde, um sich mit seinem Grafen Schwarzenberg zu besprechen, während dessen der König bei den Damen blieb. Nach Ablauf der Frist wurde als Resultat der Schwarzenbergischen Rathschläge die

Bitte vorgetragen, Gustav Adolph möge übermorgen nach Berlin kommen, wo man sich dann über Alles verständigen werde. Der König erklärte sich einverstanden, und Georg Wilhelm, froh über den erlangten Aufschub, begab sich in seine Hauptstadt zurück. Allein Gustav Adolph, wohl einsehend, daß man nur darauf ausging, Zeit zu gewinnen, während jede Stunde den Fall Magdeburgs herbeiführen konnte, folgte mit seinen Reitern dem Kurfürsten, gelangte spät Abends an die Thore von Berlin, erzwang sich Einlaß und besetzte während der Nacht das Schloß. Nun endlich gab der Kurfürst nach, doch gelang es dem Grafen Schwarzenberg, noch soviel zu bewirken, daß der Schwedenkönig sich mit der Festung Spandau begnügte, die er besetzte und nach Erledigung der Magdeburger Angelegenheit zurückzugeben versprach, während er auf die verlangte Einräumung von Küstrin verzichtete. Nun hätte der König sich nach Magdeburg begeben können [1]), wenn nicht der verblendete Kurfürst von Sachsen eine neue Verzögerung veranlaßt hätte, indem er den Schweden bei Wittenberg den Uebergang über die Elbe nicht

[1]) Wunderbar bleibt es immer, daß Gustav Adolph nicht auf dem ihm freistehenden Wege über Potsdam und Brandenburg geradeaus nach Magdeburg ging, und Gfrörer (Gustav Adolph p. 862) mag so unrecht nicht haben, wenn er behauptet, der König wollte die Gefahr Magdeburgs als ein Zwangsmittel brauchen, um den Kurfürsten von Sachsen zu einem Bündniß zu nöthigen.

verstatten wollte. Während Gustav Adolph noch von Potsdam aus deshalb unterhandelte, ereilte ihn schon die Nachricht, daß Magdeburg am 10. Mai erstürmt worden. Sein ganzer Feldzugsplan mußte darnach sich ändern.

Die Zerstörung Magdeburgs und die Gräuelthaten, welche Tilly's und Pappenheim's Schaaren daselbst verübten, werden gewöhnlich als etwas besonders Schreckliches in dieser schrecklichen Zeit hervorgehoben. Aber es war hauptsächlich die große Zahl der Opfer, welche diese Schandthat von hunderten und tausenden ähnlicher Abscheulichkeiten unterschied. Das Kriegshandwerk war überall in Deutschland zu einem Räuberhandwerk ausgeartet. Die Soldateska betrachtete sich wie auf einem Jagdzuge begriffen. Bürger und Bauern mit ihrem Hab' und Gut waren das Wild, das man zu seiner Ergötzlichkeit hetzte und erlegte. — In dem Bericht, welchen Pappenheim über die Erstürmung von Magdeburg nach Hofe sandte, erklärt er, daß er bei diesem Siege nichts Anderes bedauere, „als daß wir Eure kaiserliche Majestät und deren Frauen nicht selbst zu Zuschauern gehabt." Das war also ein Schauspiel für Damen! Alles Menschliche ging dabei zu Grunde, und wo hier und da noch in vereinzelten Fällen das bessere Gefühl hervorleuchtet, ist es dennoch getrübt durch den Pesthauch der Entsittlichung, der sich über die ganze Zeit gelagert hat.

In der bekannten Erzählung des Geistlichen, welcher während der Belagerung von Magdeburg geplündert, verwundet und mit Weib und Kind aus dem Hause gejagt wird, erscheint ein menschenfreundlicher kaiserlicher Hauptmann, der durch die ausdauernde Unterstützung, mit welcher er die bedrängte Familie mitten unter dem wildesten Lärm des Kriegsgetümmels aus der Stadt in's Lager geleitet, uns mit Liebe und Hochachtung für seine Person erfüllt; aber auch er entläßt die arme, an den Bettelstab gebrachte Familie nicht eher, als bis der unglückliche Prediger noch einmal sich unter die Trümmer seiner Vaterstadt zurückbegeben hat, um aus heimlichem Verstecke die letzten Kleinodien der Seinen zusammenzusuchen, die er seinem Erretter als Lösegeld geben muß. Vielleicht hätten die Kameraden mit einem Officiere, der Gefangene ohne Lösegeld entlassen, nicht weiter dienen wollen, die Begriffe von Standesehre wechseln mit den Zeiten. Käuflich und bestechlich war damals Alles, vom Fürsten bis herab zum Reitknecht; der Oberfeldherr so gut wie der Minister, und wie der Landsknecht vom Freunde zum Feinde ging für wenige Thaler Handgeld, so verkauften die Kurfürsten ihre Stimmen, wenn es galt einen Kaiser zu wählen. Jeder eilte dahin, wo gerade Etwas zu verdienen war. So der Feldmarschall Arnim von Brandenburg zu den Schweden, von den Schweden zu den Polen, dann zum Kurfürsten von Sachsen, zum

Kaiser, — oft beiden feindlichen Theilen zu gleicher Zeit dienend. Die Welt war ein blutiger Markt geworden für den Haufen der Kriegsknechte. Mit dem Rechte ging auch das Rechtsgefühl verloren, und in dem wilden Jammer des endlosen Krieges wurden die moralischen Begriffe verwirrt. Die ganze Welt schien sich mit einem Schlamm zu bedecken, aus dem erst in ferner Zukunft die gedeihliche Saat entkeimen sollte.

Als Magdeburg gefallen war, bestand Georg Wilhelm auf der Erfüllung des Versprechens, daß ihm Spandau zurückgegeben würde. Gustav Adolph, um sich keines offenbaren Wortbruches schuldig zu machen, erfüllte zwar diese Forderung, ließ aber sofort Truppen gegen Berlin anrücken und richtete seine Kanonen auf das kurfürstliche Schloß. In tödtlichster Angst schickte der Kurfürst seine Gemahlin und seine Schwiegermutter als Fürbitterin zum Könige (11./21. Juni 1631), und dieser erzwang nun den Abschluß eines förmlichen Bündnisses zwischen Brandenburg und Schweden, vermöge dessen Spandau dem Könige für die ganze Dauer des Krieges eingeräumt und ihm beliebiger Durchzug durch Küstrin gestattet wurde, dessen Commandant nebst der Besatzung dem Schwedenkönige den Eid der Treue leisten und sich erforderlichen Falls unter dessen Befehle stellen sollte. Der Kurfürst versprach, die Truppen zu verproviantiren und außerdem monatlich 30,000 Thaler zu zahlen.

Um diese harten Bedingungen einigermaßen annehmbar zu machen, stellte der König die Verlobung des zehnjährigen Kurprinzen Friedrich Wilhelm mit seiner vierjährigen Tochter Christine in Aussicht.

Mit großen Festlichkeiten wurde die glückliche Beendigung des Streits gefeiert. Gustav Adolph ließ am andern Morgen Freudenschüsse abfeuern. Da man aber vergessen hatte, die Stücke umzudrehen und die Kugeln herauszunehmen, so wurden den Berlinern viele Dächer ihrer Häuser zusammengeschossen.

Gustav Adolph verschanzte sich nunmehr bei Werben an der Elbe, um hier in sicherer Stellung den Augenblick abzuwarten, der zur Ausführung eines entscheidenden Schlages sich günstig zeigen würde. Nur auf kurze Zeit verließ er sein Lager, um, nachdem Pommern und Mecklenburg fast gänzlich von den kaiserlichen Truppen geräumt worden, die vertriebenen mecklenburgischen Herzöge unter großem Jubel der Bevölkerung in ihre Länder wieder einzuführen.

Inzwischen wollte Tilly, der sich in der erschöpften Umgegend von Magdeburg nicht zu halten vermochte, mit seiner Armee nach Sachsen ziehen, ohne auf die Neutralität des leipziger Bundes Rücksicht zu nehmen. Die Verwüstung seines Landes und die Grausamkeiten des Tilly'schen Heeres brachten denn auch den Kurfürsten Johann George aus seiner Ruhe. In Todesangst gab er sich und sein Kurfürstenthum, damals drei Mal größer

als das jetzige Königreich Sachsen, bedingungslos in den Schutz der Schweden. Gustav Adolph vereinigte sofort die sächsischen Truppen mit den seinigen und entschloß sich, nicht ohne schwere Bedenken, die von Tilly ihm angebotene Schlacht bei Breitenfeld, in der Nähe von Leipzig, anzunehmen. „Denn werde ich geschlagen, so möchten dem Sachsen und dem Brandenburger die Kurhüte gewaltig wackeln!" Der 7./17. September war der Tag der Entscheidung. Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg hatte seine Person schon vor dem Ausbruch der Schlacht in Sicherheit gebracht und war nach Berlin zurückgekehrt. Die Sachsen ergriffen gleich beim Anfang des Treffens die Flucht, und ihr Kurfürst (der Merseburger Bierjörgel) jagte so geschwind davon, daß er den Hut vom Kopfe verlor [1]). Erst in Eilenburg hielt er an, um sich mit einem Glase seines Lieblingstrankes zu stärken. Die Schweden drangen unterdessen siegreich vor, nahmen den größten Theil der

[1]) Trinken und Jagen bildete die Hauptthätigkeit dieses frommen lutherischen Fürsten. Der Kurfürst und seine Räthe mußten fast täglich von der Tafel weggetragen werden, wenn sie nicht schon vorher unter dem Tische lagen. Graf Schwarzenberg, der öfter in Geschäften nach Dresden geschickt wurde, schreibt: Ich fürchte, daß ich bei Sr. kurfürstlichen Durchlaucht wohl zehn Jahre von meinem Leben habe absaufen müssen. — Die Jagdpassion war ebenso unmäßig. 113,629 Stück Wild hat er während seiner 42jährigen Regierung erlegt. Vehse, Sachsen III. 140.



feindlichen Geschütze weg und beschossen die Kaiserlichen mit deren eigenen Kanonen. Pappenheim und der zweiundsiebzigjährige Tilly, dem ein feindlicher Rittmeister schon mehrere Schläge mit dem Pistolengriff auf den Kopf versetzt hatte, entkamen mit genauer Noth durch die Flucht. Der größte Theil ihres Heeres war vernichtet.

Siebentausend Kaiserliche blieben auf dem Schlachtfelde. Unter den eroberten Kanonen befanden sich auch viele sächsische, brandenburgische und braunschweigische, welche die Kaiserlichen bei ihren Raubzügen durch diese verbündeten Länder ohne Weiteres mitgenommen hatten.

Die Folgen des Sieges waren unermeßlich. Alles, was der Kaiser durch einen zwölfjährigen Krieg errungen hatte, schien durch diesen Einen Schlag verloren, und die Protestanten, bisher eine haltlose, in sich zerfahrene und zerfallende Masse, sammelten sich um einen festen Mittelpunkt. Gustav Adolph erschien wie ein höheres Wesen, aus fernen Welten herübergekommen, um die nie gehoffte Erlösung zu bringen. An seiner edlen Persönlichkeit hafteten die Augen des Volkes wie an dem Hoffnungsfelsen, der feststand in der allgemeinen, Alles verschlingenden Sündfluth. Vom Fürsten bis zum ärmsten Bauer rühmte und liebte ihn ein Jeder. Im ganzen protestantischen Deutschland gab es kein Haus und keine Hütte, wo nicht des großen Königs Bildniß den Ehrenplatz an der Wand geziert hätte.

Auch besaß Gustav Adolph das vollberechtigte Selbstgefühl der hohen Stellung, die er sich durch seine Thatkraft errungen, und die Art und Weise, wie er den Breitenfelder Sieg benutzte, giebt Zeugniß davon, daß er die Früchte seiner Anstrengungen zu ernten verstand. Mit vornehmer Klugheit verbarg er dem feigen Sachsenfürsten die wohlverdiente Verachtung, als derselbe sich andern Tages im Hauptquartiere wieder einfand, und er gewann die ganze Ergebenheit desselben, indem er ihm für den Eifer dankte, mit welchem er trotz des Königs Bedenken darauf gedrungen hatte, die Schlacht anzunehmen.

Die Stadt Leipzig war noch von den Kaiserlichen besetzt. Gustav Adolph überließ es den Sachsen, sich derselben zu bemächtigen, während er selbst über Merseburg nach Halle eilte, wo der Kurfürst und die übrigen ihm anhängenden Fürsten sich einfanden und den Plan für die beste Benutzung und Verfolgung des Sieges verabredeten. Der sächsische Feldmarschall Arnim sollte gegen die kaiserlichen Erblande, Schlesien und Böhmen, vorrücken, Gustav selbst aber „die Pfaffengasse," das würzburgische und bambergische Gebiet besetzen und sich dem Rheine nähern. Gegen die dortigen katholischen Kirchenfürsten konnte er als Schirmherr der Protestanten auftreten und dabei zugleich seine eigenen Pläne verfolgen. — Theils in Person, theils durch Gesandte gelang es ihm sehr schnell, sich der

wichtigsten Städte Süddeutschlands zu bemächtigen und die kaiserlichen Besatzungen zu vertreiben. Nürnberg, Ulm und Straßburg schlossen sich den Schweden an. Erfurt wurde durch eine List des Herzogs Wilhelm von Weimar überrumpelt, und Gustav Adolph nahm Tags darauf Besitz von der Stadt, die er seiner Gemahlin, welche ihm Kriegsvolk aus Schweden zugeführt hatte, zu einstweiligem Wohnsitze anwies. Ueber Königshofen und Schweinfurt ging es nach Würzburg. Der Bischof war mit seinen besten Schätzen entflohen, die Stadt wurde besetzt und die Befestigungen auf dem Marienberge nach kurzem blutigem Kampfe genommen. Den Schweden fielen große Vorräthe von Wein und gemünztem Golde in die Hände, zu großem Verderb für die einfachen Gewohnheiten der Nordländer, um so mehr, als ein bedeutender Theil der kaiserlichen Besatzungen überall schwedische Dienste genommen hatte und mit der gewohnten Zügellosigkeit Gustav's Soldaten ansteckte. — Nach Würzburgs Eroberung mußte Frankfurt am Main trotz seiner krämerhaften Bedenken die Schweden aufnehmen. Am 27. November hielt Gustav Adolph seinen Einzug und bezauberte, nach allen Seiten grüßend, die Bewohner durch seine Leutseligkeit. Am 13./23. December wurde auch Mainz nach zehntägiger Belagerung von den Schweden erobert.

Inzwischen hatte Arnim in Böhmen noch leichteres Spiel gehabt. Prag war von der kaiserlichen Besatzung

geräumt worden, und die Sachsen zogen ohne Widerstand in die Hauptstadt ein, um dann weiter nach Schlesien vorzurücken.

Der Kaiser war in der hoffnungslosesten Lage. Ohne Heer, ohne Geld, stand er der täglich anwachsenden Macht der Schweden und der protestantischen Fürsten gegenüber. Nur ein verzweifelter Entschluß konnte retten, und Wallenstein wurde in sein oberstes Feldherrnamt wieder eingesetzt, unter Bedingungen, die er selbst dictirt, und die von der Art waren, daß kein Fürst einem Unterthanen sie erfüllen konnte. Sein tragisches Ende sollte das beweisen.

Gustav Adolph hatte sich im Frühjahr 1632 gegen Bayern gewendet, um das Band der katholischen Liga zu zerreißen. In der letzten Woche des März hielt er seinen Einzug in Nürnberg und gab daselbst durch seine Ansprache zu erkennen, daß der Plan, den er für die Neugestaltung Deutschlands gefaßt hatte, wohl auf ein protestantisches Kaiserthum mit dem Schwedenkönig an der Spitze hinauslaufen könnte. Ob Wallenstein auf der andern Seite für sich selbst auf Kosten des Kaisers ein unabhängiges Königthum errichten wollte, wird wohl niemals mit Klarheit weder erwiesen noch verneint werden können. Beide Männer, gleich groß als Feldherren, und doch so himmelweit von einander verschieden, zögerten lange, bevor sie sich in offener Feldschlacht mit einander messen mochten. Gustav

Adolph hatte München und Augsburg genommen und sich daselbst huldigen lassen, während Wallenstein aller Hilfsrufe des bayrischen Kurfürsten und aller kaiserlichen Befehle ungeachtet in Böhmen blieb. Endlich stand er vor Nürnberg dem großen Schwedenkönige gegenüber, doch er blieb in seinen Verschanzungen, bis der Troß der beiderseitigen Heere die Gegend auf weiten Umkreis so ausgezehrt hatte, daß Hungersnoth ein längeres Bleiben unmöglich machte.

Wallenstein's verheerender Zug überschwemmte nunmehr das Kurfürstenthum Sachsen, welches jedem Feinde offen stand, denn der sächsische Feldherr Arnim war mit der Armee in Schlesien [1]). Auch Gustav Adolph eilte nach Sachsen, seinem Verbündeten zu Hilfe. In der Ebene bei Lützen trafen beide Heere zusammen. Wallenstein war durch die Vortheile seiner Stellung sowohl als durch die Zahl seiner Truppen den Schweden überlegen. Am 6./16. November kam es zur Schlacht. Gustav Adolph bezahlte den Sieg mit seinem Leben [2]).

---

1) Wahrscheinlich nicht ohne geheimes Einverständniß mit Wallenstein.

2) Das Dunkel, welches über Gustav Adolph's letzten Augenblicken schwebt, wird niemals ganz aufgeklärt werden. Die vollständigste Zusammenstellung aller Nachrichten findet sich bei Förster, Wallenstein's Briefe II. 319. seq. Am meisten äußere und innere Wahrscheinlichkeit hat eine Erzählung des königl.

Man hat vielfach behauptet, Gustav Adolph sei zur rechten Zeit für seinen Ruhm gestorben, weil der über alle Berechnung hinausgehende Erfolg ihn leicht zu

---

Pagen v. Leubelfing, welcher einige Tage nach der Schlacht an seinen Wunden starb. Der Vater desselben hat ohne die Absicht einer Veröffentlichung die Worte aus dem Munde des Sterbenden aufgezeichnet: „— — so seyn doch Ihro Majestät vor der Reiterei, als des Obristen Steenbocks Regiments, so deroselben folgen sollen nur mit 8 Personen die Sie Ihnen selbst auserwählt hatten, darunter dann Herzog Franz Albrecht von Sachsen und Molk, Ihro Majestät Leibknecht und mein Sohn Augustus gewest, weilen aber besagte Steenbockische Reiter etwas gestutzt und nicht gefolgt, ist dieser Christliche König und Held von dem Feinde umringt worden und als Ihro Majestät etliche Schuß und Stich bekommen, und zuvor 6 Mann sollen erwürgt haben, sind Sie endlich von dem Pferde gefallen, Deroselben dann mein Sohn zugerannt, von dem Pferde abgestiegen, solches dem Könige präsentirt mit Vermelden, ob Ihro Majestät auf seinem Klepper wollten sitzen, es sey besser er sterbe als Ihro Majestät. Da haben Sie ihm beide Hände dargeboten, meinem Sohn aber unmöglich gewest Ihro Majestät allein zu erheben, gestallt denn dieselbe Ihnen nicht mehr helfen können, unterdeß nun des Feindes Cuirassier solches sehend, sind sie darauf zugeritten, und wissen wollen, wer dieser sei, aber weder der König noch mein Sohn es sagen wollen, hat Ihrer Majestät einer das Pistol angesetzet und Dieselbe durch den Kopf geschossen, darauf der König gesagt sollt haben: Ich bin der König in Schweden selbsten gewesen, und also eingeschlafen, indem Ihro Majestät empfangen gehabt vier Schuß und zwei Stich. Meinem Sohn haben sie zwei Schuß und drei

Entschlüssen fortgerissen hätte, welche für Deutschland und schließlich auch für den König und seinen Ruhm verderblich geworden wären. Wir wollen uns nicht auf das Feld solcher Vermuthungen begeben, weil bekanntlich, wo es sich um Thatsachen handelt, Nichts müssiger ist als die Frage nach dem, was geschehen sein würde, wenn etwas Anderes nicht geschehen wäre. Soviel steht fest, daß für den Augenblick der Fall des Helden das größte Unglück war, welches die protestantische Sache treffen konnte.

Der Halt und die Stütze der gesammten Partei ging mit dem Könige verloren, und wenn auch sein Kanzler Oxenstierna, welcher während der Unmündigkeit der jungen Königin Christine die Reichs- und Kriegsgeschäfte leitete, durch Einsicht und Thatkraft vollkommen befähigt war, die Stelle seines Gebieters einzunehmen, so lag das doch in der Natur der Sache, daß die auf ihr persönliches Ansehen so eifersüchtigen deutschen Fürsten sich den Anordnungen eines „Unterthanen“ nicht in Gehorsam fügen mochten. Hätte Einer von ihnen Geistesgröße genug gehabt, im Interesse der heiligen Angelegenheit, der es galt, sich selbst unter-

---

Stich gegeben — —.“ Die Gerüchte von einer hinterlistigen Ermordung des Königs gehören zu denen, die bei dem Tode berühmter Personen fast jedes Mal aufzutauchen pflegen, und die allerdings in diesem Falle durch des Herzogs von Lauenburg zweideutige Haltung starke Unterstützung fanden.

zuordnen, so wäre er schon dadurch selbst befähigt gewesen, sich an die Spitze zu stellen und das fehlende Haupt zu ersetzen. Allein wie die Sachen lagen, mußte Oxenstierna seine Absicht, die sämmtlichen Protestanten zu einem Bündnisse zu vereinigen, bald aufgeben. Der Kurfürst von Sachsen wollte nur unter der Bedingung beitreten, daß er selbst die Bundeshauptmannschaft erhielte, auf welche er als Vorsitzender des Leipziger Convents Anspruch zu haben glaubte, und Georg Wilhelm von Brandenburg verweigerte seinen Beitritt, weil er merkte, daß Schweden die Absicht hatte, Pommern für sich zu behalten und ihm allenfalls statt dessen irgend eine Entschädigung zu geben. Nur die Fürsten und Stände der sogenannten oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein wurden zu einer Vereinigung gebracht, der sie sich schon um deshalb nicht entziehen konnten, weil dieser Theil von Deutschland fast ganz in den Händen der Schweden war, und Oxenstierna überdies die einzelnen Verbündeten durch große Versprechungen an sich zu fesseln verstand. Bald genug sollte jedoch eine gewaltsame Wendung der Dinge eintreten. Der Kaiser war längst schon gegen seinen übermächtigen Feldherrn Wallenstein mit Eifersucht erfüllt und zitterte vor den ehrgeizigen und verrätherischen Plänen, die man demselben zuschrieb. Die meuchlerische Ermordung des großen Kriegsfürsten befreite ihn von diesen Sorgen, er belohnte die Mörder mit Wallenstein's

Gütern, behielt dessen Herzogthum Sagan für sich und ließ für die Seele des Schlachtopfers tausend Messen lesen. Der junge König Ferdinand von Ungarn erhielt mit dem Grafen Gallas den Oberbefehl der kaiserlichen Heere. Die Schweden wurden bei Nördlingen auf's Haupt geschlagen (6. September 1634); 12,000 von ihnen sollen auf dem Schlachtfelde geblieben sein. Johann Georg von Sachsen, dessen Handlungen von jeher durch Habsucht und Eigennutz allein bestimmt wurden, hielt das für einen geeigneten Zeitpunkt, sich gänzlich von seinen Verbündeten loszusagen, deren großer König auch mit für ihn das Leben geopfert hatte. Der Kurfürst schloß mit dem Kaiser einen Separatfrieden zu Prag (30. Mai 1635) und erhielt als Preis seines Verraths die Lausitzen nebst vier magdeburgischen Aemtern und für seinen Sohn den lebenslänglichen Besitz des Erzstiftes, aus dessen Einkünften dem katholisch gewordenen Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg 12,000 Thaler angewiesen wurden. Die Bestimmung, daß Sachsen, trotz des Restitutionsedikts, die eingezogenen geistlichen Güter noch vorläufig auf vierzig Jahre behalten durfte, sollte auch auf die übrigen protestantischen Fürsten Anwendung finden, welche diesem Prager Frieden beitreten würden. „Ein neues Judaswerk der Albertinischen Sachsen" nannten die Evangelischen diesen Frieden, und mit Recht, denn der wortbrüchige Kurfürst gab durch denselben auf schmähliche

Weise die Schlesier und die sämmtlichen Protestanten in den österreichischen Erbländern den grausamsten Bedrückungen und Dragonaden Preis. Sogar Arnim hielt es unter diesen Verhältnissen nicht länger mit seiner Ehre verträglich, den Sachsen zu dienen, und zog sich auf seine Boitzenburger Güter zurück, konnte aber dessenungeachtet nicht dem Verdachte entgehen, an dem Verrathe mit Theil genommen zu haben.

Den Kurfürsten von Brandenburg versetzte der Zweifel darüber, ob er dem Prager Frieden sich anschließen solle oder nicht, in die vollständigste Rathlosigkeit. Das Erlöschen des pommerschen Fürstenstammes stand täglich zu erwarten. Ueber die Verlobung des Kurprinzen mit der jungen Königin Christine schwebten die Unterhandlungen, und man durfte deshalb nicht offen mit Schweden brechen. Auf der anderen Seite trieb die Furcht vor dem Kaiser und die Sorge für die Erhaltung der eingezogenen Bisthümer zum Anschluß an die kaiserliche Partei und an Sachsen. Das Land war wehrlos, denn die verwüsteten Marken konnten den Sold für die Truppen nicht aufbringen. Endlich entschloß sich Georg Wilhelm dem Frieden beizutreten (August 1635), nachdem der Kaiser wegen der pommerschen Erbschaft Zusicherungen gemacht hatte, und bald folgten die meisten der übrigen protestantischen Fürsten dem Beispiel Brandenburgs. Nur Hessen-Kassel, Baden und Württemberg blieben den Schweden

treu. Oxenstierna hätte sehr gern schon damals einen allgemeinen Frieden angebahnt, doch wurden seine Vorschläge vom Kaiser nicht beachtet.

Diesen Augenblick ersah Richelieu, um in Frankreichs Interesse sich bei den deutsch-schwedischen Angelegenheiten zu betheiligen. Auf der einen Seite wollte er die Habsburger schwächen, auf der andern die französische Grenze gegen den Rhein hin erweitern. Oxenstierna begab sich in Person nach Paris, und mittelst der Unterstützung, die er daselbst fand, wurde das Uebergewicht, welches der Kaiser durch den Prager Frieden erlangt hatte, bald wieder aufgehoben. Die Schweden, schon bis an die pommersche Küste zurückgedrängt, breiteten sich nach Baner's Sieg bei Wittstock über Brandenburg, Sachsen und Thüringen aus. Der Feldherrngeist Gustav Adolph's lebte zwar in Bernhard von Weimar, Baner, Torstenson und Wrangel, die einander ablösten, weiter fort, allein die sittliche Weihe, die er seinem Heere mitzutheilen vermocht hatte, war mit des Königs Tode erloschen. Wie zwei Räuberbanden hausten die verwilderten schwedischen und kaiserlichen Schaaren in den unglücklichen Ländern, einander vor- und rückwärts drängend in wüster chaotischer Zerstörung. Aber keine Gegend wurde schwerer von der Kriegsplage betroffen, als die Mark Brandenburg, welche theils durch ihre Lage, theils durch die Unfähigkeit des Regenten fortwährend von beiden kämpfenden

Parteien gleichzeitig gebrandschatzt, geplündert und verheert wurde. Die Landbevölkerung war aus richtigem Instinct schwedisch gesinnt, Schwarzenberg's Einfluß aber drängte den Kurfürsten auf die Seite des Kaisers. Aus dem Staatsrathe wurden die Räthe entfernt, welche dem Minister zu widersprechen wagten. Von Zusammenberufung der Stände war nicht mehr die Rede. Was sollten auch ihre Bewilligungen bedeuten, wo Freund und Feind ohne zu fragen nahm was ihm beliebte.

Da starb 1637 der letzte Pommernherzog Boguslaus XIV. Sein Land war in den Händen der Schweden, die es angeblich nur für den rechtmäßigen Erben, den Kurfürsten von Brandenburg, so lange besetzt hielten, bis sie wegen ihrer Kriegsentschädigungsforderungen befriedigt sein würden. Kurfürst Georg Wilhelm sandte einen Trompeter mit Besitzergreifungspatenten nach Stettin. Das brachte den schwedischen General in solche Wuth, daß er dem unglücklichen Boten die Briefe an die Stirn nageln wollte, und nur die Bitten der verwittweten Herzogin konnten ihn von diesem grausamen Hohne abhalten. Man ließ der Form nach die Regierung durch die Stände und die herzoglichen Räthe weiter führen, während die eigentlichen Hoheitsrechte bis nach ausgemachter Sache ruhen sollten. Diese schmähliche Zurückweisung trieb den Kurfürsten vollends in die Hände des Kaisers Ferdinand III.,

welcher seinem so eben gestorbenen Vater gefolgt war. Brandenburg machte sich anheischig, 7000 Mann, darunter 1000 Reiter, auf Kosten des Kaisers und in dessen Solde stehend anzuwerben, und es sollte alsdann mit diesen und den noch übrigen kurfürstlichen Truppen die Eroberung Pommerns in's Werk gesetzt werden. Die Regimenter mußten dem Kaiser schwören und führten kaiserliche Fahnen; Peitz, Spandau und Küstrin wurden von ihnen besetzt.

Ein solches Abkommen gereichte dem Lande nur zu neuem Unglück, denn die Obristen der Truppen standen nun im Dienste zweier Herren und benutzten ihre Doppelstellung zu doppelten Erpressungen. Nicht genug, daß sie die vorgeschriebene Zahl der Mannschaften niemals beisammen hatten und sich dessenungeachtet den Sold für die vollzähligen Regimenter auszahlen ließen, so zehrten sie auch die Vorräthe vollends auf, welche die Schweden und die Kaiserlichen in dem entvölkerten Lande noch übrig gelassen hatten. Die Einwohner versanken in dumpfe Verzweiflung. — Und dennoch konnten sie sich noch glücklich preisen, wenn sie ihr Schicksal mit dem der Schlesier und der Protestanten in den österreichischen Erbländern verglichen, die durch Dragonaden unter haarsträubenden Grausamkeiten in den Schooß der katholischen Kirche zurückgetrieben wurden.

Der Kurfürst, statt die Noth seiner Unterthanen zu

theilen, oder wenigstens in ihrer Mitte weilend Etwas zur Linderung des Jammers beizutragen, begab sich 1638 nach Preußen, welches nicht so arg durch den Krieg verwüstet war und jetzt in Folge des langen zwischen Schweden und Polen zu Stande gekommenen Waffenstillstandes Ruhe genoß. Er ließ den Grafen Schwarzenberg mit fast unumschränkter Gewalt in der Mark zurück, ihm sogar Blankets mit seiner Unterschrift anvertrauend. Die Obristen der angeworbenen Regimenter machten es sich zu Nutze, daß in Abwesenheit des Regenten ein dem Kaiser vollständig ergebener Minister an der Spitze der Geschäfte stand, und sie trieben ihre Unterschleife so in's Große, daß statt der 7000 Mann, welche sie sich bezahlen ließen, bald nur 2000 beisammen waren. Der General von Klitzing (der erste Officier, welcher in Brandenburg den Generalstitel erhielt) war selbst der größten Betrügereien in dieser Beziehung schuldig. Die Soldaten trieben sich im Lande herum und begingen solche Erpressungen und Grausamkeiten, daß sie darin den ärgsten Marodeuren der kaiserlichen Armee gleich kamen. Die Officiere erhoben Contributionen wohin sie kamen, und für die Summen, welche nicht baar herbeizuschaffen waren, erpreßten sie Schuldverschreibungen, deren Betrag alsdann durch militärische Exekution beigetrieben wurde.

Unterdessen lebte der Kurfürst in Königsberg nach gewohnter Weise fort. Wüste Trinkgelage und die

Jagd waren seine Zerstreuungen, und was die Provinz aufzubringen vermochte, wurde in so widerwärtig eigensüchtiger Weise für die persönlichen Bedürfnisse des Kurfürsten und seiner Günstlinge verwendet, daß sogar der junge Kurprinz fast darben und Schwarzenberg selbst sich bemühen mußte, für denselben ein einigermaßen anständiges Auskommen zu vermitteln. Den allerwiderwärtigsten Eindruck aber machte es, daß, als des Kurfürsten Silberzeug von kaiserlichen Soldaten geraubt ward, Georg Wilhelm mit der größten Hartnäckigkeit die Erstattung des entwendeten Gutes und die Bestrafung der Schuldigen durchzusetzen wußte, während alle Plünderungen, die seine armen Unterthanen betrafen, ihn nicht aus seiner trägen Schlemmerei aufzurütteln vermochten [1]).

---

[1]) Daß dieser jämmerliche Fürst unter seinen Unterthanen Schmeichler und Lobredner gefunden, ist nicht zu verwundern. Majestät strahlt auf seinem Gesicht, sagt Cernitius, Er ist mit scharfer Urtheilskraft begabt, von lebhaftem Geiste und bewundernswürdiger Großmuth beseelt. Er leitet die Staatsgeschäfte mit soviel Klugheit und Geschicklichkeit, daß er in den gefährlichsten Lagen doch Mittel findet, sich von Gefahren zu befreien. — In unsern Tagen hat der Lieutenant von Orlichs über ihn folgendermaßen geurtheilt: „Friedliche Zeiten hätten ihm, seinen Charakter und sein wohlwollendes Herz erwägend, den Nachruf erworben, sich und sein Volk glücklich gemacht zu haben." — Friedrich der Große, dessen Memoires de Brandenbourg in Betreff jener Zeiten ebenso geistreich als unparteiisch geschrieben

Georg Wilhelm erlebte noch den großen Umschwung der Dinge, welcher dadurch herbeigeführt wurde, daß die französischen Diplomaten nach dem frühen Tode des hochstrebenden Herzogs Bernhard von Weimar (1639) dessen Errungenschaften sich zuzueignen und für Frankreich eine Stellung zu erwerben verstanden, die einer Schutzherrlichkeit über einen großen Theil der deutschen Fürsten sehr ähnlich sah. Der Kaiser, um der von dieser Seite drohenden Gefahr entgegenzuwirken, wollte mit den Schweden einen Separatfrieden schließen und zwar auf Kosten Brandenburgs, indem Stralsund und Rügen ihnen abgetreten, und die Königin von Schweden wegen dieses Besitzes deutsche Reichsfürstin werden sollte. Zugleich veranlaßte er die Spanier, gegen die verbündeten Franzosen und Holländer eine mächtige Flotte in See gehen zu lassen. Allein die Unterhandlungen mit Schweden kamen nicht zu Stande, und die spanische Flotte wurde von dem braven niederländischen Admiral Tromp geschlagen und zerstreut. Da griff der Kaiser in seiner Noth nach einem letzten Mittel. Zum ersten Male seit dreißig Jahren wurde wieder ein Reichstag berufen, welcher sich im Juli 1640 in Regensburg versammeln sollte. Die Fürsten, auch diejenigen, welche dem Prager Frieden nicht beigetreten waren,

---

sind, charakterisirt ihn und seine Regierung mit folgenden Worten: Un souverain incapable de gouverner, un ministre, traitre de la patrie.

beschickten denselben durch Gesandte und drangen auf das Eine, was Noth that, auf Frieden und auf eine allgemeine Amnestie. „Nicht auf eine solche, wie Sachsen und Oesterreich sie hinterlistiger Weise zusammengebraut haben, sondern auf eine offne und ehrliche," sagt Hippolithus a Lapide.

Allein weder eine Amnestie noch sonst etwas Erhebliches kam zu Stande. Das einzige Resultat war, daß man Münster und Osnabrück als die Städte bezeichnete, wo künftig über den Frieden verhandelt werden sollte. Nachdem man ein halbes Jahr so bei einander gesessen, wäre beinahe das Unerhörte geschehen, daß der mitten im Winter heranstürmende Schwedengeneral Baner den ganzen Reichstag gefangen genommen hätte. Sein Unternehmen scheiterte nur an dem zufälligen Umstande, daß plötzlich eingetretenes Thauwetter ihn verhinderte, die Donau zu überschreiten. Es war des kühnen Feldherrn letztes Unternehmen. Im Mai des nächsten Jahres starb er, von Anstrengungen und Ausschweifungen jeder Art erschöpft.

Unterdessen rückte auch Georg Wilhelm's Ende heran. Seine Angelegenheiten befanden sich in der kläglichsten Lage. Die cleveschen Länder waren fast ganz in den Händen der Hessen und Holländer, und was von Einkünften daselbst noch übrig blieb, hatten die Herren Staaten für die Zinsen einer durch wucherische Berechnung riesenhaft angeschwollenen Darlehns-

schuld mit Beschlag belegt. Die Mark Brandenburg glich einer entvölkerten Wüstenei, und in Preußen waren die Stände wegen vielfacher Beschwerden und besonders auch wegen einer neuen Hafensteuer, die eingeführt werden sollte, so aufsätzig, daß die Versammlung in höchster Erregung auseinanderging. Am 24. November (1. Dezember) 1640 starb der Kurfürst, der seit längerer Zeit von einem Beinübel befallen gewesen, an hinzugetretenem Fieber, im fünf und vierzigsten Jahre seines Alters. — Mit seinem Todestage begann eine neue Zeit für die unglücklichen Länder. Der preußische Staat sollte aus diesen Ruinen sich erheben.

Dreizehntes Kapitel.

Der große Kurfürst.
Jugendjahre. Erste Regierungshandlungen. 1640—1648.

Selten wohl war einem Fürsten bei seinem Regierungsantritt eine schwerere Aufgabe gestellt, als dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, aber er hat dieselbe mit soviel Kraft und Klugheit gelöst, daß Mit- und Nachwelt ihn einstimmig den Großen genannt haben.

Die Erbschaft, welche der unglückliche Georg Wilhelm seinem Sohne hinterließ, war in trostloser Verfassung. Das weite Ländergebiet, in einzelnen unzusammenhängenden Stücken über einen Raum von mehr als zwei-

hundert Meilen Länge zerstreut, entbehrte so sehr allen Zusammenhang, daß die in Berlin gehaltenen Leichenpredigten auf den verstorbenen Kurfürsten es beklagten, wie der Landesherr in Königsberg „im fernen Auslande" gestorben wäre. Die Marken und die cleveschen Fürstenthümer dienten seit zwanzig Jahren zum Tummelplatz für Kriegs- und Raubzüge zweier feindlichen Mächte. Das Herzogthum Preußen genoß zwar seit dem schwedisch-polnischen Waffenstillstande einiger Ruhe, mußte aber dafür mit Anstrengung aller Kräfte fast allein die Mittel für die Bedürfnisse des Landes und des Hofes aufbringen. Weit mehr als die Hälfte aller Einwohner war in den westlichen Provinzen durch Krieg, Hunger und ansteckende Krankheiten hinweggerafft. Hunderte von Dörfern lagen in Asche, auf den wüsten Ruinen wucherte das Unkraut über Leichen von Thieren und Menschen üppig empor. Schweden und Kaiserliche hatten das Zugvieh fortgeschleppt, alle Nahrungsmittel, selbst das Korn zur Aussaat verzehrt, so daß, wo noch menschliche Hände übrig waren, auch diese nicht vermochten, den Acker zu bestellen.

In Berlin stand beinahe der dritte Theil der Häuser leer. Seit dem Jahre 1636 hatten die Schweden unter Baner und Wrangel dreimal die Stadt bedroht und so große Summen gefordert, daß kaum die Hälfte baar zu beschaffen war. Für den Rest wurden Obligationen ausgestellt und am Verfalltage so schonungs-

los beigetrieben, daß es einer Plünderung ziemlich gleich kam. Die Pest hatte unter der Einwohnerschaft seit den letzten zehn Jahren ohne Unterbrechung gehaust, und allein im Jahre 1631 erlagen in Berlin und Köln 2066 Menschen der Seuche. Während der Kurfürst in Königsberg sich das Leben leicht machte, stand es um das Hofpersonal in Berlin so erbärmlich, daß man die silbernen Tressen von den Geschirren in der Rüstkammer abschnitt und der Dienerschaft statt Lohn gab. Selbst Schwarzenberg, der Steuern und Abgaben mit unnachsichtiger Härte beitreiben ließ, konnte oft nicht die nöthigen Vorräthe für seine Küche erhalten.

Bei solchen Zuständen klingen die Anklagen fast wunderbar, die über Luxus und Kleiderpracht in den Städten einstimmig von allen Zeitgenossen erhoben werden; doch erklärt sich das theils dadurch, daß die Menschen, abgestumpft gegen die nie endenden Gefahren und stets gewärtig, ihr Hab und Gut einem beliebigen bewaffneten Haufen abliefern zu müssen, es vorzogen, den Rest ihres Vermögens möglichst schnell zu eigenem Genusse zu verprassen, dem Seefahrer gleich, der auf sinkendem Schiffe durch einen letzten Rausch sich zu betäuben sucht; — und dann hatten die Städte oft auch Gelegenheit zu raschem und leichtem Erwerbe, wenn Kriegsschaaren das geraubte Gut in endlosen Reihen von Wagen auf die Märkte führten und für geringes Geld verschleuderten. Nach Zerstörung eines Dorfes

oder einer kleinen Stadt ward oft ein Rind für einen Thaler oder gar für einige Groschen verkauft, und Schmucksachen und kostbare Kirchengeräthe in gleichem Verhältniß unter dem Werthe fortgegeben. Solcher Verkehr war natürlich nicht geeignet, für den zerstörten Gewerbefleiß der Städte Ersatz zu bieten. Der Gewinn kam immer nur Wenigen zu Gute und brachte keinen Segen, das allgemeine Elend stach gegen den Aufwand Einzelner nur um so greller ab. In einer Bittschrift, welche der Rath von Berlin am 21. Juli 1640 dem Kurprinzen sandte, weil Georg Wilhelm bereits schwer erkrankt war, wird der Zustand der Stadt schließlich in folgende Worte zusammengefaßt: „Die Rathsdörfer liegen in Asche, die rathhäuslichen Bedienten, die Kirchen- und Schullehrer können nicht besoldet werden, kurz die beiden Städte Köln und Berlin sind durch Brand, Raub und Unterdrückungen in die äußerste Armuth gerathen. Viele Menschen haben geeilet, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und der Rest steht im Begriffe, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und in's bitterste Elend zu gehen [1])."

In den übrigen märkischen Städten sah es fast noch schlimmer aus, denn unter ihnen war keine, die nicht wenigstens einmal die wilden Eroberer plündernd und

[1]) König's Berlin, zum Jahre 1640.



mordbrennend in ihren Thoren gesehen hatte, während die Berliner noch jedesmal die förmliche Plünderung hatten abkaufen können.

So waren die Zustände im Innern beschaffen. Nach Außen hin lag man mit den Schweden, welche Brandenburgs Anschluß an den Prager Frieden wie eine Kriegserklärung betrachteten, in offener Feindschaft. Für das Herzogthum Preußen bereiteten sich in Folge der polnischen Lehnshoheit sehr ernste Verwickelungen vor, weil Polen das Recht in Anspruch nahm, bei jedem Regierungswechsel die Bedingungen der Belehnung auf's Neue zu regeln und zu erschweren. Pommern war in schwedischen Händen. Im Cleveschen hausten holländische und hessische Truppen und hielten die Landesfestungen, angeblich zum Schutz gegen Spanien, besetzt.

Der Gesammtheit dieser Mißstände entgegenzutreten war für einen Jüngling von zwanzig Jahren kein Geringes. Aber das Schicksal hatte ihn in einer strengen Schule des Lebens für die Herkulesarbeit vorgebildet, die seiner wartete.

Friedrich Wilhelm wurde am 6./16. Februar 1620 geboren. Beinahe ein halbes Jahr lang mußte der junge Prinz ungetauft bleiben, weil die Kosten zu einer standesmäßigen Feier der heiligen Handlung nicht aufgebracht werden konnten, und wir haben erfahren, wie die Ruhe des Kindes in der Zwischenzeit durch die

Berliner Bürgerwehr gestört ward. Am 30. Juli (9. August) endlich fand die Taufhandlung statt, nachdem auch das Bedenken beseitigt war, welches die Auswahl der Taufpathen veranlaßte. Um nirgends Anstoß zu erregen, entschloß sich Georg Wilhelm, keine fremden Fürsten zu Gevatter zu bitten, sondern nur die nächsten Angehörigen, nämlich die Großmutter des Täuflings, Johann Siegismund's Wittwe[1]), und die beiden Schwestern des Kurfürsten einzuladen, und mit diesen zugleich den Adel und die Städte diesseits und jenseits der Oder, welche jedoch aufgefordert wurden, kein anderes Pathengeschenk mitzubringen, als die schuldige Treue dem künftigen Landesherrn. Sie haben das damals Ersparte später reichlich nachzuzahlen gehabt.

Schon in seinem siebenten Jahre wurde der Kurprinz von seiner Mutter getrennt, woran der Zwiespalt schuld war, in welchem die fürstlichen Damen mit Schwarzenberg lebten. Sie theilten die kaiserliche Gesinnung desselben nicht, sondern neigten auf Seite der Schweden, und die Kurfürstin hatte, wie wir wissen, ganz gegen den Willen Georg Wilhelm's die Vermählung ihrer Tochter Marie Eleonore mit dem König Gustav Adolph durchgesetzt. Sehr gern hätte der

---

[1]) Welche aber wegen ihrer streng lutherischen Gesinnung es verschmähte, der nach reformirtem Gebrauche vollzogenen Taufhandlung beizuwohnen.

Minister „die Frauenzimmer" von Berlin entfernt und ihnen Küstrin zum Wohnsitz angewiesen. Auch der Statthalter, Markgraf Siegismund, war derselben Meinung. „Es ist Zeit, daß wir die Frauenzimmer gehen lassen," schreibt er an Schwarzenberg, „denn sonst sind wir Alle verrathen und verkauft." Die Kurfürstin, welche einen Theil der Geheimenräthe auf ihrer Seite hatte, veranlaßte dieselben, bei ihrem in Königsberg sich aufhaltenden Gemahle vorstellig zu werden und auf das Verbleiben der Damen in Berlin zu dringen, weil die fremden Kriegsschaaren nur aus Rücksicht auf deren Anwesenheit die Hauptstadt bis jetzt verschont hätten. Auch eine Kostenersparung würde nach Entfernung der Fürstinnen nicht eintreten, weil man fremde Herrschaften nach wie vor verpflegen müßte. Die Herzogin von Braunschweig bliebe wegen ihrer Leibesschwachheit jedenfalls in Berlin, und deren Verwandte setzten ihre beschwerlichen Besuche fort. Andere wären, wie sie wüßten, gar nicht da gewesen, mit Ausnahme etwa des jungen Fürsten von Anhalt, der nur auf einem Bauernwagen zur Kirche käme und sich nicht lange aufhielte.

So blieb das fürstliche Frauenzimmer in Berlin. Der Kurprinz und dessen beide Schwestern aber wurden mit ihrem Hofmeister, dem würdigen Johann Friedrich Rumelian von Kalkuhn, genannt von Leuchtmar, nach Küstrin geschickt, angeblich um außer der Kriegsgefahr

zu sein, in der That aber, um den Prinzen aus dem Bereich des großmütterlichen Einflusses zu bringen.

Die jungen Herrschaften wurden an ihrem neuen Aufenthaltsorte mehr als einmal durch Wallenstein'sche Kriegshaufen beunruhigt, die nach Stralsund marschirten, und nur Landsberg an der Warthe blieb auf persönliche Bitten des Kurprinzen verschont, dessen Küche aus den Einkünften dieser kleinen Stadt versorgt wurde.

Den Unterricht des Prinzen leitete insbesondere der Informator Müller, und der Kurfürst hatte die für einen siebenjährigen Knaben wohl wenig passende Anordnung getroffen, daß zur Erbauung desselben drei Frankfurter Professoren der Theologie abwechselnd jeden Sonntag eine Predigt vor ihm halten sollten. Von seinen damaligen Fortschritten wird bemerkt, daß er eine zierliche Handschrift gewonnen. Seit 1629 mußte außerdem der Pole Willudow in der polnischen Sprache Unterricht ertheilen. Auch zu einem tüchtigen Jäger bildete der Prinz sich mit Bewilligung seines Vaters schon in so frühen Jahren aus, und auf einem kleinen mäusefarbenen Pferdchen, welches der kaiserliche General Graf Schafgotsch ihm geschenkt, tummelte der junge Friedrich Wilhelm sich lustig in den Wäldern umher.

Hier in Küstrin soll der erste von den Mordversuchen gegen das Leben des Prinzen gemacht worden sein, die er selbst dem Grafen von Schwarzenberg zur

Last legte. Friedrich Wilhelm war durch den Einfluß seiner Mutter von frühester Kindheit an mit dem größten Haß gegen diesen Minister erfüllt worden und hielt denselben für einen jeder Schandthat fähigen Verräther. Der Professor Gahrliep von der Mühlen in Frankfurt an der Oder, ein kunstsinniger Mann, dessen der Kurfürst sich später bei seinen Sammlungen und sonstigen Liebhabereien bediente, und mit dem er sich gern unterhielt, hat in seinen hinterlassenen schriftlichen Aufzeichnungen sehr merkwürdige Aeußerungen seines Herren über diese Anschuldigungen niedergelegt [1]). Es

[1]) Oelrichs in seinen Nachrichten über Gahrliep von der Mühlen p. 10. not. 9. erzählt hierüber Folgendes: Gahrliep habe den Kurfürsten einst in seiner Bildersammlung getroffen, wo derselbe sich zuerst mit ihm von den Schildereien unterredet. Hernach aber sei er auf seine Leibesbeschaffenheit, die durch seine in der Jugend gehabten vielen seltnen Aventüren wohl entstanden wäre, gekommen und hätte ihm unter anderen erzählet, daß seines hochseligen Herrn Vaters damaliger Premierminister, so dessen großer Minion gewesen, verrätherisch im Geheimen, weil Sr. Durchlaucht als Kurprinz der einzige Erbe gewesen, nach solcher Kurwürde gestanden, deshalb ihm nach dem Leben getrachtet, dahero dero Peregrination veranlaßt, in Hoffnung, daß er auf derselben verunglücken möchte. Nachdem er aber über sein Verhoffen glücklich wieder zurückgelanget, hin und wieder auf der Jagd und sonst Fallstricke gestellet, durch Meuchelmörder, deren Einen Sr. Kurfürstl. Durchlaucht einsmals unter ihrem Bette mit einem bloßen Degen ertappet hätten, und sonst auf eine und

steht jetzt durch Cosmar's Untersuchungen so ziemlich fest, daß Schwarzenberg an diesen Mordplänen keinen Theil gehabt hat, aber noch fester steht der Umstand, daß zwischen dem Minister und den Mitgliedern des kurfürstlichen Hauses ein tiefes unvertilgbares Mißtrauen obwaltete, und daß Friedrich Wilhelm's Jugend unter den traurigsten politischen und Familienzerwürfnissen hinfloß. Dadurch ward bei dem verständigen

andere Weise versucht, endlich es gar so weit getrieben, daß er ihm auf ein Festin, so der Graf demselben, quasi zu bewillkommnen, nach glücklichst vollbrachter Peregrination angestellet, welches er aus Beisorge listiger Nachstellungen ungern besuchen wollen, sich aber auf Instance seines Widersachers und Willen und Befehl seines hochsel. Herrn Vaters gegen seinen Dank darauf einfinden müssen, Gift bald in dem ersten Bissen Brod, so er genossen, beigebracht, wovon er auch, sobald er es genommen, bettlägerig geworden, endlich zwar noch beim Leben erhalten, aber doch davon gleichsam ganz aussätzig und häßlich im Gesicht geworden, bis nach erfolgter Heirath sich der Ausschlag wieder verloren und er zu voriger Gestalt wieder gelanget u. s. w. Gahrliep ist 1717 im Alter von 87 Jahren in Dürftigkeit gestorben, da er zu den Personen gehörte, denen Friedrich Wilhelm I. bei seinem Regierungsantritt die Besoldung entzog.

Außer Gahrliep v. Mühlen berichtet auch der englische Gesandte Southwell, daß der Kurfürst ihm von den Vergiftungsversuchen gesprochen und zu verstehen gegeben, dieselben seien von Wien ausgegangen, weil man einen ketzerischen Fürsten habe aus dem Wege räumen wollen. v. Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte III. 445.

Knaben von frühester Jugend an die Gewohnheit erzeugt und befestigt, seine Gedanken zu verbergen und in sich zu verschließen, was ihm im späteren Leben bei seinen Staatshandlungen von großem Nutzen war.

Im Juni 1632 kam seine Tante die Königin von Schweden nach Deutschland herüber, um die Leiche Gustav Adolph's in Empfang zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit reiste Georg Wilhelm mit seinem Sohne nach Wolgast, und Beide folgten zu Fuß dem Trauerzuge, welcher die sterblichen Ueberreste des Helden geleitete. Von dort brachte der Kurfürst den Prinzen zu dem Herzoge Bogislaus XIV. von Pommern, nach dessen Tode dies Herzogthum vertragsmäßig an Brandenburg fallen sollte, weil mit ihm der Mannesstamm der pommerschen Fürsten erlosch. Der junge Friedrich Wilhelm verweilte zwei Jahre lang bei dem gutmüthigen alten Herrn und setzte hier seine Studien so eifrig fort, daß er sich im Lateinischen, Französischen und in der Geschichte gute Kenntnisse erwarb. Auch geben seine zahlreichen, von ihm eigenhändig abgefaßten Schriftstücke davon Zeugniß, wie er in dem Gemisch von einheimischen und fremden Wörtern, welches damals die deutsche Schriftsprache bildete, sich klar und geläufig auszudrücken lernte.

Der Kurprinz war kaum fünfzehn Jahre alt, als er nach Leyden auf die Universität geschickt wurde, sicherlich auf den Wunsch der Kurfürstin, welche ihn so am

Besten dem Einflusse der Schwarzenberg'schen Partei entziehen konnte. Georg Wilhelm war nicht im Stande oder nicht Willens, die Kosten der Reise aus eigenen Mitteln zu beschaffen, und die Mutter des Prinzen streckte deshalb 3000 Thaler zu diesem Zwecke vor. Wenn, nach der Gahrliep'schen Notiz zu urtheilen, der Kurfürst noch in späteren Jahren der Meinung war, daß Schwarzenberg diese Reise veranlaßt hätte, damit er unterweges in Fährlichkeiten geriethe und um's Leben käme, so ist das eine von seinem leidenschaftlichen Hasse eingegebene Behauptung, die bei näherer Prüfung in sich selbst zerfällt [1]). Die Gewohnheit, junge Prinzen zu ihrer Ausbildung und zur Verfeinerung der Sitten auf Reisen zu schicken, war damals allgemein im Gebrauch, und die brandenburgischen Kurfürsten hatten sich seit langer Zeit darnach gerichtet, wie wir z. B. gesehen haben, daß Markgraf Johann Georg mit seinem Bruder zu Straßburg die hohe Schule besuchte. Auf Kriegsgefahren stieß der Reisende in jenen unruhigen Zeiten überall, aber gerade in den Niederlanden wurde lange nicht in so räuberischer und wilder Art gekämpft wie im übrigen Europa. Dafür ist der beste Beweis, daß Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften dort ihren größten Glanz erreichten, während in Deutschland alle diese Geistesblüthen auf lange Zeit

[1]) Cosmar, Schwarzenberg 279.

geknickt und vernichtet lagen. Noch lebte damals Rubens, und die großen Meister Rembrandt und van Dyk standen auf dem Höhepunkt ihrer Leistungen. Die Schüler des Hugo Grotius und Justus Lipsius hatten das Studium der Rechtswissenschaft und der alten Sprachen zu einer bewundernswürdigen Höhe erhoben. Salmasius lehrte in Leyden, Descartes konnte bei der fast unbeschränkten Preßfreiheit hier die Gedanken entwickeln, wegen deren er sein französisches Vaterland hatte verlassen müssen, und kurz vor Friedrich Wilhelm's Ankunft in den Niederlanden war Spinoza geboren.

Mit den Künsten und Wissenschaften hielten Handel und Gewerbe gleichen Schritt. Die Schifffahrt nach Ost- und Westindien brachte Ersatz für den Verlust, welchen der Krieg dem Laude zufügte, und erweiterte zugleich den Gesichtskreis des Volkes bis an das Ende der bewohnten Erde. Weise und kräftige Staatsmänner standen an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Der Anblick der reichen Städte mit ihren Prachtbauten, der unaussprechliche Reiz der sprichwörtlich gewordenen Reinlichkeit, wie er uns noch heut entzückt, war schon damals über das Land verbreitet, welches ein System künstlicher Wasserbauten dem Meere abgerungen.

Im Frühjahr 1633 traf der Kurprinz in Leyden ein, doch scheint er eigentliche wissenschaftliche Studien nicht gemacht zu haben. Die Empfehlungen an den Statt-

halter Friedrich Heinrich von Oranien, die er mitbrachte, bewirkten, daß derselbe ihn bald zu sich nach Arnheim einlud, wo sich auch Prinz Moritz von Nassau befand. Der Statthalter nahm den jungen Vetter mit an die Schenkenschanze am Rhein und ließ ihn bei der Belagerung von Breda gegenwärtig sein, doch gestattete er seinem Gaste nicht, an den eigentlichen Kriegsgefahren Theil zu nehmen, wozu ihn seine Jugend auch noch nicht befähigte. Dennoch bekümmerte sich Friedrich Wilhelm sehr angelegentlich um alle Einzelnheiten des Dienstes und hatte vielfache Unterhaltungen über Feldherrnkunst mit dem in der Blüthe seiner Jahre stehenden Türenne, der sich damals in der Umgebung seines Oheims, des Prinzen Moritz von Nassau befand. Für seine politischen Anschauungen war es nicht ohne Einfluß, daß er soviel wie möglich in dem Hause seiner Tante, der ehemaligen Königin von Böhmen, verkehrte, die in Holland in der Verbannung lebte, ja es scheint, daß er mit der damals sechszehnjährigen Prinzessin Ludovike Hollandine [1]) ein Liebesverhältniß anknüpfte, welches dem Kurfürsten und noch mehr dem Grafen von Schwarzenberg höchst bedenklich erschien und die Hauptveranlassung gewesen zu sein scheint, daß man

---

[1]) Dieselbe trat später zur katholischen Kirche über, führte einen sehr unsittlichen Lebenswandel und starb als Aebtissin zu Montbuisson.

den Prinzen auf jede Weise zur Heimkehr nöthigte. Denn daß es sich um eine ernste Neigung und nicht um eine flüchtige Tändelei handelte, war dem sittlichen Ernste des Jünglings entsprechend, welcher sich allen Verführungen, die ihm die holländischen Adligen nahe legten, in so männlicher Weise entzog, daß der Prinz von Oranien ihm deshalb die größten wohlverdienten Lobsprüche ertheilte [1]). Die Holländer würden es gern gesehen haben, wenn der Kurprinz eine pfälzische Prinzessin geheirathet und damit die entschiedenste Gegnerschaft gegen das Haus Oesterreich zu erkennen gegeben hätte. Auch war es in ihrem Interesse, daß die Clevesschen Stände sich den jungen Prinzen als Statthalter erbaten, allein dem damit übereinstimmenden Verlangen seines Sohnes konnte der Kurfürst, seitdem er sich durch den Prager Frieden dem Kaiser angeschlossen hatte, um so weniger nachgeben, als er durch Schwarzenberg erfahren hatte, der Kaiser sehe in dem Vorhaben, den Kurerben gleichsam unter des Prinzen von Oranien und der Herren Staaten Tutel auferziehen zu lassen, nur das Bestreben, denselben von dem heiligen römischen Reiche abwendig zu machen. Dem entgegenzuarbeiten wurde sogar der Plan entworfen, den Prinzen nach Wien zu schicken und ihn mit der Tochter eines Erz-

[1]) Die romantische Art und Weise, wie dies geschehen sein soll, ist von späterer Erfindung.

herzogs zu verheirathen, was aber an dem entschiedenen Widerspruch des jungen Friedrich Wilhelm selbst und der kurfürstlichen Frauen scheiterte.

Die Cleve'schen Stände ließen sich durch wiederholte Abweisungen nicht zurückschrecken, ihre Bitten stets von Neuem vorzutragen, bis endlich sehr entschieden geantwortet wurde, der Kurfürst würde ein solches wiederholtes Suchen dahin aufnehmen, als ob sie seiner Regierung müde und überdrüssig geworden. — Das wäre nun allerdings kein Wunder gewesen, aber der Regent soll noch geboren werden, der sich nicht einbildete, daß die Unterthanen sich unter seinem Scepter höchst glücklich fühlen müßten, gleichviel ob sie gut oder schlecht regiert werden!

Georg Wilhelm drang nunmehr ernsthaft auf die Rückkehr des Sohnes und schickte sogar zu dem Ende wiederholt besondere Boten nach Holland ab. Der Kurprinz suchte anfangs alle möglichen Einwendungen hervor. Er könnte die Seefahrt nicht wohl vertragen, fürchtete sich vor den Stürmen und den Kaperschiffen der Dünkircher. Auch zu Lande wäre die Reise unsicher. In Westphalen streiften Schweden und Hessen umher, die ihn leicht gefangen nehmen könnten, in Oberdeutschland und Franken herrschte das größte Elend, und die Menschen fräßen einander vor Hunger auf (das war leider keine Uebertreibung), besonders aber könnte er Holland nicht verlassen, ohne seine Schulden zu bezahlen,

wozu es ihm an Gelde gebräche, und als man ihm hierauf 5000 Thaler angewiesen hatte, erklärte er diese Summe für unzureichend.

Endlich wurde durch den bestimmten Befehl zur Rückkehr allen Ausflüchten ein Ende gemacht. Der Kammerjunker v. Marwitz, welcher im Dezember 1637 im Haag erschien, überbrachte zugleich die Versicherung des Kurfürsten, daß man nicht etwa die Absicht hätte, ihn in eine unangenehme Heirath zu stecken, oder ihn an solche Orte zu senden, die ihm widrig wären. Georg Wilhelm verlangte blos, daß der Sohn sich ohne sein Wissen in keine Heirath einließe und jedenfalls mit freier Hand zurückkäme, denn wenn im widrigen Falle dergleichen vorgegangen wäre, würde er es nicht ratificiren und gutheißen. Nun mußte der Prinz sich fügen. Er ließ durch Marwitz, den er voraussandte, dem Vater seinen Gehorsam versichern und sein Bedauern darüber aussprechen, daß sein Ausbleiben ihm unschuldiger Weise Argwohn zugezogen. Der Gedanke, daß der Kurfürst ihn bei seiner Rückkehr übel behandeln könnte, hätte ihn sehr betrübt, das wäre aber nun Alles vorbei.

Zu den Kosten der Reise und zur Bezahlung der Schulden mußten die preußischen Stände 5 Groschen von jeder Hufe, im Ganzen 7000 Thaler unter dem Titel „für des Kurprinzen Friedrich Wilhelm Studien" bewilligen.

Im April 1638 schiffte der Prinz sich in Amsterdam

ein und gelangte nach stürmischer ungünstiger Ueberfahrt erst um die Mitte des Mai nach Hamburg. Seine Eltern traf er in Spandau, wo der Kurfürst Hof hielt.

Unter den Festlichkeiten, welche zur Feier seiner Rückkehr in Berlin veranstaltet wurden, war auch das große von Graf Schwarzenberg gegebene Mahl, bei dem der Prinz plötzlich erkrankte und vergiftet zu sein glaubte, während der Verlauf herausstellte, daß es nur der Anfang der Maserkrankheit gewesen, der sich über Tafel eingestellt hatte. Der Ausschlag trat in so heftiger Form auf, daß die Aerzte nicht ohne Besorgniß waren. Georg Wilhelm nahm jedoch die Sache ziemlich leicht, ging auf die Jagd, ließ sich dabei von seinem Leibarzt begleiten und nöthigte trotz dessen Abrathen den Sohn, ihm nach Spandau und am 20. August nach Königsberg zu folgen. Bei dem schlechten Zustand der Wege dauerte eine solche Reise damals in der Regel drei Wochen. Diesmal traf der Hof aber erst am 1. Oktober in der preußischen Hauptstadt ein, weil die Fahrt durch einen Rückfall der Krankheit verzögert wurde.

Der junge Friedrich Wilhelm wußte seinen Haß und seinen Argwohn gegen den allmächtigen Minister, der als Statthalter in der Mark zurückblieb, sehr gut zu verbergen, er trat sogar mit ihm in Correspondenz und nahm seine Vermittelung dem Vater gegenüber in Anspruch, der, nur auf sein eigenes Wohlleben bedacht,

den Sohn ohne Geld und ohne Beschäftigung ließ, so daß sich derselbe in Erinnerung an die glücklichen in Holland verlebten Zeiten höchst unbehaglich und melancholisch fühlte. Schwarzenberg's Bitten und Vorstellungen hatten keinen Erfolg, und das Verhältniß zwischen Vater und Sohn nahm eine sehr verdrießliche Färbung an, bis die Erkrankung des Kurfürsten und dessen am 1. Dezember 1640 erfolgter Tod dazwischen trat. Unverzüglich ging der Erbe der Herrschaft an seine große Arbeit.

Der junge Fürst erkannte sehr wohl, daß ihm die Aufgabe geworden, ein verarmtes, durch die Mißregierung des Vaters in den Augen aller Welt politisch tief gesunkenes Land aus der Erniedrigung zu heben. Allein die politischen Verhältnisse in ganz Deutschland und namentlich in der Mark Brandenburg waren im Jahre 1640 von so verwickelter Art und in einen Knäuel scheinbar so unentwirrbarer Schwierigkeiten zusammengeflochten, daß selbst der größte Geist damals einen bestimmten Ausweg aus diesem Labyrinthe kaum zu suchen, vielweniger zu finden hoffen durfte. Zwar lagen die Anzeichen vor, daß allgemeine Erschöpfung die kämpfenden Theile allmählich zum Frieden führen müßte und der Krieg nicht ewig dauern könnte, aber wie es gelingen sollte, die verschiedenen einander gegenüberstehenden Ansprüche, Forderungen und Wünsche zu vereinigen, das schien ein unauflösliches Räthsel.

Unter so wechselnden, von unbestimmten Erfolgen abhangenden Zuständen und Ereignissen konnte der junge Kurfürst sich unmöglich von vorn herein eine feste Bahn vorzeichnen, auf der er vorwärts schreiten wollte. Allerdings stand im Großen und Ganzen ein Bild vor seiner Seele, nach dessen Verwirklichung er dann auch sein ganzes Leben lang gestrebt und gearbeitet hat, und welches auf den Anschauungen beruhte, die er während seines Aufenthaltes in Holland gewonnen.

Er selbst war geboren, als der Krieg schon seit zwei Jahren wüthete, und sein ganzes Leben bis zu dem Augenblick, wo er zur Regierung kam, lag innerhalb dieses Krieges. Die brandenburgischen Erbländer, mit ihren immer noch nicht überwundenen halb slavischen Elementen, entbehrten der sittlichen Widerstandskraft, welche sie davor hätte schützen können, durch den Krieg in einen Zustand völliger Verwilderung zu gerathen. Heimathlos irrte ein großer Theil Landvolks in den Marken um die Trümmer ihrer zerstörten Wohnplätze, und über diesen verarmten entsittlichten Massen wehten die bunten Flitter einer kümmerlichen Hofpracht in abschreckendem Gegensatze. Der Schein des Fürstenglanzes, der nur dann einen Werth und eine Berechtigung hat, wenn in ihm sich die höchste Blüthe einer entwickelten Cultur und zugleich die Attribute höchster Machtfülle offenbaren, war herabgewürdigt zu herzloser Verhöhnung des allgemeinen Elends und zum Mittel

rohen Genusses für einen schwachen unmännlichen Herrscher, der wehr- und waffenlos in die Hände jedes andringenden Feindes gegeben war.

Der Kurprinz hatte in den Niederlanden mitten unter dem Kriegslärmen und unter dem Donner der Geschütze gelernt, daß es einen Zustand der Gesittung und der Ordnung gebe, den eine gebildete Nation auch bei den ungünstigsten gewaltsamsten Verhältnissen festzuhalten vermag, er hatte ein thätiges gewerbfleißiges Volk gesehen, welches trotz der kleinen Zahl seiner Bürger und trotz seines geringen Ländergebietes sich eine ehrenvolle Stellung unter den Staaten Europa's erkämpft hatte und Freunden und Feinden Hochachtung gebot. Ueber ein solches Volk zu herrschen, mußte ein beneidenswerthes Loos sein, und Friedrich Wilhelm beschloß, die volle unentweihte Jugendkraft, deren er sich bewußt war, an dieses Ziel zu setzen. Aber um die dazu nöthige Entwickelung seines Volkes möglich zu machen, mußte er vor allen Dingen seine Grenzen gegen den Andrang äußerer Feinde schützen können, und so ist die Errichtung einer achtunggebietenden Heeresmacht und die Förderung der Cultur des Landes die Doppelaufgabe geblieben, welche er in jedem Augenblicke seiner langen und glorreichen Regierung unablässig und unabwendlich vor Augen gehabt hat.

Unmittelbar nach des Vaters Tode hätte der neue Kurfürst sehr gern seine vorzüglichste Thätigkeit auf das

Herzogthum Preußen gerichtet, weil bei der Erschöpfung der übrigen Landestheile diese Provinz allein noch im Stande war, ihm die Mittel für seine beabsichtigten Unternehmungen zu gewähren, und weil er wegen der Lehnsabhängigkeit von Polen vor erlangter Genehmigung Seitens des polnischen Königs nicht einmal berechtigt war, die Regierung in Preußen anzutreten. Es wurden deshalb auch sofort die Verhandlungen eingeleitet. Um dafür freie Hand zu behalten, wollte der Kurfürst die Zustände in der Mark für's Erste scheinbar beim Alten belassen, doch scheiterte diese Absicht daran, daß seine schwierige Lage dem Kaiser und den Schweden gegenüber ihn zu eingreifendem Handeln drängte. Er hatte nämlich schon am 2./12. Dezember den Kammerjunker von Schulenburg nach Berlin gesendet, um den Grafen Schwarzenberg zu ersuchen, die Mühwaltung des Statthalteramtes auch fernerhin zu übernehmen, besonders aber seine Sorgfalt auf die Festungen zu richten, deren Besatzungen bis auf Weiteres in den bisherigen Verhältnissen bleiben könnten, wobei es ihm jedoch lieb sein würde, wenn dem Feinde (den Schweden) hier und da Abbruch geschähe[1]). Schwarzenberg war

[1]) Den ihm mündlich ertheilten Auftrag, den Minister zu bewegen, nach Königsberg zu kommen und wegen seiner Vertretung in der Zwischenzeit Vorschläge zu thun, hat Schulenburg nicht ausgerichtet, um bei Schwarzenberg nicht Argwohn zu erregen.

hoch erfreut über diese Mittheilung, und da ihm Alles erwünscht sein mußte, was den Bruch mit Schweden noch verschärfen konnte, so ließ er sogleich einige Streifzüge gegen die in der Lausitz und an der mecklenburgischen Grenze in den Winterquartieren liegenden feindlichen Truppen unternehmen, wodurch diese so gereizt wurden, daß sie unter General Stahlhantsch in die Marken einbrachen, das befestigte Zossen wegnahmen und plündernd und brennend bis vor die Thore Berlins rückten. Schwarzenberg zog nun eilig die Truppen aus der Umgegend, auch einige sächsische Hilfsvölker zusammen und ließ im ersten Schrecken zur Vertheidigung die Vorstädte Berlins niederbrennen, wodurch unsägliches Unheil unter den so schon auf's Aeußerste gebrachten Einwohnern verbreitet ward.

Inzwischen hatten die märkischen Stände sich an den Kurfürsten gewendet und gebeten, der Feindschaft mit den Schweden ein Ende zu machen, sie von Schwarzenberg's tyrannischer Herrschaft zu befreien und selbst die Regierung zu übernehmen. Das stimmte so sehr mit Friedrich Wilhelm's eigenen geheimen Wünschen, daß er sofort den Befehl abschickte, jeden Angriff gegen die Schweden zu unterlassen und sich lediglich auf die Vertheidigung zu beschränken. Leider traf dieser Gegenbefehl zu spät und erst zu einer Zeit ein, als das Unheil schon geschehen war, wobei man

sich erinnern muß, daß ein Brief von Königsberg nach Berlin damals wohl vierzehn Tage unterwegs war.

Zu noch weiteren Unruhen gab es Veranlassung, daß der Kurfürst mit Umgehung Schwarzenberg's durch eigens abgesandte Commissarien den Commandanten der Festungen anbefehlen ließ, ihre Garnisonen, von welchen der Minister bisher nur den Handschlag an Eidesstatt gefordert hatte, nunmehr förmlich in Eid und Pflicht zu nehmen. Die Truppen waren nämlich, wie wir gesehen haben, fast alle für kaiserliches Geld angeworben, die Regimenter führten kaiserliche Fahnen und hatten dem Kaiser Treue geschworen. Deshalb weigerten sich auch, mit Ausnahme Burgsdorf's, alle Commandanten, Rochow in Spandau und Goldacker in Peitz, so wie der Obrist von Kracht in Berlin, mit gutem Grunde, dem Kurfürsten allein zu schwören, und Rochow drohte sogar, wenn man Gewalt gegen ihn brauchen wollte, die Festung in die Luft zu sprengen. Auch waren diese Officiere außerdem in großer Aufregung und Besorgniß, weil der Kurfürst sie wegen der von ihnen verübten Erpressungen und wegen des Soldes, welchen sie für Mannschaften erhoben hatten, die gar nicht bei den Fahnen waren, zur Untersuchung ziehen wollte. Hier konnte mit Gewalt Nichts ausgerichtet werden. Man nahm zur List seine Zuflucht. Die widerspenstigen Obristen wurden zutraulich gemacht

und auf einer Jagdpartie, zu der man sie eingeladen, gefangen genommen. Man ließ sie jedoch sehr bald entwischen, und sie gingen zum Kaiser, der sie unter vortheilhaften Bedingungen in österreichische Dienste nahm. Auch die Regimenter überließ der Kurfürst dem Kaiser auf dessen Verlangen und behielt nur 2000 Mann zu Fuß und eine Garde von 200 Reitern, zu denen später noch 900 Leibgardisten zu Fuß kamen. Diese 3100 Mann wurden nun ausschließlich dem Kurfürsten vereidigt.

Schwarzenberg, den man bei der ganzen Angelegenheit übergangen hatte, mußte nun wohl inne werden, daß sein Sturz beschlossen war, um so mehr, als der Kurfürst ihm die in Händen habenden Blankets Georg Wilhelm's abfordern ließ, und die von dem Minister gestürzten Räthe Siegismund Götze und Gerhard Rumelian von Kaldhun, den Bruder seines Erziehers, zu sich nach Königsberg beschied. Auch wurde bekannt, daß die brandenburgischen Gesandten in Regensburg von Friedrich Wilhelm direct instruirt waren, für jetzt mit dem Kaiser nicht weiter wegen Pommerns zu unterhandeln. Schwarzenberg gerieth über diese immer dringender werdenden Zeichen der kurfürstlichen Ungnade in fieberhafte Aufregung. Durch Soldatenexcesse in seiner unmittelbaren Nähe wurden dieselben vermehrt, und er starb plötzlich am 4. Mai 1641 [1]).

[1]) Die Aerzte gutachteten, er sei an gebrochenem Herzen gestorben, „da sonst alle anderen viscera gesund gewesen." Im

Der Kurfürst ließ sofort die Papiere des Grafen mit Beschlag belegen, doch ist nicht bekannt geworden, daß durch die angestellte Untersuchung ein eigentliches Verbrechen des Verstorbenen zu Tage gekommen wäre. Der Sohn des Ministers machte als Coadjutor seines Vaters Ansprüche auf das Heermeisterthum in Sonnenburg, welches Georg Wilhelm seinem Günstling verschafft hatte, und stellte noch andere Forderungen von beträchtlicher Höhe. Friedrich Wilhelm aber, der durch aufgefangene Briefe die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der jüngere Schwarzenberg gegen ihn beim Wiener Hofe intriguirte, ließ denselben festnehmen. Er entkam jedoch nach Oesterreich, wo ihm der Kaiser dazu verhalf, daß er durch Zahlung von 300,000 Thalern für seine sämmtlichen Ansprüche an das Kurhaus Brandenburg abgefunden wurde.

Zum Nachfolger des verstorbenen Ministers ernannte Friedrich Wilhelm den hinterlassenen Sohn des Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, welcher sich bemühte, auf jede Weise die Absichten des Kurfürsten zu befördern.

Gleichzeitig war Leuchtmar zu Oxenstierna nach

Publikum ging lange die Sage, der Kurfürst habe ihn heimlich enthaupten lassen. Daß dies nicht geschehen, hat eine 1777 erfolgte Oeffnung der Gruft ergeben, bei welcher der berühmte Arzt Heim gegenwärtig war und die Knochen des Halses sämmtlich unbeschädigt fand. Cosmar, Schwarzenberg, Beilage XV.

Pommern gesandt worden, um einen Waffenstillstand von Schweden zu erlangen, der denn auch nach langen und sehr eifrigen Unterhandlungen am 17. Juli 1642, freilich unter äußerst lästigen Bedingungen abgeschlossen wurde[1]). Die Schweden blieben vorläufig Herren in der Altmark und behielten die Städte Frankfurt, Krossen, Landsberg, Driesen und Gardelegen besetzt. Das Beste war, daß sie sich verpflichteten, ihr Kriegsvolk nur bei unvermeidlichen Durchzügen die Marken betreten zu lassen, und daß alle Freibeuter von beiden Theilen wie Räuber angesehen und bestraft werden sollten. Wegen Einquartierung und Verpflegung wurde vertragsmäßige Einigung vorbehalten.

Für seine Tante, die Wittwe Gustav Adolph's, welche sich im Hader mit den schwedischen Ständen nach Preußen begeben hatte, erlangte Friedrich Wilhelm die Festsetzung eines Jahrgehaltes von 3000 Thalern und Ausantwortung des königlichen Mobiliarvermögens.

Die Annäherung an Schweden, welche aus diesen Verhandlungen hervorging, mußte natürlich in Wien einen üblen Eindruck machen, besonders weil der Kurfürst sich verpflichtet hatte, keinem Feinde Schwedens, also auch dem Kaiser nicht, den Durchzug durch sein Land zu gestatten. Friedrich Wilhelm, der sich wohl bewußt war, daß seine Handlungsweise mit den Be=

---

1) Droysen, Preußische Politik, im betreffenden Bande p. 89.

stimmungen des Prager Friedens im Widerspruch stand, suchte sich mit der Nothwendigkeit zu entschuldigen, seinem erschöpften Lande auf jede mögliche Art Erleichterung zu gewähren. Der Kaiser benahm sich sehr gemäßigt, denn aus dem gesammten Auftreten des jungen Kurfürsten hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß Brandenburg sich aus der verächtlichen Lage zu erheben beginne, in welche es unter der vorigen Regierung gerathen war. Deshalb erfolgte auch die Belehnung mit den Reichslanden ohne Schwierigkeit, und nur die Bestimmung über die Cleve'schen Antheile ließ man in der Schwebe. Das Herzogthum Jägerndorf zurückzugeben verweigerte indessen der Kaiser geradezu, indem er sich auf die Unmöglichkeit berief, diese Besitzung dem Fürsten von Lichtenstein, der sie durch kaiserliche Verleihung inne habe, zu entreißen.

Die polnische Belehnungssache, welche dem Kurfürsten nächst den schwedischen Angelegenheiten vor allen Dingen am Herzen lag, konnte nicht ohne mannichfache Schwierigkeiten in's Reine gebracht werden.

Georg Wilhelm hatte sich vergebens bemüht, schon bei seinen Lebzeiten dem Sohne die Belehnung mit dem preußischen Herzogthum zu verschaffen, denn die Polen hielten eifersüchtig darauf, ihre Oberherrschaft mit Allem, was daraus folgte, zu behaupten und zur Schau zu tragen. Sie nahmen es deshalb dem Kurfürsten schon sehr übel, daß derselbe mit dem bei seines

Vaters Tode versammelten Landtage ohne eingeholte Erlaubniß weiter verhandelte, und auf's Bestimmteste widersetzten sie sich seinem Verlangen, schon jetzt die Regierung des Landes zu übernehmen, welche die Krone Polen vielmehr bis zur feierlichen Investitur ihres Vasallen durch Commissarien verwalten wollte. Ebenso bestimmt ließ indessen Friedrich Wilhelm durch seinen Gesandten in Warschau erklären, daß er das nicht zulassen würde und mit Hilfe von reichlichen Bestechungen, welche der König und die Königin von Polen ebenso gut wie die Großwürdenträger des Reiches anzunehmen nicht verschmähten, setzte er endlich seinen Willen durch, und am 21. April 1641 wurde ihm die Regierung förmlich übergeben. Das persönliche Erscheinen in Warschau vermochte er jedoch nicht abzuwenden, sogern er das auch, theils wegen des Ehrenpunktes, theils wegen der mit einer feierlichen Huldigungsreise verbundenen Kosten von sich abgewendet hätte. Ueber die Bedingungen der Belehnung kam nach langen schwierigen Unterhandlungen eine Vereinigung dahin zu Stande, daß der Kurfürst geloben mußte, mit keinem Feinde der Republik einen Neutralitätsvertrag zu schließen, die Festungen Pillau und Memel nur solchen Befehlshabern anzuvertrauen, welche der Krone Polen genehm wären, und die Berufungen von den preußischen Gerichten an die polnischen in bürgerlichen und peinlichen Sachen zu gestatten, außerdem aber jährlich

30,000 Gulden und im Kriegsfalle sogar das Doppelte zu zahlen. Auch in Beziehung auf die Religionsangelegenheiten blieb es bei der Ausschließung der Reformirten von öffentlichen Aemtern und der freien Religionsübung für die Katholiken, denen in Königsberg noch eine neue Kirche erbaut werden sollte. Der polnische Reichstag, welcher gerade beisammen war, wollte mit diesen Bedingungen sich noch nicht zufrieden geben, ja es wurden Stimmen laut, welche den Kurfürsten, weil er die Regierung thatsächlich vor der erfolgten Genehmigung Polens angetreten hätte, geradezu des Bruches der Lehnstreue beschuldigten und ihn des Herzogthums verlustig erklären wollten. Auch die preußischen Stände beharrten fortwährend bei ihren alten Beschwerden. Zum Glück ging der Reichstag bald auseinander, und es konnte nun der 8. October als der Tag festgesetzt werden, wo in Warschau der große Staatsact vor sich gehen sollte.

Friedrich Wilhelm reiste mit seinem Gefolge am 29. September ab und traf den 3. October in Dziekanowo ein, wo er verweilte, bis am 5. die Nachricht kam, daß der Reichstag geschlossen sei. Sogleich setzte der Kurfürst sich zu Pferde und ritt der Hauptstadt entgegen. Eine Meile vor Warschau kamen zwei Abgesandte des Königs, ihn zu begrüßen und um Entschuldigung zu bitten, daß man ihn, der kothigen Wege halber, um die Stadt herumführen müsse. Unweit des

Stadtthors kam der König mit seinem Gefolge ihm entgegen, Friedrich Wilhelm stieg vom Pferde, seinen Lehnsherrn zu begrüßen, und auch dieser stieg nun ab, und unter Beobachtung des strengsten Ceremoniells zogen dann beide Fürsten gemeinschaftlich in die Residenz ein. Am achten October ging nunmehr mit möglichstem Glanze und im Beisein einer zahlreichen Menge von Würdenträgern und Edelleuten die Belehnung vor sich, „friedsam und still" wie es in einem gleichzeitigen Berichte heißt. „Es haben sich zwar Einige unterstehen wollen, dawider aufzutreten, aber der König hat sie bedrohen lassen, daß sie, wenn sie ihr Vorhaben ausführten, von den Stiegen sollten hinuntergeworfen werden. Den päpstlichen Nuntius (der gegen die weltliche Regierung des Herzogthums Preußen bei jeder Gelegenheit Protest erhob) haben Ihre Majestät auch so weit gestillt, daß er nicht öffentlich aufgetreten, sondern seine Protestation, soviel es an ihm selber giltig sein kann, in Schriften übergeben."

Mit Banketten, Schmausereien und einem prachtvollen Ballet, welches man seit Monaten mit vielen Kosten eingeübt hatte, wurden noch die nächsten drei Tage hingebracht, bis am 12. October die Abschiedsaudienz stattfand. Allerlei Versuche, noch neue Zugeständnisse von dem Kurfürsten zu erlangen, lehnte derselbe mit der Bemerkung ab, daß er gegenwärtig nur zur Ableistung des Huldigungseides gekommen sei und

sich auf andere Geschäfte nicht einlassen könne. Ebenso wich er dem Plane, ihn zu einer Verlobung mit des Königs Schwester zu bringen, durch die ritterliche Bemerkung aus, daß, so lange seine Länder nicht vollständig des Friedens genössen, er nach keiner anderen Braut als nach seinem Degen sich umsehen dürfe.

Dem polnischen Hofe flößte die persönliche Erscheinung des jungen Fürsten und sein kluges und taktvolles Benehmen unverkennbar große Hochachtung ein, und man ward in Warschau so gut wie in Wien gewahr, daß man mit dem brandenburgischen Hause in Zukunft nicht mehr werde wie bisher verfahren dürfen. Desto argwöhnischer bewachten die Polen jeden Schritt des Kurfürsten, und als man erfuhr, daß derselbe den von Gustav Adolph's Anwesenheit in Berlin sich herschreibenden Gedanken an eine Verheirathung mit der Königin Christine von Schweden wieder aufgenommen und zu dem Ende seine Geheimenräthe Götz und Kalchun als Unterhändler nach Stockholm geschickt hätte, so ließ König Wladislaus ihm ankündigen, daß die Krone Polen nicht gestatten könne, daß ihr Vasall nach einem Throne strebe, auf welchen der König von Polen selbst das nächste Anrecht habe, und daß eine Verbindung mit Polens Erbfeindin den Lehnsverband zerreißen müsse.

Der junge Kurfürst erschien übrigens als ein so wünschenswerther Gatte für die Prinzessinnen aller

Reiche, daß, wie Pöllnitz erzählt, sogar Kaiser Ferdinand den Versuch machte, eine Vermählung desselben mit seiner Tochter, der Erzherzogin Maria Anna zu Stande zu bringen, welche er so reichlich auszustatten versprach, daß sie in Ansehung des Vermögens der Königin Christine Nichts nachgeben sollte. Friedrich Wilhelm soll das Anerbieten für kein ernstliches gehalten und deshalb die Ungleichheit der Religion mit soviel Nachdruck als Hinderniß hervorgehoben haben, daß weitere Unterhandlungen dadurch abgeschnitten wurden.

Der Kurfürst hatte sich nach Beendigung der polnischen Belehnungsangelegenheit in das Herzogthum Preußen begeben, um sich daselbst von den Ständen huldigen zu lassen. Adel und Geistlichkeit fügten sich alsbald und bewilligten auch die geforderten Steuern. Die Städte dagegen, besonders Königsberg, verweigerten den Huldigungseid, bis ihren Beschwerden Abhilfe geschafft wäre. Man mußte den Landtag unverrichteter Sache auseinander gehen lassen, und erst am 28. Februar 1642 konnten diese Streitigkeiten soweit beigelegt werden, daß die Städte, aber auch dann nur „ohne Präjudiz ihrer wohlhergebrachten Freiheiten," sich zur Huldigung bequemten und „ein ansehnliches Honorarium unterthänigst offerirten, wodurch das gute Vernehmen mit der ganzen Bürgerschaft um soviel mehr und fester stabiliret worden."

Der Haß gegen die Reformirten spielte bei diesen

Zerwürfnissen keine geringe Rolle, denn derselbe war so heftig, daß man in Königsberg Unruhen befürchtete, weil der reformirte Hofprediger Bergius für den Kurfürsten Georg Wilhelm die Leichenpredigt halten sollte, und der König von Polen fand es nöthig, deshalb eine ausdrückliche Abmahnung zu erlassen.

Die Mark Brandenburg war in Folge des mit den Schweden abgeschlossenen Waffenstillstandes nicht mehr unmittelbar in den Krieg verwickelt, aber die Leiden und Lasten des Landes verminderten sich deshalb doch nur um ein Geringes. Torstenson's reißend schnelle Züge, auf denen er zwei Mal bis in die Nähe von Wien vorgedrungen, zwei Mal wieder bis an die See zurückgedrängt wurde, hatte zur Folge, daß sowohl die Kaiserlichen als die Schweden große Strecken der Mark durchzogen. Dabei wurden die für das erschöpfte Volk fast unerschwinglichen Verpflegungsleistungen zum Unterhalte der noch zurückgebliebenen schwedischen Besatzungen forterhoben und veranlaßten nur zu gegründete Klagen der Städte und der Stände.

Erst als der Kaiser in seiner Noth die Dänen (indem er ihnen die Erwerbung der Bisthümer Bremen und Verden nebst Theilen von Mecklenburg in Aussicht stellte) zum Kriege gegen Schweden angereizt hatte, und Torstenson dadurch genöthigt wurde, zu seiner Verstärkung die Besatzungen der märkischen Städte an sich zu ziehen und sich nach Holstein zu wenden, trat einige

Erleichterung ein. Zwar versuchte man hinterlistiger Weise österreichischerseits den Kurfürsten dahin zu bewegen, daß er nach Entfernung des schwedischen Heeres sich Pommerns bemächtigen sollte, allein Friedrich Wilhelm durchschaute die ihm gestellte Falle und blieb bei seinem Entschlusse, es für's Erste nicht mit den Schweden zu verderben.

Er behielt vielmehr seinen hauptsächlichsten Zweck unverrückt im Auge, nämlich sich, wenn auch natürlich nur allmählich und nach und nach, eine achtunggebietende Kriegsmacht zu verschaffen. Dazu bot ihm die Unterhandlung mit der Landgräfin von Hessen wegen theilweiser Räumung der cleve'schen Lande einen erwünschten Anknüpfungspunkt. Die Franzosen hatten ihren Angriffsplan auf den Oberrhein gerichtet und sollten von der Landgräfin unterstützt werden. Dazu bedurfte dieselbe der Besatzungstruppen, welche in den cleve'schen Festungen und Städten lagen. Daß diese Orte alsdann dem Kurfürsten eingeräumt würden, lag im Interesse aller Gegner des Hauses Oesterreich. Die Holländer, welche ebenfalls über ihre Truppen frei verfügen wollten, um sie gegen die Spanier zu führen, ließen sich aus demselben Grunde bereit finden, Duisburg und Dinslaken zu räumen, und so kam unter französischer Vermittelung am 19. October 1643 ein Vertrag zu Stande, kraft dessen die von den Hessen und den Holländern geräumten Plätze dem Kurfürsten übergeben

werden sollten. Als aber Friedrich Wilhelm nun daran ging, eine Anzahl von Truppen auszuheben, um mit denselben diese Städte und Festungen zu besetzen, da erregte das sofort den heftigsten Argwohn der Hessen und des kaiserlichen Hofes, und der hessische Obrist Rabenhaupt überfiel sogar eine Schaar dieser neugebildeten Mannschaft, welche zur Besetzung von Xanten dienen sollte, machte einen Theil derselben zu Gefangenen und tödtete viele der übrigen. Friedrich Wilhelm forderte in größter Entrüstung, daß diesem Officier der Kopf vor die Füße gelegt würde, und die Landgräfin versprach auch Genugthuung, der Kurfürst mußte sich indessen mit einer schriftlichen Abbitte begnügen. Dagegen gelang es ihm die lästige Bedingung los zu werden, wonach die Hessen den cleve'schen Landen nur für den Fall hatten Neutralität zugestehen wollen, daß der Kaiser bewogen würde, die Festung Hamm zu räumen. Durch diese und ähnliche Zwischenfälle wurde die wirkliche Räumung der cleve'schen Landestheile um mehrere Jahre verzögert, doch warb der Kurfürst inzwischen immer neue Truppen an, so daß er im Jahre 1646 seine Heeresmacht auf 8000 Mann gebracht hatte, die man als das Fundament und den Kern bezeichnen kann, aus welchem nach und nach die preußische Armee erwachsen ist. Der Kaiser sah nicht ohne Argwohn auf diese kriegerischen Unternehmungen Friedrich Wilhelm's, welcher deshalb durch seinen Gesandten ausdrücklich

erklären ließ, daß nur die Noth ihn zu solchen Rüstungen gezwungen hätte, und daß ebenso auch die Noth ihn dahingebracht, mit den Schweden Waffenstillstand zu schließen. Seine Treue gegen den Kaiser würde dadurch nicht beeinträchtigt. Ferdinand ertheilte eine gnädig gefaßte Antwort. Er wollte dem Kurfürsten durchaus nicht das Recht bestreiten, Truppen auszuheben, und ihm auch die Verfügung über den Theil derselben, die er zu seiner Sicherheit bedürfte, nicht verkümmern, die übrigen aber möchte er zu dem kaiserlichen Heere stoßen lassen, um Westphalen gegen die Franzosen schützen zu helfen.

Diesem Ansinnen wich der Kurfürst mit höflicher Erwiederung aus, konnte dafür aber auch nicht erlangen, daß ihm ein Befehl für den General Gallas eingehändigt würde, damit dieser seine unerhörten Erpressungen bei Gelegenheit des Durchzugs der Kaiserlichen durch die Mark einstellte. Der Kaiser, hieß es, richte seine Befehle an die Generale unmittelbar selbst und werde das Nöthige verordnen [1]).

Der Argwohn, welchen die immer noch sehr unbedeutende brandenburgische Kriegsmacht überall erregte, gab Zeugniß dafür, daß man einsah, wie die vielversprechende Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's geeignet war, von nun an seine Länder zu einer achtunggebie-

[1]) Puffendorf, I. 53.

tenden Macht zu erheben. Es wurde klar, daß bei dem von allen Parteien ersehnten Zustandekommen des allgemeinen Friedens die Stimme des Kurfürsten von Gewicht sein würde, und diesem Umstand ist es auch zuzuschreiben, daß die Franzosen es der Mühe werth hielten, ihm in der cleve'schen Sache ihre guten Dienste zu leisten. Mazarin äußerte sich sogar so, als hätte er den Plan, den Kurfürsten mit der Tochter des Herzogs von Orleans zu verloben, um ihn dadurch desto fester an das französische Interesse zu knüpfen.

Mit den Friedensunterhandlungen wollte es nun wirklich Ernst werden. Wir haben gesehen, daß bereits auf der Regensburger Versammlung die Städte Münster und Osnabrück zum Ort der Zusammenkunft für die Abgeordneten aller Betheiligten ausgewählt wurden, indessen verzögerte sich durch die unabsehbar weitläufigen Vorverhandlungen unter den zahlreichen Betheiligten der eigentliche Anfang des Friedensgeschäftes bis 1645. Münster war der Ort, wo die Franzosen gewissermaßen ihr diplomatisches Hauptquartier aufgeschlagen hatten, während Osnabrück den Mittelpunkt des schwedischen Einflusses bildete.

Der Kaiser hatte seit langer Zeit schon dahin gearbeitet, sich selbst als den alleinigen, oder doch als den hauptsächlichsten Vertreter der sämmtlichen deutschen Angelegenheiten bei der Friedensversammlung hinzustellen, und er hatte in diesem Sinne schon in Regens-

burg den Beschluß durchgesetzt, daß vorläufig ein Deputationstag in Frankfurt abgehalten würde, angeblich um die Verbesserung der Reichsgerichte zu berathen, durch welche am sichersten die Einigkeit in den deutschen Landen hergestellt werden könnte. Man wurde aber bald von verschiedenen Seiten inne, daß hinter diesem Vorwand sich nur die weitergehenden Pläne des österreichischen Hauses verbargen. Friedrich Wilhelm weigerte sich deshalb anfangs ganz und gar zu erscheinen, und nur um den Vorwurf abzuwenden, daß durch seine Hartnäckigkeit das ganze Friedenswerk gefährdet würde, verstand er sich später dazu, Gesandte nach Frankfurt zu schicken. Er ernannte den großen Juristen Wesenbeck zu seinem Vertreter, und die Erklärungen, die derselbe abzugeben hatte, liefen im Wesentlichen darauf hinaus, daß der angebliche Hauptzweck der Zusammenkunft, nämlich die Verbesserung der Reichsgerichte, nur dann ausführbar wäre, wenn es zu einem allgemeinen Frieden käme, und daß an dem Friedenswerke nicht etwa der Kaiser allein, oder wie es ebenfalls beantragt wurde, blos die Kurfürsten persönlich mitarbeiten sollten, sondern daß alle deutschen Fürsten und Stände ihre Interessen bei dem großen Congresse selbst wahrnehmen müßten, weil sie sich das ihnen zustehende Recht über Krieg und Frieden zu beschließen nicht würden nehmen lassen.

Mit größtem Nachdruck aber widersprach der Kur=

fürst dem Ansinnen, daß in Münster und Osnabrück zuerst die Staatsangelegenheiten allein geordnet werden, und die Religionsstreitigkeiten einer später einzuberufenden Versammlung vorbehalten bleiben sollten. Er drang vielmehr unter Zustimmung der meisten Fürsten auf die ungetrennte Beilegung der politischen und kirchlichen Zwistigkeiten, und so wurden die Absichten des Kaisers vereitelt, und der Frankfurter Tag ging am 11. April 1644 unverrichteter Sache auseinander, um sich demnächst bei dem allgemeinen Congreß in Münster wieder zu versammeln.

Wie dringend auch sämmtliche Fürsten und Völker das Ende des unheilvollsten aller Kriege herbeisehnten, so war doch kaum Einer unter ihnen, welcher des Friedens bedürftiger gewesen wäre als der Kurfürst von Brandenburg, denn kein Land war ärger verwüstet und dem vollständigen Ruine näher gebracht, als das Gebiet Friedrich Wilhelm's.

Die Gesandtschaft, welche seine Rechte bei dem großen Congresse wahrnehmen sollte, bestand aus dem Grafen Wittgenstein, dem hauptsächlich die Repräsentation oblag, während die eigentlichen Arbeiten, und zwar für Osnabrück den Geheimräthen v. Löben und Wesenbeck[1]), für Münster dem von der Heyden und

[1]) Dieser trat an die Stelle des ursprünglich ernannten, aber bald von einem Schlagfluß getroffenen Fritze.



Portmann, und später dessen Nachfolger Fromhold, oblagen.

Die Instructionen, welche der Kurfürst diesen Gesandten mitgab, konnten sich naturgemäß für's Erste nur auf das Allgemeinste beschränken, weil erst durch die Verhandlungen selbst die eigentlichen Thatfragen sich herausstellen mußten. Vor allen Dingen wurde ihnen eingeschärft, der Würde ihres Herren Nichts zu vergeben und auf genaue Befolgung der Etiquette zu halten. Sie sollten sich keine Zurücksetzung gegen die Gesandten anderer Kurfürsten und auch nicht gegen den der Republik Venedig gefallen lassen [1]). Bei allen Abstimmungen und Berathungen, so wie bei der Bildung von Ausschüssen und Deputationen sollten sie darauf halten, daß niemals die Katholiken allein ohne Zuziehung der Protestanten Etwas beschließen. Sie sollten sich niemals der Majorität unbedingt unterwerfen, sondern dem Kurfürsten die Entscheidung vorbehalten. Eine zu große in's Auge fallende Annäherung an Frankreich oder Schweden müßte vermieden werden, um den Argwohn des Kaisers nicht zu erregen. Ihre verspätete Ankunft sollten sie mit dem traurigen Zustande der Mark entschuldigen, welcher die möglichste Abkürzung des Aufenthaltes der Gesandten am Orte ihrer Bestimmung erheischte. Von den französischen Ge-

---

[1]) Puffendorf, II. 17. seq.

sandten sollten sie die erste Visite erwarten. Mit denselben war bereits vorher weitläufig darüber verhandelt worden, daß der Kurfürst den König von Frankreich in der Anrede mit dem Titel Majestät beehrte, den er sonst nur seinen beiden Lehnsherren, dem Kaiser und dem Könige von Polen zugestand, während die Anrede an die übrigen Könige „Euer königliche Würde," regia dignitas, lautete. Die Franzosen versprachen als Gegenleistung dafür zu sorgen, daß der venetianische Gesandte nicht den Vortritt vor dem brandenburgischen erhielte, und daß dieser nur den Gesandten der gekrönten Häupter und denjenigen Kurfürsten nachstehe, welche im Kollegium den Sitz über ihm einnahmen.

Diese Etiquettefragen, welche zwischen den zahllosen Theilnehmern bei dem Friedenscongresse nach allen Seiten hin auf's Umständlichste und Hartnäckigste verhandelt wurden, nahmen soviel Zeit in Anspruch, daß der Beginn des eigentlichen Friedensgeschäftes dadurch länger als ein Jahr verzögert wurde. Die ungemeine Wichtigkeit, welche man solchen Aeußerlichkeiten beilegte, lag im Geiste der Zeit. Die scharfe Sonderung der Stände, die ihren Ausdruck unter anderen auch in den Kleiderordnungen fand, welche den Abstand zwischen den Personen verschiedenen Ranges auf den ersten Blick kenntlich machten, brachte ein ebenso scharfes Aufmerken jedes Einzelnen darauf mit sich, ob ihm auch die gebührende Ehre von jedem Anderen erwiesen würde.

Hohe und Niedere bewachten einander in dieser Beziehung mit größter Eifersucht, und die Fürsten waren es, die bei ihrem diplomatischen und persönlichen Verkehr den allergrößten Werth auf die Beobachtung aller Förmlichkeiten legten. Durch das ganze Mittelalter hindurch wiederholen sich die Beispiele davon, wie zwei Herrscher einander auf einer Brücke treffen, die man über den Grenzfluß geschlagen, damit keiner von beiden genöthigt wird, dem anderen auf dessen Gebiete entgegenzukommen. Es waren Fragen von höchster Wichtigkeit, in welcher Entfernung ein Jeder vom Pferde zu steigen habe, wie viel Schritte er dem Anderen entgegengehen müsse, wie groß die Zahl der Begleiter sein dürfe. Der Platz bei Tafel, ob ein Lehnstuhl oder ein einfacher Sessel gereicht, ob die rechte oder die linke Hand zum Willkommen geboten werde, das waren Fragen, an denen die wichtigsten Staatsangelegenheiten scheitern konnten. Wenn nun die Bedeutung, die man der Etiquette beilegte, gerade zu den Zeiten des westphälischen Friedenscongresses auf die Spitze getrieben wurde, so hat das noch einen ganz besonderen Grund.

Durch die Reformation war für die Fürsten, welche sich zu der neuen Lehre bekannten, die höchste Gewalt auf Erden, die päpstliche, vernichtet worden. Nun schien der dreißigjährige Krieg auch das zweite der Schwerter, welche die Welt regieren, zerbrechen zu wollen, denn von der Gewalt des Kaisers über die

Fürsten blieb nicht viel mehr als der Name übrig. Dieselben waren nunmehr darauf angewiesen, sich eine unabhängige Stellung zu gründen und zu sichern, und noch blieb es ungewiß, wie das Verhältniß zu ihren Mitfürsten sich gestalten würde. Keiner wollte natürlich hinter dem anderen zurückstehen oder sich Etwas vergeben, und diese Bestrebungen, die Eifersucht und Nebenbuhlerschaft, welche daraus hervorgingen, fanden in den Formen der Etiquette ihren unmittelbarsten Ausdruck. Wenn man diese tiefere und nothwendige Bedeutung des Ceremonienwesens für die damalige Zeit außer Acht ließe, so müßte man eine Versammlung von Staatsmännern, welche nach dreißigjährigem Kriege den Eintritt des Friedens jahrelang verzögerte, um vorher zu ermitteln, in welcher Reihenfolge die Gesandten um den Tisch sitzen sollen, geradezu für eine Zusammenkunft von Wahnsinnigen ansehen.

Als es nun endlich zu den Verhandlungen selbst kam, so ergab sich, daß Frankreich und Schweden möglichst große Stücke von Deutschland für sich erwerben wollten, während jeder der übrigen Stände und Fürsten auf Kosten aller anderen, und namentlich auf Kosten der Geistlichkeit, theils Vergrößerung seines Ländergebietes, theils Ersatz für verlorenes anstrebte. Graf Trautmannsdorf, der kaiserliche Gesandte, hatte natürlich vor allen Dingen das Interesse seines Herrn zu wahren, so jedoch, daß das Haus Habsburg zuerst,

dann die katholische Kirche und erst in dritter Reihe das deutsche Reich in Betracht kam. Abgesehen hiervon aber wirkte der wohlwollende Charakter dieses Gesandten (er war von Hause aus Protestant und gehörte zu den österreichischen Neubekehrten) sehr günstig auf die Förderung des Friedenswerkes.

So weit diese riesenhaften Verhandlungen sich auf die Regelung der Besitzverhältnisse, der Kriegskosten und sonstiger zu tragender Lasten beziehen, ist es schwer, bei den verschiedenen Parteien irgend einen anderen leitenden Gedanken zu entdecken als Habgier, Eigennutz und Eifersucht; dagegen tritt das rein Menschliche wohlthuend in den Vordergrund, sobald die Religionsangelegenheiten zur Sprache kommen, und auf diesem Gebiete hat Kurfürst Friedrich Wilhelm sich die größten Verdienste um Deutschland erworben. Sein angeborenes und durch frühe Gewöhnung und Uebung zur Meisterschaft erhobenes Talent für alle diplomatischen Künste, und die Vorliebe für die feinsten Wendungen und die verschlungensten Wege der Unterhandlung befähigte den fünfundzwanzigjährigen Fürsten, es mit den gewiegtesten Staatsmännern seiner Zeit aufzunehmen. Bewunderungswürdig war die Geschicklichkeit, mit welcher er für jedes Geschäft den geeigneten Mann zu wählen wußte, und wie er seinen Dienern nur gerade soviel anvertraute, als sie zur Ausrichtung ihres Auftrages zu wissen nöthig hatten, während er die Fäden,

an denen er das Ganze leitete, stets fest und verborgen in seiner Hand behielt. Großes und Kleines war seinem Geiste allezeit gegenwärtig, und niemals vernachlässigte er das Eine über dem Anderen. Wenn wir seine Handlungsweise namentlich auf politischem Gebiete betrachten, so müssen wir uns hüten, den jetzt gültigen moralischen Standpunkt festhalten zu wollen. Im siebzehnten Jahrhundert sah man die Dinge anders an, und ein Verfahren in öffentlichen Angelegenheiten, welches wir heut zu Tage als hinterlistig, oft geradezu als verrätherisch bezeichnen würden, galt damals nur für einen nothwendigen Theil der ausübenden Staatskunst. Keiner verargte das dem Andern, und wer z. B. in Münster und Osnabrück ehrlich und unumwunden mit seinen Plänen und Absichten hervorgetreten wäre und nicht mehr gefordert oder weniger geboten hätte, als er zu nehmen oder zu gewähren schließlich beabsichtigte, der hätte nicht nur seine Zwecke nicht erreicht, sondern wäre noch obenein verlacht worden.

Alle diese Künste der Unterhandlung waren dem jungen Kurfürsten geläufig, und es läßt sich nicht leugnen, daß er von denselben mit großer Vorliebe und vielleicht öfter Gebrauch machte, als unumgänglich nöthig war. Verträge, welche das Gegentheil von dem enthielten, was die im Geheimen angehängten Clauseln besagten, Abreden, welche nur zu dem Zwecke getroffen wurden, damit das Publikum sie erfahre, andere, welche

vor Dem und Jenem geheim gehalten werden mußten, alle solche Schachzüge und Kriegslisten waren ihm zur zweiten Natur geworden, und es wurde bald bekannt, daß man ihm gegenüber der äußersten Vorsicht bedürfte, um nicht hintergangen zu werden. Jede Rücksicht, die nicht auf Vergrößerung seiner Macht und auf Hebung der Cultur seiner Länder sich bezog, war in seinen Augen eine untergeordnete, und die eigenthümlich unheilvolle Lage, in welche er durch seines Vaters Politik sich seit seinem Regierungsantritt versetzt fand, hätte ihm ohnehin niemals gestattet, die Schritte geradeaus auf sein Ziel zu richten. Darüber hatte er selbst das klarste Bewußtsein. „Auf der einen Seite," schreibt er, „habe ich die Krone Schweden, auf der anderen den Kaiser, und sitze gleichsam mitten zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen oder thun, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen wollen [1])." Es galt also für's Erste, sich zwischen diesen entgegengesetzten Gefahren hindurchzuschmiegen und zu retten und zu erhalten, was möglich war.

Alles, was Brandenburg bei den Friedensverhandlungen erstreben konnte, läßt sich in die zwei Hauptfragen nach dem Besitz von Pommern und nach der politischen Stellung der Reformirten zusammenfassen; die Regelung der cleveschen Besitzverhältnisse erschien

[1]) Bei Droysen p. 292.

im Vergleiche damit nur von untergeordneter Wichtigkeit. Pommern war seit Jahrhunderten ein unbestritten in Aussicht stehendes Erbtheil der Brandenburger gewesen, welches mit Herzog Boleslaus Tode offen geworden. Gustav Adolph hatte ausdrücklich die Ansprüche des Kurfürsten anerkannt, und die Stände Pommerns hatten für den Fall des Aussterbens ihrer Herzöge den Eid der Treue an Brandenburg geleistet. Sie waren auch im Herzen durchaus brandenburgisch gesinnt. Von den Schweden hatten sie während der Zeit, daß das Land sich in deren Händen befand, nur allzu große Belästigung erfahren und bereits seit länger als zehn Jahren die schwedischen Truppen ernähren müssen. Der pommersche Gesandte erklärte in Osnabrück im Namen der Stände geradezu, man werde sie doch nicht ungefragt wie eine Heerde Vieh veräußern wollen. Das war freilich eine Anschauung, die erst in unseren neuesten Tagen Geltung zu erlangen scheint, denn wenn noch auf dem Wiener Congreß die Fürsten sich Land und Leute wie eine Waare nach der Elle zumaßen, so konnte natürlich von einem Rechte der Nationalitäten vor zweihundert Jahren auf dem westphälischen Congresse nicht die Rede sein. War nun dessenungeachtet die Erklärung der Pommern für die brandenburgischen Ansprüche willkommen, so machten auf der anderen Seite die Schweden geltend, daß Brandenburg sich der Zusicherungen Gustav Adolph's verlustig

gemacht, als Georg Wilhelm durch seinen Beitritt zum Prager Frieden den Schweden offene Feindschaft erklärt hätte. Pommern wäre die Brücke, welche ihr fernes Land mit Deutschland verbände, und sie könnten dieser Verbindung nicht entbehren. Der Kurfürst entgegnete, daß abgesehen von seinem unbestreitbaren guten Rechte der Besitz der Oder für ihn geradezu eine Lebensfrage bildete, weil ohne denselben die Marken sich unmöglich durch Handelsverkehr aus dem tiefen Verfall erheben könnten, in welchen der Krieg sie gebracht.

Schweden hatte die Entschädigungsansprüche, welche es zu erheben gedachte, immer noch nicht klar hingestellt, und als man zuletzt, von dem kaiserlichen Gesandten gedrängt, damit hervortrat, waren die Forderungen so ungemessen, daß man glauben mußte, sie wollten sich später den Anschein geben, für dasjenige, was sie nicht erhielten, ganz Pommern als einen bescheidenen Ersatz sich zusprechen zu lassen. Denn nicht weniger als ganz Schlesien, ganz Pommern und die Bisthümer Bremen und Verden hatten sie anfangs gefordert, so daß der Kaiser mit Recht erwiedern durfte, daß, wenn er in Stockholm gefangen wäre, man ihm keine härteren Bedingungen stellen könnte. Pommern hätten die Oesterreicher nicht ungern preisgegeben, theils um dadurch die Ansprüche auf Schlesien, des Kaisers Augapfel, zu beseitigen, theils um den Brandenburger niederzuhalten, dessen aufsteigende Größe ein stets dro-

hendes Gespenst in den Augen des Kaisers und der Katholiken war. Man verdächtigte sogar den Kurfürsten, er hätte die Schweden zu ihren unmäßigen Ansprüchen selbst aufgereizt, um dann im Laufe der Unterhandlungen Schlesien als Entschädigung für Pommern zu erhalten. Diesen Vorwurf nahm der brandenburgische Gesandte so übel auf, vielleicht weil er sich getroffen fühlte, daß es zwischen ihm und dem kaiserlichen Abgeordneten fast zu Thätlichkeiten gekommen wäre [1]). Ueberhaupt verursachte auf dem ganzen Congreß kaum irgend eine Streitfrage soviel Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten als diese pommersche. Der Kurfürst war unerschöpflich an immer neuen Wendungen, um seine Ansprüche bald den Kaiserlichen, bald den Schweden oder den Franzosen annehmbar zu machen. — Die Schweden zeigten so lange große Geduld, als die Unterhandlungen wegen einer Vermählung Friedrich Wilhelm's mit der Königin Christine noch nicht völlig abgebrochen waren. Allein es wurde allmählich klar, daß dieser Plan niemals verwirklicht werden sollte. Theils war die Verschiedenheit der Confessionen, theils die Abneigung der jungen Königin gegen jede Vermählung daran schuld, vorzüglich aber der Umstand, daß Oxenstierna sehr weise voraussah, der Kurfürst würde seiner Natur und seinem Charakter

[1]) Ut prope a verbis ad verbera perventum esset. Puffendfr. de Reb. Suec. 18. 61.

nach sich niemals in ein verfassungsmäßiges Verhältniß mit den schwedischen Ständen zu setzen wissen, und da diese sich sicherlich nicht in derselben Art wie die brandenburgischen hätten unterdrücken lassen, so wären unabsehbare Zerwürfnisse die Folge gewesen. Endlich schien es nicht wahrscheinlich, daß der Kurfürst sich entschließen möchte, seine Residenz in den rauhen Norden zu verlegen, und von Berlin aus regiert zu werden, würde der Stolz der Schweden nie gestattet haben. Alle diese Umstände und Betrachtungen bewirkten, daß man beiderseits die Heirathspläne aufgab, und der Kurfürst ernsthaft an seine Vermählung mit einer Prinzessin aus dem Hause Oranien zu denken begann. Seitdem bezeigte sich Schweden bei den stets erneuerten brandenburgischen Ansprüchen auf den Besitz von ganz Pommern und der Zähigkeit, mit welcher der kurfürstliche Gesandte auf Umwegen stets von Neuem dieselbe Sache vorbrachte, nicht mehr so geduldig. Die anderen Hauptmächte erklärten sogar mehr als einmal geradezu, daß man mit den Brandenburgern nicht weiter unterhandeln wollte, wodurch deren Angelegenheiten sich so übel stellten, daß der Kurfürst froh sein mußte, als der französische Gesandte sich anbot, vermittelnd einzutreten[1]).

[1]) Dem Grafen Trautmannsdorf hatte Friedrich Wilhelm 100,000 Thaler angeboten, wenn er ihm zum ungetheilten Besitze von Pommern verhelfen wollte. Der Graf war ehrlich genug, das Anerbieten auszuschlagen.

Daß die Schweden sich nicht ganz aus Pommern herausdrängen ließen, stand nun unwiderruflich fest, denn auch der letzte Versuch, die Holländer und die Polen davon zu überzeugen, daß die Handelsinteressen der Einen und Sicherheit der Anderen neben einer schwedischen Macht an der Ostseeküste nicht bestehen könnten, hatten zu keinem Resultate geführt. So richtete Friedrich Wilhelm nunmehr sein Augenmerk darauf, die Entschädigungen, die er für den abzutretenden Theil beanspruchte, möglichst groß zu bemessen, und man muß gestehen, daß er dabei den Bogen soweit überspannte, bis er fast alle Betheiligten beleidigt von sich zurückschreckte. Nichts Geringeres als die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim, Osnabrück und Münster, das Erzstift Magdeburg und die Fürstenthümer Glogau, Sagan, Schweidnitz und Jauer nebst der ganzen cleveschen Erbschaft forderte er, und überdies Befreiung von der Reichskriegssteuer. Mehr aber noch als diese unmäßigen Forderungen beleidigte Schweden der Ausdruck, dessen er sich bediente, er werde in Ewigkeit nicht von der Oder lassen. Nur durch eine sehr gezwungene abschwächende Auslegung dieser Worte gelang es ihren Zorn zu besänftigen.

Die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen regte ihn allmählich zu solcher Gereiztheit auf, daß er einen Augenblick lang den verzweifelten Plan faßte, auf eigene Hand den Krieg für seine Ansprüche von Neuem

zu beginnen. Gegenüber dem Sturm des allgemeinen Unwillens, der sich nun erhob, lenkte er jedoch noch zur rechten Zeit ein, und die pommersche Angelegenheit wurde nun folgendermaßen verglichen: Die Schweden behielten ganz Vorpommern mit der Insel Rügen und die in Hinterpommern gelegenen Städte Stettin, Garz, Damm und Gollnow, beide Ufer des frischen Haffs und die Insel Wollin. Dem Kurfürsten dagegen überwies man das übrige Hinterpommern und die in Vorpommern belegenen Johanniter-Güter. Titel und Wappen des Herzogthums sollten Schweden und Brandenburg beiderseitig zu führen berechtigt sein. Zum Danke für diese Nachgiebigkeit Friedrich Wilhelm's verwendeten die Schweden nun ihren Einfluß, um eine angemessene Entschädigung für Brandenburg zu erwirken, und sie wurden in diesen Bemühungen, denen der Kaiser und viele der anderen Kurfürsten eifersüchtig entgegenarbeiteten, von Frankreich unterstützt, doch mußten Bestechungen auch hier das ihrige thun, so schwer es dem Kurfürsten wurde, die 45,000 Thaler aufzubringen, welche die schwedischen Gesandten Salvius und der jüngere Oxenstierna erhielten. Brandenburg bekam nun schließlich als Entschädigung die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin als weltliche Fürstenthümer, die Grafschaft Hohenstein und die Anwartschaft auf das Erzstift Magdeburg nach dem Tode des damaligen Administrators, des Herzog August von Sachsen. Die

vier magdeburgischen Aemter Querfurt, Dahme, Jüterbogk und Burg sollten aber für immer bei Sachsen bleiben. Auch diesmal wurde die Rückgabe des dem brandenburgischen Hause gewaltsam entrissenen Fürstenthums Jägerndorf, allein wiederum vergebens, in Anregung gebracht. Günstiger gestalteten sich die cleveschen Verhältnisse, weil Friedrich Wilhelm sich deshalb der Unterstützung der Generalstaaten versichert hatte. Als er nämlich den Entschluß gefaßt, sich mit der ältesten Tochter des Erbstatthalters zu vermählen und die förmliche Werbung durch den Obristen Burgsdorf geschehen war, begab er sich selbst nach dem Haag, um seine eheliche Verbindung zu vollziehen.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft verfügte er sich in Begleitung des Prinzen Wilhelm von Oranien in die feierliche Versammlung der Generalstaaten und bat, unter Berufung auf deren alte Freundschaft und Bundesgenossenschaft mit dem brandenburgischen Hause, um ihre Unterstützung für seine auf dem Friedenscongresse zu erstrebenden Zwecke, besonders in Betreff der cleveschen Erbschaft. Und wenn sich gleich der Abschluß eines förmlichen Bündnisses noch mehrere Jahre verzögerte, so erhielt er doch beruhigende Zusicherungen. Auch erklärten die Herren Staaten sich mit der Vermählung der Prinzessin Louise Henriette ganz einverstanden.

Die clevesche Erbtheilungsfrage bildete keinen

Bestandtheil der westphälischen Friedensunterhandlungen, sondern mußte wesentlich zwischen Brandenburg und Pfalzneuburg ausgemacht werden, doch nahmen die Holländer für sich eine Stimme dabei in Anspruch, weil sie sich für Gewährleister der Rechte des protestantischen Theiles der dortigen Einwohner ansahen, wie sie denn in dieser Eigenschaft z. B. bereits 1643 mehrere katholische Geistliche, die sich Bedrückungen erlaubten, auf ihre Festungen abgeführt hatten. Wir wissen, daß unter den Hauptbetheiligten bereits 1629 ein Vertrag zu Stande gekommen war, der eine dem Kurfürsten ziemlich ungünstige Theilung bewirkt hatte und nebenbei für einige Landestheile eine Gemeinschaft des Besitzes und der Verwaltung bestehen ließ, die zu beständigen Mißhelligkeiten führten. Das Alles wurde jetzt schließlich dahin geordnet, daß Cleve und die Grafschaft Mark bei Brandenburg blieb und auch die Herrschaft Ravenstein an dasselbe abgetreten wurde, wogegen von der bisher ungetheilten Grafschaft Ravensberg die Antheile Limburg und Ravensberg dem Pfalzgrafen, das Uebrige dem Kurfürsten gegeben wurde [1]). Von größter Wichtigkeit aber war es, daß für Regelung der kirchlichen Verhältnisse das den Protestanten sehr günstige

[1]) Der Sohn des Pfalzgrafen tauschte später die beiden Aemter wieder gegen Ravenstein ein, welches er vom Kurfürsten zurückerhielt.

Normaljahr 1612 aufgestellt wurde. Die Ausübung des öffentlichen und Privatgottesdienstes sollte ihnen überall da gestattet werden, wo sie denselben in jenem Jahre hatten abhalten dürfen, wogegen für den Besitzstand der kirchlichen Gebäude das Jahr 1609 als Maßstab gelten sollte.

Diese Bestimmungen beschwerten das Gewissen des zur katholischen Kirche bekehrten und gänzlich von den Jesuiten beherrschten Pfalzgrafen so sehr, daß er dem Wahnsinne nahe gebracht wurde und in steter Angst blieb, der Teufel werde ihn wegen dieses Kirchenfrevels in die Hölle führen [1]).

Fassen wir nunmehr die Besitzverhältnisse des Kurfürsten in's Auge, wie dieselben sich nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens und dieses cleveschen Vertrages gestalteten, so ist das Ergebniß, wenn

[1]) Die Bedrückungen, die er sich gegen die Protestanten erlaubte, waren von der ärgsten Art. Nicht nur schloß er ihre Kirchen und confiscirte das Vermögen derselben, sondern er warf Jeden in's Gefängniß, der durch einen protestantischen Geistlichen eine Taufe, Trauung oder Einsegnung vollziehen ließ. Selbst die Leichen der Nichtkatholiken wurden ausgegraben und an ungeweihte Orte, oft unter den Galgen, wieder verscharrt. Und doch betrug die Zahl der Protestanten in dem pfalzneuburgischen Antheil mehr als 60,000. Auch durch die Bestimmungen des westphälischen Friedens ließ er sich nicht bewegen, sein Verfahren zu ändern, denn er war sicher, an dem Kaiser einen Rückhalt zu haben.

man den Flächeninhalt und die Seelenzahl für entscheidend ansieht, noch immer günstig genug. Allein die Lage des Landes und der einzelnen Bestandtheile desselben war doch im höchsten Grade unbequem für eine gemeinsame Regierung. Das kurfürstliche Gebiet bestand gleichsam aus vier von einander getrennten Provinzen. Zwar schlossen sich die Erwerbungen in Pommern, so wie die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt unmittelbar an die Marken an und bildeten mit denselben Eine Ländermasse. Aber das Herzogthum Preußen blieb durch ein königlich polnisches Gebiet von derselben getrennt. Im Westen lagen am Rhein die cleveschen Länder wie eine Insel, umgeben von holländischem, bayrischem, hannöverschem und sonstigem Reichsgebiet, und zwischen denselben und der märkisch-pommerschen Hauptmacht, wiederum in ganz vereinzelter Lage das Bisthum Minden an der Weser. Aber nicht blos räumlich lagen diese Gebietstheile getrennt, auch ihre Verfassung war äußerst verschieden. Preußen ein polnisches Lehn. Die Stände daselbst höchst eifersüchtig auf ihre Rechte und stets bereit, Beschwerden in Warschau anzubringen und von dort Hilfe zu suchen. Die cleveschen Stände lehnten sich in ähnlicher Weise an Holland, welches ein Schutzrecht über diese ihre Nachbarn beanspruchte und als Gläubiger des Kurfürsten wegen der noch unbezahlten Hofiserschen Schuld immerhin mit einiger Rücksicht behandelt werden

mußten. Pommern und die Marken waren zum Theil noch von den Schweden besetzt, und die Truppen erhielten sich auf Kosten der Einwohner. Jeder dieser abgesonderten Landestheile stand wiederum eifersüchtig dem anderen gegenüber. Märker, Pommern, Preußen, Clever sahen sich in keiner Weise für Landsleute an, vielmehr war der Kurfürst mehr als einmal in der Lage, daß er z. B. den märkischen Ständen, um sie zu Bewilligungen geneigt zu machen, das Versprechen geben mußte, es solle kein clevescher Unterthan in der Mark angestellt werden, und umgekehrt. Es war in der That kaum mehr als eine Personalunion, welche die verschiedenen Besitzungen des Kurfürsten mit einander verband, und wenn er es im Lauf seiner Regierung vermocht hat, diese verschiedenartigen und äußerlich und innerlich getrennten Elemente einigermaßen zu einem Staatsorganismus zu verschmelzen, so spricht das mehr als alles Andere für die großartige Macht seiner Persönlichkeit.

Waren nach alle dem die Erfolge Brandenburgs auf dem westphälischen Congreß, was die Erwerbung und Abrundung des Landbesitzes betrifft, keineswegs glänzend zu nennen, so erreichte der Kurfürst in den Fragen, welche sich auf die Religionsfreiheit der Protestanten bezogen, desto größere Resultate. Man kann sagen, daß es seiner Ausdauer und der unerschütterlichen Festigkeit seines Willens fast ausschließlich zugeschrieben

werden muß, daß die Reformirten mit zu den augsburgischen Confessionsverwandten gezählt wurden. Dieselben hatten in dieser Beziehung, wie von jeher, nicht blos die Katholiken, sondern fast noch mehr die Lutheraner zu ihren Gegnern, und vor allen war es Chursachsen, welches noch nach Abschluß der betreffenden Unterhandlungen im Namen der Lutheraner Protest einlegte, während das streng lutherische Schweden sich mit den Holländern auf die Seite der Reformirten stellte. Der Kurfürst von Brandenburg war um so mehr befugt, die Gleichstellung seiner Confession mit der lutherischen zu verlangen, als das Glaubensbekenntniß Johann Siegismund's, welches die Reformirten in der Mark Brandenburg zu dem ihrigen gemacht hatten, mit der ursprünglichen Fassung der augsburgischen Confession in der That nicht in wesentlichem Widerspruche stand. Friedrich Wilhelm war es, welcher zuerst ernstlich darauf drang, daß man für beide Bekenntnisse sich der gemeinsamen Bezeichnung „Evangelische" bedienen sollte, und in einer Sitzung seines Staatsrathes betheuerte er „unter Vergießung vieler Thränen," daß, wenn man ihn nicht für einen augsburgischen Confessionsverwandten halten wollte, er seine Hand gänzlich von der evangelischen Sache abziehen wollte. Wirklich setzten auch seine Gesandten, unterstützt von denen mehrerer anderen protestantischen Staaten, es durch,

daß alle die Hinterthüren allmählich geschlossen wurden, welche die Kaiserlichen behufs späterer Bedrückung der Protestanten sich hatten offen lassen wollen, namentlich mußte die Clausel „so lange sie sich ruhig verhalten würden" gestrichen werden, weil man voraussah, wie sich diese Worte später auslegen ließen, und welche Lückentheorien man darauf bauen würde. Ja, die Hartnäckigkeit des Kaisers ging so weit, daß noch kurz vor dem Abschluß das ganze westphälische Friedenswerk gestört werden konnte, wenn nicht glücklicher Weise die Franzosen sich mit den Schweden, unter Türenne und Wrangel, von Bayern und Böhmen her den österreichischen Staaten in so bedrohlicher Weise genähert hätten, daß Prag und Wien nahe daran waren, ihnen in die Hände zu fallen, und der kaiserliche Hof genöthigt wurde, nach Linz zu entfliehen. Da endlich brach die Halsstarrigkeit des Kaisers, indem er einsah, daß nur die Unterzeichnung des Friedensinstrumentes ihn retten konnte. So kam am 24. October 1648 das ewig denkwürdige Ereigniß zu Stande.

In Religionssachen hat übrigens der Kaiser, was seine Erblande betrifft, sich niemals an die Bestimmungen des westphälischen Friedens gebunden erachtet. Nur in einigen Theilen von Schlesien blieb in beschränkter Weise der Gottesdienst der Evangelischen in Uebung, und erst zweihundert Jahre später mußten die

Oesterreicher sich das Heiligste der Menschenrechte, die Gewissensfreiheit, durch Ströme von Blut im Kampfe gegen ihre Fürsten erringen.

Vierzehntes Kapitel.

Vom Abschluß des westphälischen Friedens bis zum Ausbruch des polnisch-schwedischen Krieges. 1648—1658.

Wie groß auch die Schwierigkeit gewesen war, zwischen den vielen einander widerstrebenden und feindlich gegenüberstehenden Mächten den Friedensschluß endlich zu Stande zu bringen, so ließ sich doch alsbald erkennen, daß es kaum geringerer Anstrengungen bedürfen würde, um nunmehr dasjenige auch auszuführen und wirklich in's Leben zu rufen, was die Paragraphen und Artikel des Vertrages festsetzten. Auf dem Nürnberger Reichstage sollte das in's Werk gesetzt, oder doch vorbereitet werden. Schweden war daselbst durch seinen nachmaligen König, den Pfalzgrafen Carl Gustav vertreten, während der Kaiser den General Piccolomini abgesandt hatte. Für den Kurfürsten von Brandenburg blieb auch hier Mathias Wesenbeck bei den Verhandlungen thätig. Es kam vor allen Dingen darauf an, die Schweden zur Räumung der von ihnen noch besetzten Plätze zu bewegen, wozu sie sich nicht früher verstehen wollten, als bis sie die fünf Millionen erhalten

hätten, welche das Reich ihnen zahlen sollte, und wozu Brandenburg die Summe von 141,670 Thalern beizutragen hatte. Man einigte sich endlich dahin, daß die Zahlung in gewissen Terminen erfolge, und zwar die ersten drei Millionen in drei Raten binnen sechs Wochen vom 29. August 1649 an, die noch fehlenden zwei Millionen in zwei Jahren nachher. In Erwiederung auf jede Zahlung sollten die Schweden gewisse Plätze räumen, und zwar in Beziehung auf Brandenburg sogleich nach Ablauf jener ersten Termine die Stifter Minden und Halberstadt und alle Städte, die sie in der Mark noch besetzt hielten.

Aus Freude darüber, daß endlich dieser wichtigste und schwierigste Punkt seine Erledigung gefunden, veranstaltete der Pfalzgraf jenes berühmt gewordene Gastmahl in dem großen Rathssaale zu Nürnberg, das durch die dabei von dem Magistrate entfaltete Pracht den Beweis dafür lieferte, wie die alten Reichsstädte aus dem allgemeinen Ruin doch noch Etwas von ihrem festbegründeten Wohlstand gerettet hatten. Zum Beschlusse des Festes formirten die militärischen Gäste sich in eine Compagnie und zogen unter allerlei Exercitien auf die Burg. Hier wurden die Böller gelöst, und der Obrist Raufft verabschiedete, als Symbol des Friedens, die kriegerische Schaar. Dennoch wäre es noch hier in Nürnberg über die confessionellen Fragen beinahe zum Bruch gekommen, wenn die Schweden nicht gedroht

hätten, ihre Truppen zusammenzuziehen und ihre Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. Das bewirkte denn endlich, daß am 26. Juni 1650 der Friedensexecutionsreceß unterzeichnet wurde, und Piccolomini konnte mit Recht erklären, daß er stolzer darauf wäre, zu diesem Abschluß beigetragen zu haben, als wenn er den größten Sieg erfochten hätte. Auch dieses Ereigniß wurde durch ein prachtvolles Gastmahl gefeiert, und die Kinder der Stadt mit eigens dazu geprägten Münzen, den sogenannten Steckenreiterpfennigen, beschenkt.

Die Schweden hatten unterdessen die Verzögerung der Verhandlungen dazu benutzt, ihre Geldforderung noch um 200,000 Thaler zu steigern, abgesehen davon, daß die Verpflegung der schwedischen Truppen dem Reiche täglich fortlaufend auf 120,000 Thaler zu stehen kam.

Nun war Friede!

Durch ganz Deutschland erklangen die Glocken in Städten und Dörfern, wo überhaupt noch ein Glockenthurm zu finden war, aus dem nicht die Kaiserlichen oder die Schweden das Geläute herabgenommen hatten, um Kanonen daraus zu gießen.

Dankgebete ertönten in den Kirchen. Die Schulen und Gymnasien feierten Friedensactus im Kostüm der alten Götter oder der Tugenden und Laster und sonstiger allegorischer Gestalten. Hochtrabende Motetten mit dürftigem Inhalt erklangen zum Preise Gottes und

des gnädigsten Landesfürsten, welcher endlich die Kriegsfurie gebändigt und in den finsteren Tartarum hinabgestoßen hatte. Aber die Festzüge bewegten sich zwischen Ruinen und Brandstätten hindurch. Mehr als die Hälfte der Einwohner Deutschlands hatten Krieg und Pest hinweggerafft. Durch Plünderung, Erpressungen und Kriegscontributionen waren die übrig gebliebenen an den Bettelstab gebracht, so daß es zweier Jahrhunderte bedurfte, um den Verlust an Menschen und Hausthieren wieder zu ersetzen, und noch heute haben viele ländliche Bezirke sich nicht wieder zu dem Wohlstande aufzuschwingen vermocht, den sie im Jahre 1618 besessen, wie man denn bis auf diesen Tag in den Wäldern der Mark Spuren von Dörfern entdecken kann, welche durch den Krieg von der Erde verschwunden sind [1]).

Nur wer das vierzigste Jahr bereits überschritten hatte, konnte sich erinnern, daß er als zehnjähriger Knabe den Frieden gesehen. Die Jüngeren erfuhren aus den Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern, die ihnen wie Märchen klingen mochten, daß ehedem die Menschen ohne Furcht ihrem Berufe nachgegangen, ihre Felder bestellt, ihre Ernten heimgeführt und Abends dem Geläute der rückkehrenden Heerden gelauscht hätten. Frauen und Mädchen waren seit dreißig Jahren eine

---

[1]) v. Orlichs versichert dies aus eigener Anschauung.

Beute ungezügelter Kriegshorden gewesen. Jeder durchziehende Trupp suchte die schönsten für seine Officiere heraus, und die anderen wurden eine Zeitlang mit fortgeschleppt, oder entehrt und erniedrigt zurückgelassen.

Man war an Raub und Plünderung wie an etwas Alltägliches gewöhnt, und in wildem Rausche verpraßten die Menschen das Wenige, was ihnen geblieben. Aus den Kirchen hatten die ehrwürdigen goldenen und silbernen Geräthe in die Tornister der Croaten wandern müssen, selbst die Tressen und Stickereien von den Altartüchern waren abgerissen, das Gebälk und die Bänke verbrannt, oder zu Pallisaden und beim Lagerbau verwendet[1]). Und dennoch waren bei alle dem die Marken gerade der schauderhaftesten aller Plagen, welche der Krieg über die Bewohner des größten Theils von Deutschland verhängt, nämlich den gewaltsamen Bekehrungen durch fanatische Priester und wüste Soldaten entgangen. Dennoch hatten sie Drangsale genung erfahren, und noch fünfundzwanzig Jahre nach dem Frieden spricht der Reisende, den sein Weg durch diese Gegenden führt, mit Bedauern von den armen unglücklichen Leuten, welche durch die unerschwinglichen Steuern niedergedrückt waren, die der Kurfürst zur

---

[1]) Vergleiche die treffliche Schilderung dieser Zustände in Freytag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

Unterhaltung seines Heeres, zur Führung seiner beständigen Kriege, für Bezahlung der Gesandtschaftskosten in Osnabrück, Münster und Regensburg, zur Bestechung der polnischen Großen und der schwedischen und kaiserlichen Gesandten, und nicht an letzter Stelle zur Unterhaltung seines prächtigen Hofhaltes stets von Neuem auferlegte und mit unerbittlicher Strenge beitreiben ließ.

Wir haben gesehen, daß der Kurfürst beim Antritt seiner Regierung sich in Königsberg befand und nach Schwarzenberg's Tode die Statthalterschaft in den Marken seinem Vetter Ernst, dem Sohne Johann Georg's von Jägerndorf übertragen hatte, der sich, so gut es gehen wollte, den Schweden gegenüber zu behaupten und ihre fortwährenden Forderungen und Ansprüche zu befriedigen suchte.

Auf welche Weise die Mittel dazu beschafft wurden, und woher der Kurfürst außerdem das Geld nahm, um die angeworbenen Truppen zu besolden, zu bekleiden und zu unterhalten, darüber fehlt es uns leider an genauen Nachrichten, und auch die Schriftsteller, welche zu den preußischen Archiven Zutritt hatten, konnten keine Aufklärung darüber geben. — Die Bewilligungen der Stände reichten bei weitem nicht aus, und wahrscheinlich half man sich in nicht gerade förmlicher Weise so gut es anging. Man nahm das Geld, wo man es bekommen konnte, und der Kurfürst war genöthigt, seine Aem-

ter und Domainen zu verpfänden und auch von Privatleuten zuweilen ganz unbedeutende Summen, z. B. von dem Obristen von Trotha 1200 Thaler, von den Gebrüdern Martens 4000 Gulden zu borgen.

Schon 1641 ward die Accise eingeführt, ohne daß der Tarif von den Ständen speciell genehmigt worden wäre[1]). Die Landstände, sagt der Kurfürst, haben bewilligt, daß zu besserer Erreichung des für unsere Soldatesque bedürfenden Unterhalts u. s. w. modi generales contribuendi[2]) eingeführt, und auf alle ausländische und inländische Waaren, sie haben Namen wie sie wollen, eine durchgehende gleichmäßige Collecte geschlagen werden solle. Aber nicht von Waaren allein wurde eine Steuer, von $\frac{1}{2}$ bis 3 Procent des Werthes erhoben, sondern die einzelnen Sätze ergaben, daß man eine allgemeine Verbrauchs-, Vieh-, Mahl- und Schlachtsteuer und zugleich eine Gewerbe- und Kopfsteuer im Sinne hatte, denn auch jeder Tagelöhner mußte monatlich drei Groschen zahlen, dreimal soviel wie heut zu Tage, also nach damaligen Geldpreisen wohl dreißigmal so viel!

Diese erste Verordnung ist das Fundament der Besteuerung geblieben, und der Kurfürst war sich wohl bewußt, daß er hier eine Schraube angesetzt, die sich

---

1) Mylius Corp. Const. IV. 3. cap. 2. pag. 78.

2) Was wir indirecte Steuern nennen würden.

ohne Ende weiter drehen ließ; denn es heißt schon in dieser ersten Verordnung: Sollte auch noch Etwas zu erdenken sein, welches dem gemeinen Werke zu Nutzen gehen möchte, soll dem Magistratui cujusque loci anzusetzen reservirt und vorbehalten sein.

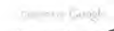
Neben dieser städtischen Accise blieben für das flache Land die alten Steuern fortbestehen. Die doppelte Metze von jeder Hufe, die Zölle, Geleit=, Bier= und Mahlziesen.

Der Adel ist von der Accise befreit, doch soll er sich Freizettel lösen, um nicht in den Verdacht der Contravention zu kommen. In den Städten genießen nur die Geistlichen wegen der Pfarrgüter, nicht für ihre Person der Befreiung. Umgehung der Abgaben wird mit einem Thaler für jeden Groschen gestraft. Der Angeber erhält ein Viertel. Die einzelnen Sätze dieser Acciseordnung wurden während der ganzen Regierung des Kurfürsten immer wieder abgeändert, erhöht und erweitert; so z. B. in den Jahren 1658, 1680, 1681 [1]), wo ganz neue Acciseordnungen erschienen. In den Eingangsformeln dieser Erlasse sind jedesmal sehr menschenfreundliche Grundsätze über Erleichterung der Armuth ausgesprochen, und es wird Rücksichtnahme „auf den durch die schweren Kriegslasten äußerst enervirten Zustand unserer Unterthanen" versprochen, wie denn

[1]) Alle drei bei Mylius abgedruckt.

auch durch Resolution vom 25. Juli 1654 der Mahlgroschen von jedem Scheffel Getreide der Armuth zu Liebe aufgehoben wird. Sonst finden sich aber merkwürdiger Weise grade bei Luxusgegenständen Ermäßigungen, während die Abgaben von allen nothwendigen Lebensbedürfnissen erhöht, oft verdoppelt und mehr als vervierfacht werden. Während z. B. 1641 von einem Pfunde Fleisch ein Pfennig erhoben wird, ist diese Abgabe 1658 auf zwei Pfennige erhöht. Von jedem Schaf, Hammel oder Ziege wurde in den Städten 1641 monatlich zwei Pfennige, dagegen 1658 anderthalb Groschen gezahlt. Auf der anderen Seite setzt der Tarif von 1680 die Steuer von Rheinwein um einen halben Thaler für den Eimer herab, und von einem Spiel Karten auf 6 Pfennige, während früher 1 Groschen gezahlt wurde. Gleich im nächsten Jahre wird dann wieder die Abgabe von Rheinwein um einen Thaler erhöht, und von jedem Faß ausländischem Biere 4 bis 8 Thaler erhoben. Hausirer mit fremder Leinwand, Galanteriewaaren, Spitzen und dergleichen zahlen sechs Procent vom Werth der Waaren. Juden durchweg das Doppelte als Steuern.

Waren nun diese Abgaben schon an sich lästig, weil man nicht daran gewöhnt war sie zu entrichten, so wurde der Unwille der Bevölkerung noch durch die sehr widerwärtige Art der Beaufsichtigung und Controlle erhöht. Jedes Band, jedes Stückchen Spitze, jedes Endchen



Rolltabak mußte mit der Marke, welche das Scepter als Steuerstempel trug, versehen sein. Dem Chronisten Lucä wurde 1679 im Brandenburgischen der Postillon vom Bock gerissen und in's Gefängniß geworfen, weil er von seinem Tabak die Steuermarke nicht aufweisen konnte. In den Häusern durchsuchte man die Keller und Vorrathsräume fortwährend nach unversteuerten Waaren. Kein Fuhrmann durfte bei schwerer Strafe seinen Wagen abladen, bis die Steuerbeamten Alles visitirt hatten. Die Klagen über die Grobheiten und Gewaltthätigkeiten dieser Leute nahmen kein Ende, und in vielen Städten kam es zu offenem Aufruhr. Die Accisebeamten wurden todtgeschlagen, und der Kurfürst mußte mit gewaffneter Hand die Ordnung wiederherstellen. Noch lauter ertönten die Klagen, als Friedrich Wilhelm in seiner Geldnoth sogar wieder zu der Münzverschlechterung griff, die unter seinem Vater in der Kipper- und Wipperzeit so großes Elend zur Folge gehabt hatten. 1651 wurden Geldstücke ausgegeben, die kaum ein Drittel ihres Nennwerthes an Silbergehalt hatten. Die größte Verwirrung und die Stockung alles Verkehrs war die Folge, und erst viel später (1667) gelang es, durch einen zwischen Sachsen und Brandenburg vereinbarten Münzvertrag den Schaden allmählich auszugleichen. Viel Hunderte von Menschen waren darüber in der Zwischenzeit zu Bettlern geworden.

Diese rücksichtslose Finanzverwaltung des Kurfürsten

ist aus Einem Guß mit seinen Regierungsmaßregeln im Allgemeinen, und wenn die Stände ihm einmal die Bitte vortrugen, Er möge hinfort des Landes Lasten mehr nach dem Landesvermögen, als etwa nach der Necessität reguliren, so war das gerade das Gegentheil von dem, was er wollte und that. Man kann sich sein Verhältniß zu den Unterthanen wie das eines Arztes gegenüber einem fast hoffnungslos daniederliegenden Kranken veranschaulichen. Die schlimmsten und übelschmeckendsten Medizinen läßt er den Patienten einnehmen; er entzieht ihm das Blut aus den Adern, und selbst vor der Amputation der Glieder schreckt er nicht zurück, wenn er dadurch das Leben erhalten kann. So der Kurfürst. Er mußte sich von den Schweden befreien, zuerst durch Zahlung der Contribution, die sie zu fordern hatten. Zu dem Ende legte er eine Kopfsteuer auf von solchem Umfange, daß die Inlieger in den Hospitälern jeder sechs Groschen geben mußten; sodann galt es eine Heeresmacht zu erschaffen, um die lästigen Feinde aus dem Lande zu treiben. Das waren die „Necessitäten," denen Genüge zu leisten war, und sollten auch Tausende darüber Hungers sterben.

Aus einer ganz gleichen Anschauungsweise erklärt sich das Verhältniß des Kurfürsten zu den Ständen seiner verschiedenen Landestheile. Auch diese Stände, keineswegs Vertreter des Volkes, sondern lediglich Vertreter ihrer eigenen Privat- und Standesinteressen und

weder fähig noch bereit, dieselben den höchsten Ideen des Staates nur im Geringsten zum Opfer zu bringen, auch sie standen den Plänen für die Hebung und Größe des Landes, welche Friedrich Wilhelm verwirklichen wollte, hemmend im Wege, und wir werden sehen, wie er sich von den Fesseln befreite, die sie ihm anlegten. Er behandelte sie wie kranke Glieder des Staatskörpers, und wenn er sie nicht mit Einem Schnitt vom Rumpfe trennen konnte, so unterband er ihre Lebensnerven, bis sie von selbst abstarben.

Schon seit länger als zwei Jahren hatte Friedrich Wilhelm die Regierung angetreten, als er im März 1643 zum ersten Male in Berlin erschien. Die Zustände waren daselbst so trostlos, daß der Empfang kein freudiger sein konnte.

Die Stände der fünf Marken hatte man auf den 6. März 1643 zusammenberufen. Am 18. April kam der Entwurf des Recesses zu Stande, durch welchen 110,000 Thaler jährlich für die Unterhaltung des Kriegsvolkes ein für alle Mal bewilligt wurde, desgleichen verschiedene Summen zur Deckung für die an die Schweden zu zahlenden Gelder und für Gesandtschaftskosten, doch mußte dafür der Kurfürst den Ständen ein Moratorium [1]), vorläufig auf drei Jahre zugestehen, welches aber später unter allerlei Abänderungen bis

[1]) Stundung ihren Gläubigern gegenüber.

1654 verlängert wurde, und welches sie vor der Kündigung der von ihnen aufgenommenen Capitalien sicherte, auch hinsichtlich der Zinszahlung bedeutende Erleichterungen gewährte und die zur Fortsetzung der Ackerwirthschaft nothwendigen Gegenstände vor der Abpfändung sicherte.

Ueber alle diese Punkte sollten die Stände mit den Ihrigen daheim berathen und dann am 11. Juni Deputirte nach Berlin senden, um ihre Schlußerklärung abzugeben. — Eine Hauptschwierigkeit entsprang daraus, daß die uckermärkische Ritterschaft sich außer Stande erklärte, die etwa 15,000 Thaler betragende Summe, welche sie zu jenen Bewilligungen beizusteuern hatte, unter sich aufzubringen. Die Altmark, Neumark und Mittelmark mußten vorläufig für sie eintreten.

Man verstand sich schließlich dazu, die ursprünglich bewilligten 110,000 Thaler noch um 8000 Thaler zu erhöhen, und wurde gleichzeitig das Verhältniß, nach welchem Ritterschaft und Städte künftig zu den Auflagen beisteuern sollten, ein für alle Mal dahin festgesetzt, daß die Städte jedesmal 59, die Ritterschaft 41 Procent zu tragen hätten. — Der Kurfürst bestätigte dafür, obgleich sehr wider Willen, und wie er sagte, nicht ohne Beschwerung seines Gewissens, den Ständen jenes Moratorium, welches ihm mit Recht als ein Eingriff in die hochheilige Justiz erschien. Ja selbst unter den Adligen fanden sich viele, welche hochherzig genug

dachten, gegen dieses Moratorium Protest zu erheben, weil dasselbe zur Verachtung des adligen Standes und Beschimpfung der ganzen märkischen Nation gereichen würde[1]).

Wenn der Kurfürst, der doch im Begriffe stand, den Ständen ihre althergebrachten Rechte durch alle Mittel der Gewalt und der List zu entreißen, dennoch sich so schwer entschloß, in die Rechtspflege einzugreifen, wo es sich um das Mein und Dein von Privatpersonen handelte, so mochte ihm dabei unbewußter Weise einleuchten, daß ein absolutes Regiment, wie er es anstrebte, nur dann allenfalls willig ertragen wird, wenn das Vermögen und Hab und Gut der Einzelnen durch eine unabhängige Rechtspflege gesichert wird. Es ist dies das erste Auftauchen der Idee des Rechtsstaats, das heißt einer von den Erfindungen, die man aufgestellt hat, um zwischen absoluter Monarchie und Despotismus einen begrifflichen Unterschied aufzustellen, der in Wahrheit nicht vorhanden ist.

Während diese Dinge mit den Ständen verhandelt wurden, hatte der Kurfürst zugleich Gelegenheit, sich durch den Augenschein von dem trostlosen Zustande zu überzeugen, in welchen seine Residenzstädte durch die letzten Kriegsjahre versetzt worden. Die Einwohnerzahl von Berlin war auf achttausend herabgesunken.

---

1) Bei Droysen III. 1. p. 270.

Handel und Verkehr in unglaublichem Maße vernichtet. Ein Viertel-Centner Schwefel, ein Viertel-Centner Wachs und eine Quantität Colophonium, dessen man bedurfte, um den Altan des Schlosses gegen eindringenden Regen zu schützen, mußte aus Hamburg verschrieben werden. Die Straßen, auf denen Heerden von Schweinen sich tummelten, glichen schmutzigen Pfützen und waren beständigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, weil die Spree jeder Eindämmung entbehrte. Straßenbeleuchtung war unbekannt. Dabei lagen die von Schwarzenberg niedergebrannten Vorstädte in Ruinen, 108 Häuser, ein Hospital und viele Meiereien hatte man unnützer Weise zerstört, und von den innerhalb der Städte stehengebliebenen Gebäuden stand ein großer Theil völlig leer, oder es hatte allerlei obdachloses Volk darin Zuflucht gesucht. Viele von diesen Häusern drohten ebenfalls den Einsturz [1]).

So war die Residenz beschaffen, in welche der Kurfürst mit einem großen Gefolge von Hofjunkern, Trabanten, Lakaien und Pagen in sammtenen goldgestickten Livreen seinen Einzug hielt. Da erschallte kein lauter Jubel. Still und niedergedrückt empfing die unglückliche Bevölkerung ihren jungen Herrscher. Auch bildete der glänzende Zug mit der wüsten Umgebung einen schlimmen Gegensatz. Die Karossen blieben auf

---

[1]) König's Berlin ad 1640.

den Gassen im Kothe stecken und mußten mittelst vieler Vorspannpferde bis an's Schloß gezogen werden. Für den Hofstaat waren keine Wohnungen vorhanden, man mußte die Junker bei den Bürgern zu deren größter Beschwerde einquartieren, nur vorläufig auf wenige Tage, hieß es anfangs, aber die Last schien eine dauernde werden zu sollen. Dabei wurden die ganz entkräfteten Städte zu immer neuen Lasten herangezogen und militärische Einquartierungen trotz der sehr gerechtfertigten Klagen immer mehr erhöht, und solche Einquartierung war im siebzehnten Jahrhundert eine Belästigung, die wir nicht nach unseren heutigen Zuständen beurtheilen dürfen. Denn wenn auch wir es als eine Unbequemlichkeit empfinden, daß wir genöthigt werden, Soldaten unentgeldlich oder gegen eine unbedeutende Entschädigung in unsere Häuser aufzunehmen, so waren die Bürger damals noch gezwungen, auch die Weiber und Troßbuben der Kriegsknechte zu beherbergen, und sie fanden nirgends Hilfe gegen die Rohheit und Begehrlichkeit dieser Banden, denen die Zügellosigkeit eines langen Kriegslebens noch nicht abzugewöhnen war.

Es zeigte sich bald, daß Berlin und Köln nicht im Stande waren, diesen Leistungen zu genügen und außerdem noch die Tafel des Kurfürsten und des Hofstaates zu versorgen. Bald trat Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen ein, und Friedrich Wilhelm sah sich genöthigt, einen Theil seines Gefolges zu

entlassen und seinen Hofstaat nach Küstrin zu verlegen. Auch hier aber wurden die vorhandenen Vorräthe bald aufgezehrt, und man mußte versuchen, sich aus dem Herzogthum Preußen verproviantiren zu lassen, indem man die Oberräthe anwies, dafür zu sorgen, daß aus den dortigen Aemtern Hafer, Talg, Butter, Wachs und geräuchertes Fleisch in möglichst großer Menge nach Küstrin geschickt werde.

Durch diese ihn umgebende Misere ließ sich der Kurfürst indessen keineswegs entmuthigen, vielmehr spähete er mit klugen Augen überall umher, um die Keime zu entdecken, aus denen künftighin die Besserung solcher Zustände und der Wohlstand des Landes erwachsen sollte.

Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in der Mark ernannte er eine Commission [1]), welche die Feldfluren untersuchen und anzeigen sollte, wieviel davon besäet wären und wieviel nicht, welche Stellen in den Dörfern leer stünden, und warum sie nicht wieder besetzt würden, wie es mit der Schafzucht stehe u. s. w. Wer wüste Ländereien wieder anbauen würde, sollte ausgedehnte Freiheit von Lasten und Abgaben auf zehn Jahre genießen, und es gab sich schon damals die volkswirthschaftliche Ansicht zu erkennen, daß es vor allen Dingen darauf ankomme, die Zahl der Unterthanen möglichst zu vergrößern, weil man jeden Bürger oder Bauern

---

[1]) König's Berlin p. 37.

wie ein nutzbares, Zinsen und Abgaben tragendes Capital betrachtete. Auch hatte der Kurfürst guten Grund, jeder Einnahmequelle, mochte sie auch noch so spärlich träufeln, mit größtem Eifer nachzuspähen, denn abgesehen davon, daß die Erträge des Landes nicht einmal für die nothdürftigsten Erfordernisse der Verwaltung ausreichten, so liefen dabei die drückenden Leistungen an die Schweden immer weiter und mußten befriedigt werden.

Bei den höchst mühsamen Arbeiten, die solche Maßnahmen erheischten, kam es dem Kurfürsten vor allen Dingen zu Statten, daß er sich von jeher an eine ernste und regelmäßige Thätigkeit gewöhnt hatte. Er las alle eingehenden Schriften und beantwortete unendlich Vieles eigenhändig, ja die Instructionen, welche er bald nach seinem Regierungsantritt für den Staatsrath erließ, behalten seiner eigenen Thätigkeit so Vieles vor, daß eine solche Aufgabe die Kräfte eines Einzelnen überstieg, zumal wenn Krieg oder Staatsgeschäfte seine Anwesenheit in der Hauptstadt verhinderten [1]). Er mußte außerdem zuerst den geordneten Verwaltungsmechanismus allmählich herzustellen suchen, in welchen er von höchster Stelle mit Leichtigkeit regelnd und ordnend eingreifen konnte, denn die Formen, die er vorfand, waren durchaus nicht die einer planmäßigen Regierung, sondern

[1]) Kosmar und Klaproth Staatsrath 202.

vielmehr der Schwarzenbergischen Satrapenwirthschaft angepaßt. Gerechtes Mißtrauen gegen die so lange gemißbrauchten und unterdrückten Behörden spricht aus allen Erlassen der ersten Jahre und aus den Vorsichtsmaßregeln, die er dem neuen von ihm eingesetzten Statthalter, Markgraf Ernst, gegenüber ergriff, indem er demselben z. B. untersagte, die für den Geheimenrath eingehenden Schriften anders als in der Versammlung der Räthe zu erbrechen, „damit nicht etwa, wenn die Eröffnung in Ew. Liebden Gemach geschehe, Andere sie zu lesen bekämen." Der Kurfürst erklärte außerdem, daß er kein Schreiben, es möge ihn oder den Staat betreffen, vollziehen wollte, „wenn ihm nicht zugleich das Concept, so die Räthe selbst aufgesetzt, mit vorgewiesen werde."

Aus solchen Anordnungen lassen sich bereits die Eigenschaften erkennen, welche den Kurfürsten selbst, und in noch höherem Maße seinen Enkel und Urenkel zu Selbstherrschern in vollster Bedeutung des Wortes machten: Er betreibt die Regierungsangelegenheiten wie ein eifriger Geschäftsmann in dem beständigen Bewußtsein, daß von seinem Fleiße, seiner Treue und Thätigkeit das Gedeihen seiner Unternehmungen abhängt. Keinem Diener schenkt er so unbedingtes Vertrauen, daß er nicht die Controlle stets bis in's Einzelnste selbst in der Hand behielte. Dabei war der Kurfürst von der Natur so günstig ausgestattet, daß er für die

verschiedensten Richtungen menschlicher Thätigkeit ein gleich lebendiges Interesse empfand, und daß die großartige Weise, in welcher er sein Talent für die Kriegführung und die diplomatischen Verhandlungen entwickelte, ihn keineswegs abhielt, sich mit derselben Kraft und Ausdauer der Förderung des Handels, der Künste, der Wissenschaften, des Ackerbaues und der Gartenpflege zu widmen. Auch war es für ihn selbst und für sein Land von nicht genug zu schätzender Bedeutung, daß die Gemahlin, die er sich erwählt, alle Interessen ihres Gatten auf das Lebhafteste theilte und namentlich für die Pflege aller der Culturzweige, die sich auf die Hebung des Landbaues beziehen, eine fast leidenschaftliche Vorliebe zeigte. Wie ihr Gemahl war auch sie unablässig bemüht, in den verwüsteten Gauen der Mark eine Schöpfung in's Leben zu rufen, welche einigermaßen an die blühenden Gefilde ihrer holländischen Heimath erinnern könnte.

Wir haben gesehen, daß Friedrich Wilhelm sich im November 1646 nach dem Haag begab, um seine Vermählung mit Louise Henriette von Oranien zu vollziehen. Es stand aber damals mit seinen Finanzen so schlecht, daß es äußerst schwer war, die nothwendigen Gelder zu der Brautfahrt zu beschaffen, denn mit fürstlicher Pracht wollte er in dem reichen Holland auftreten, was nicht nur des Anstands wegen geschehen mußte, sondern auch seiner vorherrschenden Neigung für Glanz

und Luxus entsprach. Da mußte er sich denn bequemen, die Mittel zu solchem Aufwande kümmerlich genug aus allen Ecken zusammenzubringen. Dreitausend Thaler gab seine Mutter, die verwittwete Kurfürstin, anleihweise her. Von den preußischen Ständen wurden 50,000 Thaler als Beisteuer gefordert, und setzte der Kurfürst unter das an die Oberräthe deshalb gerichtete Schreiben eigenhändig die Worte: „Ihr werdet uns einen großen Gefallen erweisen, hierin Euren besten Fleiß anzuwenden, damit ehest die Gelder zusammengebracht und durch Wechsel auf Amsterdam übermacht werden mögen, solches werde ich hinwiederum sie gnädigst erkennen."

Der Obrist von Potthusen mußte in Hamburg Edelsteine für den Bräutigamsanzug kaufen. Dreihundert Reiter und fünfhundert Musketiere wurden als Leibwache angeworben und in prächtige Uniformen gekleidet, um die Ankunft der kurfürstlichen Gemahlin in der Mark verherrlichen zu helfen. Der Kurfürst reiste mit einem Gefolge von dreißig Kutschen, zwanzig Bagagewagen, zwanzig Handpferden, zwölf Trompetern und zwei Heerpaukern. Er selbst eilte den Begleitern voraus und langte am 22. November im Haag an. Am Vermählungstage war er in weißen Atlas gekleidet, der Rock mit goldenen Borten und Diamanten so reich besetzt, daß der Atlas darunter unsichtbar wurde, die Braut erschien in einem Anzuge von güldenem Stück,

die Schleppe, neun Ellen lang, wurde von ebensovielen Grafen getragen. Eine Krone von Diamanten und Perlen schmückte ihr Haupt[1]). Zeugen der Vermählung waren außer den Eltern der Braut noch die Königin von Böhmen, der Prinz Wilhelm von Oranien, dessen Schwager, ein Prinz von Portugal, und eine große Anzahl der hochmögenden Herren Generalstaaten. Der jungen Kurfürstin wurde von diesen eine jährliche Pension von 20,000 holländischen Gulden verheißen, und erhielt der Kurfürst das Versprechen, daß die Holländer ihm den Besitz mehrerer cleveschen Städte gewährleisten und ihn bei seinen Streitigkeiten mit Pfalz-Neuburg unterstützen wollten. Zugleich wurde der Prinzessin für den Aussterbefall des Mannsstammes die Erbschaft der oranischen Güter zugesichert, was indessen später zu vielen Streitigkeiten und Weitläufigkeiten Anlaß gab, welche erst unter Friedrich Wilhelm I. verglichen werden konnten.

Die Wahl der Prinzessin muß eine überaus glückliche genannt werden. Einundzwanzig Jahre lang blieb sie eine treue und liebende Gattin des Kurfürsten, den sie auf allen seinen Zügen im Kriege und Frieden begleitete und in allen wichtigen und unwichtigen Dingen mit ihrem Rath und ihrer Theilnahme zur Seite

---

[1]) Etwas anders beschreibt den Anzug die Schulze'sche Chronik in der von Orlichs mitgetheilten Stelle.

stand. Sie theilte seine Neigungen und Liebhabereien, und wie eine sorgsame Hausfrau ging sie auf Alles ein, was ihn beschäftigte und beunruhigte [1]).

Die Neuvermählten waren bereits auf dem Heimwege begriffen, als die Nachricht von der Erkrankung des Erbstatthalters sie zur Rückkehr nach dem Haag nöthigte. Daselbst verweilten sie bis zu dem am 14. März erfolgten Tode desselben, wo der Kurfürst allein nach Cleve zurückkehrte und dann im Mai seine Gemahlin abholte, um sie in die neue Heimath zu führen. Schon vorher hatte Friedrich Wilhelm in Berlin allerlei Anordnungen getroffen, um das Aussehen der verwüsteten Stadt für die junge Fürstin weniger unangenehm zu machen. In dem Thiergarten wurden die Alleen angelegt, welche noch jetzt an dem Brandenburger Thore ihren gemeinschaftlichen Ausgangspunkt haben. Den Lustgarten hinter dem Schlosse ließ er mit achtzig gepfropften Obstbäumen aus dem Amte Quartschen und vielen aus Holland verschriebenen, bis dahin den Märkern noch unbekannten Zwiebelgewächsen verschönern. Die Decken in den Zimmern der Kurfürstin sollten mit Gemälden verziert werden, welche der Hofmaler, Meister

---

[1]) Sie soll verschiedene geistliche Lieder verfaßt haben, unter andern das bekannte „Jesus meine Zuversicht." Doch ist das kaum möglich, weil sie nie geläufig und richtig deutsch sprechen lernte und stets englisch oder holländisch sprach und schrieb.

Hirte auszuführen hatte, der sich dazu einen Gesellen aus Holland erbat. Der Kurfürst engagirte den tüchtigen Maler Wilhelm Honthorst (Bruder des berühmten Gerard) mit dem für die damaligen Verhältnisse äußerst hohen Gehalte von 1000 Thaler, freier Wohnung und einem seidenen Hofkleide jährlich. Auch der Schloßbau sollte erweitert werden, doch konnte man dazu wohl Kalk und Steine in großer Menge aus Rüdersdorf herbeischaffen, aber mit dem Gelde, um Arbeiter zu bezahlen, sah es sehr übel aus, denn die tausend Thaler, welche Georg von Ribbek gegen das Versprechen baldiger Rückzahlung zu sechs Procent Zinsen vorschoß, reichten natürlich nicht lange aus.

Mit diesen weitaussehenden Verschönerungsversuchen stand es in schlimmem Gegensatze, daß gerade damals auf dem Werder dreißig Häuser einstürzten. Der Kurfürst wollte gern helfen, konnte aber zur Unterstützung der Verunglückten nicht mehr als 750 Thaler aufbringen.

Diese kleinlichen Verlegenheiten offenbaren den Widerstreit zwischen den großartigen Intentionen Friedrich Wilhelm's und seinen beschränkten Mitteln, der durch sein ganzes Leben geht, und den man sich stets gegenwärtig erhalten muß, um seine Unternehmungen nach Innen und Außen gerecht zu würdigen.

Für die unverwüstliche Spannkraft seines Geistes giebt es Zeugniß, daß er unter allen diesen Bedräng-

nissen und noch vor Abschluß des westphälischen Friedens schon den Plan faßte, sich mit den Hansestädten in Verbindung zu setzen und mit ihnen auf seinen Namen eine ostindische Handelscompagnie nach dem Muster der holländischen zu errichten, ein Plan, der ihn bis an das Ende seines Lebens begleitet hat und zu merkwürdigen Resultaten führte, die wir noch kennen lernen.

Für jetzt benutzte er die Verbindungen, welche die Kurfürstin in Holland hatte, um alsbald eine Anzahl von Kolonisten von dort in's Land zu ziehen und dieselben auf den am meisten verwüsteten Domainengütern anzusetzen, wo sie zur Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht sehr wesentlich beitrugen. Die Kurfürstin selbst legte in Bötzow, welches der Kurfürst ihr schenkte und Oranienburg nannte, eine Art von holländischer Musterwirthschaft an, die indessen, obgleich Louise Henriette sehr genau über Einnahme und Ausgabe eigenhändig Buch führte, doch nur geringe Erträge lieferte, wie sie in ihren Briefen an Otto von Schwerin beklagt[1]).

[1]) Dem kurfürstlichen Ehepaar mochte bei diesen Bemühungen um Acker- und Gartenbau außer den holländischen Erinnerungen auch wohl das Beispiel vorschweben, welches Kurfürst August von Sachsen und seine Gemahlin hundert Jahre früher gegeben. Dieser betriebsame Herr, der sich durch seine Geldgeschäfte nicht minder als durch seinen orthodox-lutherischen Eifer auszeichnete, hatte selbst „ein künstlich Obst- und Gartenbüchlein"

Ueberhaupt besserten sich die Einkünfte keineswegs so schnell und in so großem Maßstabe, wie der Kurfürst gehofft hatte, und er unterhandelte deshalb mit zwei französischen Brüdern Laney, 1647, welche versicherten im Besitze eines Systems zu sein, mittelst dessen der Bodenertrag des Landes bedeutend erhöht werden könnte. Die kurfürstlichen Beamten, welche das Project zu prüfen hatten, erklärten, daß die Franzosen Nichts von der Sache verstünden, indessen verhielt es sich so, daß in Wahrheit die vorgelegten Pläne nur den Fehler hatten, daß sie den Einsichten der Zeit um mehr als ein Jahrhundert vorausgeeilt waren, denn was sie vorschlugen, bestand in der Aufhebung der bäuerlichen Frohndienste, Einschränkung der landesherrlichen und gutsherrlichen Jagdgerechtigkeit und Verbesserung des Unterrichts und der religiösen Erziehung auf dem Lande. Es war das wesentlich nichts Anderes, als was im neunzehnten Jahrhundert wirklich in's Leben gerufen worden ist, und

---

verfaßt. Er führte stets auf seinen Reisen Körner von guten Fruchtsorten zur Vertheilung bei sich und hatte verordnet, daß jedes Ehepaar nach seiner Trauung zwei gepfropfte Obstbäume pflanzen müsse. Seine Gemahlin machte das Gut Ostra bei Dresden in ganz ähnlicher Art zu einer Musterwirthschaft, wie die Kurfürstin Henriette es in Oranienburg versuchte. — Kurfürst August hatte auch an 20,000 durch Alba vertriebene Niederländer zum Heile seines Landes aufgenommen, was dem großen Kurfürsten jedenfalls nicht unbekannt war.

zwar zu einer Zeit, 1806—1810, wo das Land sich in ebenso trostloser Lage befand wie 1647.

Diese Erscheinung steht keineswegs vereinzelt in der Geschichte da. Die großen volkswirthschaftlichen Ideen der Neuzeit waren bereits während der Bauernkriege aufgetaucht und mit merkwürdiger Klarheit und Mäßigung ausgesprochen, und viele andere wichtige Entdeckungen und Erfindungen sind in Zeiten aufgestellt worden, wo die Menschen noch nicht befähigt waren, dieselben zu würdigen, und die Männer, welche solche Ideen verkündeten, sind von jeher in die Lage gekommen, wie Columbus gegenüber den spanischen Mönchen. Aus ähnlichen Gründen hatte denn auch jenes französische Project keine weitern Folgen.

Der Kurfürst machte nunmehr den Versuch, die Domainen, welche bisher von Beamten bewirthschaftet worden waren, zu verpachten, um dadurch höhere Erträge zu erzielen, und zwar sollten die Aemter auf sechs, die Bauergüter auf zwölf bis achtzehn Jahre ausgethan werden. Das gab denn allerdings einige günstige Resultate, aber im Ganzen doch nur unbedeutende, weil die mit der Ausführung betrauten Commissarien weder die nothwendige Sachkenntniß noch die gehörige Redlichkeit und Unbestechlichkeit besaßen. Größere Ausbeute erhielt der Kurfürst, als er trotz des lebhaftesten Widerspruchs der Stände das Salz in der Mark für kurfürstliches Regal erklärte und bei schwerer Strafe verbot,

dies nothwendigste aller Lebensbedürfnisse anderswoher als aus den landesherrlichen Verkaufsstätten zu beziehen.

Zu gleicher Zeit richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Herstellung eines erleichterten Verkehrs zwischen den getrennten Theilen seiner Länder durch Postverbindung, und es gelang schon jetzt, trotz des Widerspruchs des Reichspostmeisters, Fürsten von Thurn und Taxis, die Errichtung einer Reitpost durchzusetzen, welche das Herzogthum Preußen unmittelbar mit den clevesschen Ländern in Zusammenhang brachte, von wo dann ein weiterer Anschluß im Westen bis Amsterdam und im Osten bis Livland sich anfügte. Das Verdienst dieser Posteinrichtung in allen ihren Einzelheiten gebührt dem als Verwaltungsbeamten ausgezeichneten Michael Matthias, einem Enkel des Thomas Matthias, dessen unter Joachim II. gedacht worden [1]). Das neuerrichtete Hofpostamt zu Berlin wurde unter seine Leitung gestellt.

Während diese und ähnliche Sorgen für den Zustand seiner Länder den Kurfürsten beschäftigten, gelangte er auch nach und nach, obgleich nicht ohne viel Mühe und Weitläufigkeiten, in den Besitz derjenigen Entschädigungen und Gebietserweiterungen, welche der westphälische Frieden ihm zugesprochen hatte. Zur

[1]) Einem seiner Nachkommen, W. G. Matthias, verdanken wir die besten geschichtlichen Nachrichten über das preußische Postwesen. Berlin 1812 und 1832 erschienen.

Räumung von Halberstadt konnten die Schweden, obgleich Friedrich Wilhelm die im Nürnberger Receß festgesetzten Terminzahlungen pünktlich abgeführt hatte, dennoch erst bewogen werden, als er durch eine besonders nach Stockholm geschickte Gesandtschaft den unmittelbaren Befehl der Königin ausgewirkt hatte, und nachdem hierauf endlich im October 1649 die Uebergabe der bischöflichen Länder an den brandenburgischen Bevollmächtigten Canstein erfolgt war, so blieb die schwedische Besatzung dennoch ein halbes Jahr länger daselbst und mußte mit schwerem Gelde und vielen Naturallieferungen verpflegt werden, bis sie im Mai 1650 abzog, nachdem der Kurfürst schon am 2. April die Erbhuldigung der Stände in Person entgegengenommen hatte. Das mindensche Gebiet wurde sogar auf ausdrücklichen Befehl der Königin erst im September 1650 geräumt, obgleich der Kurfürst sich daselbst bereits am 13. Februar hatte huldigen lassen. Die meisten Schwierigkeiten erhoben sich, wie man denken kann, in Pommern, und die Ansprüche, welche die Schweden hier unter dem Vorwande der Grenzregulirung stets von Neuem vorbrachten, waren ein Hauptgrund, weshalb sie so ungern aus Halberstadt und Minden wichen, indem sie diese Länder als Unterpfand für die Erfüllung ihrer pommerschen Ansprüche in Händen zu behalten wünschten.

Die Wortbestimmungen des Friedensinstrumentes waren in der That nicht so klar gefaßt, daß nicht zu

allerlei Zweifeln Raum geblieben wäre. Namentlich ließ sich darüber streiten, ob die auf dem andern Oderufer liegenden, zu Stettin und Wollin gehörigen Aemter mit diesen Städten zugleich den Schweden überwiesen wären, oder ob der Strom die Grenze bilden und jene Aemter dem Kurfürsten zufallen müßten. Die Verhandlungen hierüber, so wie über andere Nebenpunkte zogen sich bis 1653 hin und würden vielleicht auch dann noch nicht zu Ende gelangt sein, wenn nicht der Kaiser, um sich der brandenburgischen Kurstimme für die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen Könige zu versichern, seine Unterstützung in der pommerschen Sache zugesagt hätte. Die Kurfürsten von Mainz, Trier, Sachsen und Brandenburg folgten der Einladung des Kaisers und begaben sich zu ihm nach Prag. Friedrich Wilhelm, „um dem Kaiser nicht allzu sehr zur Last zu fallen," erschien mit einem Gefolge von nur zweihundert Personen und zweihundert und achtundsechszig Pferden.

Die Ceremonien waren für diese Zusammenkunft im Voraus auf's Genaueste bestimmt und für den Kurfürsten trotz alles Scheines großer Ehrerbietung doch immer noch demüthigend genug. So mußte Friedrich Wilhelm z. B. eine Bewegung machen, als ob er dem Kaiser die Hand küssen wollte, was dieser aber dann abzuwehren hatte. Bald genug indessen sollten die brandenburgischen Fürsten solcher Behandlung über-

hoben werden. Diesmal erlangte der Kurfürst für seine Nachgiebigkeit die Zusicherung des Kaisers, daß Schweden nicht eher die Belehnung mit den deutschen Ländern empfangen und nicht eher Sitz und Stimme auf den Reichstagen erhalten sollte, als bis sie Hinterpommern vollständig an Brandenburg abgetreten hätten. Es kam in Folge dessen zu einem Vergleiche, der aber durchaus nicht günstig für Brandenburg ausfiel. Die Schweden behielten noch einen großen Strich Landes auf dem andern Oderufer mit den Städten Damm, Camin, Greifenhagen und Gollnow, und es gelang ihnen außerdem, dem Kurfürsten von den über eine halbe Million betragenden Landesschulden mehr als vier Fünftel aufzubürden. Dabei behielten sie den theilweisen Mitgenuß der hinterpommerschen Seezölle, so wie die ausschließliche Führung des Fürstentitels von Rügen, und wurde ihnen außerdem ein Erbrecht für den Fall des Aussterbens des brandenburgischen Mannsstammes vorbehalten.

Unter diesen Bedingungen ward endlich am 6. Juni 1653 Colberg, die Hauptfestung des Landes, von den Schweden geräumt, und die kurfürstliche Regierung in Hinterpommern eingesetzt. Ewald von Kleist war der erste Präsident derselben. Im Ganzen mußte Friedrich Wilhelm noch wohl zufrieden sein, endlich wenigstens soviel erreicht zu haben, denn die Schweden hätten ihre Ansprüche nicht einmal so weit herabgestimmt, wenn nicht

ihr Verhältniß zu Polen sowohl, als zu den Niederlanden gerade damals ein sehr gespanntes gewesen wäre, wodurch sie in Furcht geriethen, der Kurfürst könnte sich mit diesen beiden Staaten zuletzt gegen sie verbinden.

So war denn Brandenburg nun im Besitz des ihm zukommenden Ländergebietes. Allein die geographische Lage und die politischen Verhältnisse der verschiedenen Provinzen war nicht danach angethan, um dem Kurfürsten zu gestatten, nunmehr seine ganze Sorge auf die Hebung und Entwickelung der inneren Zustände seines Staatsgebietes zu richten; denn von allen Seiten drohten neue Verwickelungen. Pommern vor Allem mußte ein steter Zankapfel zwischen Schweden und Brandenburg bleiben. Für beide war diese Provinz fast in gleichem Maße unentbehrlich, und Friedrich Wilhelm hielt namentlich den Besitz von Stettin für so wichtig, daß er während der Grenzunterhandlungen sogar Halberstadt und Minden dafür hingeben wollte.

Das Herzogthum Preußen drohte durch seine Abhängigkeit von Polen den Kurfürsten in alle Streitigkeiten mithineinzuziehen, welche zwischen Schweden, Polen und Rußland in jedem Augenblick hervorbrechen konnten.

Die cleveschen Länder waren auf allen Seiten von katholischen Gebieten umschlossen, und der fanatische alte Pfalzgraf und sein wo möglich noch mehr fanatischer Sohn und Erbe hielten es für eine Gewissens-

24*

sache, den Bestimmungen des westphälischen Friedens über Religionsfreiheit sich nicht zu fügen. Den mit Brandenburg 1647 abgeschlossenen Vergleich, nach welchem die Jahre 1609 und 1612 als Normaljahre aufgestellt waren, wollten sie nunmehr in sofern nicht anerkennen, als sie behaupteten, durch den Osnabrücker Frieden sei für alle Religionsangelegenheiten ein für alle Mal der Zustand als maßgebend anerkannt, welcher im Jahre 1624 bestanden habe, und das müsse auch für die jülich-clevеschen Gebiete entscheidend sein. Ja es ließen sich unter den Katholiken Stimmen vernehmen, welche drohend aussprachen, der Kurfürst dürfe am Rhein nicht einen Fußbreit Landes behalten.

So war die Lage Friedrich Wilhelm's nirgends klar und abgeschlossen, und seine kraftvolle Natur mußte ihn von selbst dahin drängen, durch eine kühne That wenigstens nach einer Seite hin sich von den unbestimmten ihn bedrohenden Uebeln zu befreien.

Seinen Angriff vor allen Dingen gegen den Pfalzgrafen zu richten, dazu trieb ihn nicht nur sein protestantisches Gewissen, sondern er war gegen den alten Herrn auch durch persönliche Beleidigungen gereizt worden und fühlte sich „in seiner kurfürstlichen Ehre touchirt," weil derselbe „mit fast schimpflichen, unter Fürsten ganz ungewöhnlichen Schreiben nicht ein-

sondern mehrmal uns affrontirt habe [1])." Friedrich Wilhelm wußte sehr wohl, daß, wenn er einen Angriff gegen Jülich unternähme, man ihm vorwerfen würde, daß er freventlich den so eben erst mühsam errungenen Reichsfrieden in Gefahr setzte, er kannte ebensowohl die großen Schwierigkeiten, welche seine schlecht geordneten Finanzangelegenheiten jeder weitaussehenden politischen Entschließung entgegenstellte, — allein er setzte sich über Alles dies hinweg und betrachtete es eben als eine seiner „Necessitäten," zu denen die Mittel sich finden müßten.

Er begab sich selbst nach Cleve, befahl dem General von Sparr, mit einem Corps von viertausend Mann eilig in das Herzogthum Berg einzurücken und Angermund und Ratingen zu besetzen. Durch ein überaus stark abgefaßtes Manifest befahl er den Unterthanen, dem Pfalzgrafen von Neuburg nicht weiter zu gehorchen, demselben keine Steuern zu bezahlen und keine Hilfe zu leisten. Wer nicht gehorchte, sollte als Empörer gestraft werden. Düsseldorf, die Hauptstadt des Pfalzgrafen, zu überrumpeln, gelang dem Kurfürsten nicht. Beide Theile sahen sich nach Verbündeten um. Friedrich Wilhelm reiste selbst nach dem Haag, um die Holländer für sich zu gewinnen, doch waren diese für jetzt mit

---

[1]) Bei Droysen III. 2. p. 25.

ihren eigenen Parteistreitigkeiten zu sehr beschäftigt, um nicht an ihren Grenzen vor allen Dingen Frieden zu wünschen, und seit des Kurfürsten Schwager Wilhelm von Oranien am 6. November 1650 gestorben war, verminderte sich die Neigung, dem brandenburgischen Interesse zu dienen, bei den Holländern noch mehr. Dem Pfalzgrafen versprachen mehrere seiner katholischen Nachbarn Hilfe, und auch der abenteuernde Herzog von Lothringen, der nach Art der fahrenden Landsknechte überall bei der Hand war, wo es Aussicht auf Kampf und Plünderung gab, versprach Soldaten zu schicken. Selbst spanische Hilfe war ihm in Aussicht gestellt. Es kam sogar im Juli und August 1651 zu kleinen Gefechten bei Ratingen, in denen aber der Sieg unentschieden blieb. Friedrich Wilhelm, dem es nach keiner Seite hin gelang, sich Bundesgenossen zu erwerben [1]), und der wegen seines raschen Auftretens den Kaiser und alle Mächte, denen an Aufrechthaltung des Friedens gelegen war, wider sich hatte, begriff, daß es höchste Zeit sei, einzulenken. Zur größten Ueberraschung des Pfalzgrafen erließ der Kurfürst plötzlich an denselben die Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft. Es geschehe dies, schrieb er, in der Hoffnung,

---

1) Er hatte sogar unter der Hand versucht, die Schweden zu einer Allianz zu bewegen. Ueber diese ganze Angelegenheit Puffendorf IV. 27 sq.

daß sie Beide persönlich sich weit besser und gründlicher verständigen würden, als dies durch diplomatische Vermittelung geschehen könnte. Der Pfalzgraf möge Ort und Zeit der Zusammenkunft bestimmen, und daß Alles dabei bona fide vor sich gehen solle, werde auf fürstliches Ehrenwort gelobt.

Der Pfalzgraf nahm den Vorschlag an, ein Waffenstillstand wurde geschlossen, und bei Angerort auf offenem Felde fand in drei Zelten die Zusammenkunft statt, zu welcher auch die holländischen Gesandten sich eingefunden hatten.

Der Pfalzgraf wollte sehr gern allein mit dem Kurfürsten verhandeln, weil er als alter Mann sich zutraute, dem jugendlichen Friedrich Wilhelm zu imponiren und auf bessere Bedingungen mit ihm abzuschließen. Jedoch der Kurfürst bestand darauf, daß die beiderseitigen Räthe zugegen wären. Als diese aber anfingen, weitläufige Deductionen vorzulesen, unterbrach sie der Kurfürst und sagte: „Vetter, wir sind hergekommen, um Frieden und Freundschaft zu machen, nicht um alle diese Acten durchzulesen. Lassen wir, wenn es Euer Liebden gefällt, das Disputiren."

Auch die Holländer sprachen auf alle Weise zum Frieden, und wenn auch noch Nichts fest ausgemacht war, so schien doch Alles im besten Gange, als man sich zur Tafel setzte, um beim Weine die Sache weiter zu besprechen. Da wurde plötzlich gemeldet, es wären

lothringische Soldaten im Anzuge, und der Herzog lasse dagegen protestiren, daß ohne seine Zustimmung ein Vergleich geschlossen werde. Das änderte den Sinn des Pfalzgrafen. Er brach die Unterredung ab und kehrte nach Düsseldorf zurück, doch bewirkten die Räthe, daß man versprach, in den nächsten Tagen die Verhandlungen fortzusetzen und sich inzwischen der Feindseligkeiten zu enthalten. Dem alten Herrn setzten unterdessen die Jesuiten und der Erbprinz so heftig zu, daß er krank wurde. Der Kurfürst wartete vergebens in Angerort auf seine Rückkehr, und als Niemand erschien, schickte er in großem Aerger einen Trompeter nach Düsseldorf, der kurzweg anfragen sollte, ob der Pfalzgraf kommen werde oder nicht. Dieser ließ sich wegen seiner Krankheit entschuldigen. Der Kurfürst aber nahm eine solche Behandlung äußerst übel und konnte auch durch die pfälzischen Räthe nicht beschwichtigt werden, die ihm versprachen, daß ihr Herr, wenn der Kurfürst sich beleidigt fühlte, ihm bis Duisburg entgegenkommen und persönliche Erklärungen geben würde. Friedrich Wilhelm hatte die größte Begierde, sich mit gewaffneter Hand Genugthuung zu verschaffen, und ließ am Wiener Hofe erklären, wie er seinerseits alles Mögliche gethan habe, um nach des Kaisers Willen die Sache gütlich beizulegen, während der Pfalzgraf das durch sein Benehmen unmöglich mache.

Durch eifrige Vermittelung der holländischen Ge-

sandten brachte man es endlich dahin, daß der Kurfürst sich noch einmal bewegen ließ, einen neuen Congreß, der in Essen stattfinden sollte, zu beschicken. Hier kamen denn auch am 18. August 1651 die brandenburgischen und pfälzischen Bevollmächtigten mit den Abgesandten der Holländer und des Kurfürsten von Köln zusammen, und man verhandelte fast einen ganzen Monat lang hin und her, ohne zu einem Resultate zu kommen.

Dem Kaiser war vor allen Dingen daran gelegen, daß der ganz lokale Streit über diese jülich-cleveschen Angelegenheiten nicht weiter um sich greife und etwa gar den Funken abgebe, der einen allgemeinen Krieg von Neuem entzünden könnte, denn der Pfalzgraf hatte eine Truppenmasse von 12000 Mann lothringischen Kriegsvolkes in Sold genommen, und zeigte sich auf diese Macht vertrauend, jetzt ebenso kriegslustig wie der Kurfürst. Es wurde eine kaiserliche Commission ernannt, bestehend aus dem Herzog von Braunschweig und dem Bischof von Münster, welche vor allen Dingen beiden Theilen die Einstellung der Feindseligkeiten und die Entlassung der zusammengezogenen Truppen anbefahl, mit der Drohung, daß man im Falle der Widersetzlichkeit die Kreise des Reichs gegen die Streitenden aufbieten würde. Nach vielem mündlichen und schriftlichen Hin- und Herreden fügten sich der Kurfürst sowohl wie der Pfalzgraf. Brandenburgischerseits wurden der Fürst von Anhalt und Graf Heinrich

von Nassau, pfälzischerseits die Bischöfe von Paderborn und Osnabrück der Commission beigesellt, welche schließlich am 11. October 1651 einen Vergleich dahin zu Stande brachten, daß beide Theile wegen der streitigen Religionsangelegenheiten sich im Voraus den Entscheidungen unterwarfen, welche die Stimmenmehrheit der Commission treffen werde.

Im Uebrigen sollte Alles auf den Zustand zurückgeführt werden, welcher vor dem Beginn der Unruhen stattgehabt hatte, und jeder Theil mußte dem andern die Gefangenen ohne Lösegeld herausgeben. Die Unterthanen sollten nicht berechtigt sein, wegen ihrer Beschwerden fremde Hilfe anzurufen, sondern Jeder sich an seinen eigenen Landesherrn wenden.

Man hatte bei diesen Unterhandlungen stillschweigend die Holländer von jeder eigentlichen Mitwirkung ferngehalten, was dieselben zwar sehr übel vermerkten, ohne jedoch Beschwerde zu erheben [1]). Ueber zweifelhafte Punkte sollte dem Kaiser die Entscheidung bleiben.

Damit waren vorläufig diese Händel beruhigt. Die endliche Beilegung des ganzen jülich-cleveschen Streites erfolgte jedoch, wie wir sehen werden, erst fünfzehn Jahre später.

Man kann nach dem Allen nicht behaupten, daß das erste selbstständige Auftreten des Kurfürsten in

[1]) Puffendorf IV. 35. doluerunt magis quam questi sunt.

Deutschland besondere äußere Erfolge gehabt hätte. In der eigentlichen Streitsache wurde durch den Vergleich Alles auf den früheren Zustand zurückgeführt, gegen dessen Bestehen gerade der Kampf unternommen war. Die Mittel zu den Rüstungen hatten durch Maßregeln herbeigeschafft werden müssen, welche den Ständen aller Landestheile mit Recht äußerst bedrohlich und bedenklich erschienen, weil man daraus abnehmen konnte, daß Friedrich Wilhelm nicht gesonnen sei, die absolute Machtvollkommenheit, welche er anstrebte, durch die Rechte der Stände beeinträchtigen zu lassen.

Denn wenn der Kurfürst selbst die Gesammtheit seiner Länder als ein Ganzes auffaßte, und ihm die Idee, dieselben zu einem Staate zu verschmelzen, unablässig im Geiste vorschwebte, so waren die Stände in Berlin wie in Cleve, in Magdeburg wie in Königsberg von einer so großartigen Anschauung weit entfernt. Die cleveschen verlangten nach Beilegung der dortigen Streitigkeiten nichts Geringeres als Entlassung des Heeres, Schleifung der Festungen Hamm und Lippstadt, Verwendung aller Ueberschüsse der Provinz für ihr eigenes Ländchen und Entlassung aller bei ihnen angestellten brandenburgischen Beamten, und der Kurfürst mußte [1]), so ungern er es that, für's Erste fast Alles das zuge-

---

[1]) Receß vom 14. Oct. 1653 in der Steinwehrschen Sammlung der Breslauer Bibliothek.

stehen, um nur die 80,000 Thaler von ihnen zu erlangen, die sie unter keinen anderen Bedingungen bewilligen wollten.

In allen Provinzen war der Argwohn des Adels, der Prälaten und der Stände erregt, und in der Mark sagte Conrad von Burgsdorf gradezu, daß es mit der Freiheit des Adels zu Ende wäre, wenn man sich dem Verlangen des Kurfürsten fügte, der für seine Armeeorganisation die Gelder ein- für allemal bewilligt haben wollte, damit er nicht genöthigt wäre, später die Stände deshalb wieder anzugehen. Wenn der Landesherr über ein stehendes Heer unabhängig gebieten könnte, so würde er mit dessen Hilfe alle seine Launen und Einfälle durchsetzen und der Willkürherrschaft Thür und Thor geöffnet sein.

Diese Opposition war es hauptsächlich, welche den Sturz dieses bisher von dem Kurfürsten ebenso wie von seinem Vater so hochgehaltenen Günstlings herbeiführte, und als derselbe durch seine rohen und an die wüste Hofhaltung Georg Wilhelm's erinnernden Aeußerungen auch den Unwillen der jungen Kurfürstin erregt hatte, wurde er auf seine Güter verbannt. Seine Mitstände, wenn sie sich auch nicht zu offener Opposition ermannten, theilten doch im Innern Burgsdorf's Ansichten. Der Kurfürst, welcher ohne allen Zweifel schon zu jener Zeit fest entschlossen war, keinen allgemeinen Landtag weiter zu berufen, hatte 1653, um die

damals unentbehrlichen Bewilligungen für seine Soldaten zu erhalten, einen Receß ertheilt, durch welchen er Alles bestätigte, was er und seine Vorfahren jemals den Ständen gelobt hatten, und namentlich waren die Adelsprivilegien von ihm eher erweitert als beschränkt worden. Es sollten die Rittergüter in der Regel niemals in bürgerliche Hände kommen, die Leibeigenschaft überall bestehen bleiben, wo sie eingeführt ist, und im Zweifel sollen die Junker die Vermuthung für sich haben, den Unterthanen aber der Beweis ihrer Freiheit obliegen. Die Bauern waren dadurch fast ganz der Willkür ihrer Herren unterworfen, und der Kurfürst wollte auf diese Weise den Adel dafür entschädigen, daß er ihm jede Mitwirkung bei der eigentlichen Landesregierung entzog.

Die wirkliche Vollziehung des Recesses ließ jedoch auf sich warten, und die Stände, durch die in stets höherem Maße an sie gestellten Geldforderungen auf's Aeußerste bedrängt und von Mißtrauen über die weitergehenden Pläne des Kurfürsten erfüllt, wagten es, sich 1654 ohne erfolgte Berufung zu versammeln und auf die baldige Vollziehung des Recesses zu dringen. Es war ihnen so oft feierlich versprochen worden, daß Nichts, woran des Landes Gedeih oder Verderb gelegen sei, ohne ihre Zustimmung geschehen sollte. Diese Zusage hatte der Kurfürst offenbar gebrochen. Daß man es aber wagte, ihn daran zu erinnern, nahm er äußerst übel auf. „Es scheine fast," sagte er ihnen, „als müsse er erst durch ihr

Andringen bewogen werden, sein Wort zu halten, was ihm bei Auswärtigen zur Verkleinerung diene. Die Eigenmächtigkeit ihrer Handlung solle, weil sie um Verzeihung gebeten, für diesmal vergeben sein [1])."

Weit schlimmer aber als in der Mark Brandenburg war die Stimmung der Stände im Clevischen. Diese hatten die Unbestimmtheit der Machtverhältnisse in ihrem Lande trefflich zu benutzen verstanden, ihre eignen Gerechtsame immer mehr zu erweitern, und durch gelegentliche Unterstützung des einen oder des andern Theils hatten sie von Brandenburg, Pfalz-Neuburg und dem Kaiser die Bestätigung ihrer Anmaßungen erlangt und sogar urkundlich das Recht erworben, sich eigenmächtig zu versammeln und Beschlüsse zu fassen. Sie hatten aber diese Errungenschaften keineswegs zum Heile des Landes angewendet, sondern waren nur auf Befestigung und Erweiterung ihrer Junkerprivilegien bedacht gewesen; namentlich hatten sie die Vertheilung der Lasten und Steuern so zu regeln verstanden, daß die ganze Schwere derselben den armen Landmann traf, während Ritter und Prälaten fast gänzlich befreit waren, und auch die reichen Kaufherren in den Städten nur geringe Beiträge zu zahlen brauchten.

Alle diese Privilegien hatte der Kurfürst bei seiner

[1]) Ganz ähnlich der Cabinets-Ordre Friedrich Wilhelm's III. von 1820.

clevesch en Unternehmung verletzt. Er hatte Gelder ausgeschrieben und Truppen angeworben, ohne die Stände zu fragen, und diejenigen, welche sich widersetzten, hatte er mit Gewalt zum Gehorsam oder doch zum Schweigen gebracht. Als die Stände trotz der Bestimmung des Provisionalvergleichs mit ihren Beschwerden sich an den Kaiser wendeten, weil Friedrich Wilhelm seine Truppen nicht aus dem Lande zog, sondern die Festungen Hamm und Lippstadt mit denselben besetzt hielt, während die Stände lieber gesehen hätten, daß diese Plätze in den Händen der Holländer geblieben wären, da ließ der Kurfürst die Hauptsprecher, die Freiherren v. Winnenthal und v. Romberg wegen Majestätsbeleidigung in Anklagestand versetzen. Romberg entkam durch die Flucht, Winnenthal aber wurde festgenommen und nach Spandau abgeführt. Die Stände erklärten, nicht mit Unrecht, ein solches Verfahren für ganz ungesetzlich und erlangten auch, daß der Kaiser eine Abmahnung an den Kurfürsten schickte. Dieser aber ließ sich dadurch in seinem Vorgehen gegen die Aufsätzigen nicht beirren und setzte beharrlich seinen Willen durch, wohl wissend, daß der Kaiser ihn schonen müsse, weil kurz vorher der zum römischen Könige erwählte Erzherzog Ferdinand gestorben war, und nun der zweite Sohn des Kaisers Leopold zu seinem Nachfolger ernannt werden sollte, wozu die brandenburgische Kurstimme natürlich gewonnen werden mußte.

Daß der Groll der cleveschen Stände aber dadurch nicht beschwichtigt wurde, ist klar. „Sie schäumten in's Gebiß[1])," sagt Puffendorf, und weiter blieb ihnen Nichts übrig, seit auch die Holländer ihnen ihre Stütze entzogen und mit dem Kurfürsten ein Bündniß geschlossen hatten. Doch erlangten sie, daß wenigstens Winnenthal gegen Erlegung einer hohen Caution am 27. Juli 1655 in Freiheit gesetzt wurde[2]).

Nicht so hartnäckig wie die cleveschen Stände bezeigten sich die der Bisthümer Minden und Halberstadt. Hier war die Doppelstellung von Einfluß, welche die Domkapitel in ihrer Eigenschaft als geistliche und weltliche Regierungsbehörden eingenommen hatten. Der Kurfürst erklärte, daß alle bischöflichen und fürstlichen Rechte der bisherigen geistlichen Regenten auf ihn übergegangen wären, und er setzte es durch, daß dieser Gesichtspunkt bei der Huldigung festgehalten wurde. Dafür bestätigte er die Landesprivilegien des Adels auch hier in weitestem Maße, und die abhängige Landbevölkerung und die Leibeigenen hatten mittelbar oder unmittelbar fast die ganze Last der Abgaben und Steuern zu tragen. Auch sollten die Stände nach wie vor das Recht behalten, sich zu versammeln, doch sollten ihre Beschlüsse der Aufsicht eines kurfürstlichen Commissarius aus der Zahl der Landräthe unterworfen sein, welche von

[1]) Puffendorf VI. 50. [2]) Puffendorf V. 21.

den Ständen gewählt, vom Kurfürsten aber bestätigt wurden. Während der neue Landesherr ferner, gemäß den Bestimmungen des westphälischen Friedens, den vierten Theil der Einkünfte aller Canonicate sich vorbehielt, ließ er dagegen in dem Homagialreceß vom 2. April 1650 dem Domcapitel die Gerichtsbarkeit erster Instanz mit Berufung an den Landesherrn. Was aber die Appellationen an den kaiserlichen Hof und die Reichsgerichte betrifft, „da wollen wir ihnen solche Justiz administriren," sagt der Receß, „daß es solcher Appellation, welche ohne das sehr kostbar ist, nicht bedürfen wird."

Uebrigens waren diese Fürstenthümer durch den Krieg nicht minder heruntergekommen als die alten brandenburgischen Länder. Der größte Theil der Domainen war verpfändet oder sonst in fremde Hände gerathen, so daß kaum die nothwendigsten Beamten aus den Einkünften bezahlt werden konnten.

Das Verhältniß zu den Ständen der verschiedenen Provinzen gestaltete sich aber nirgends so schroff, wie in dem Herzogthum Preußen, wo die Städte es waren, die sich ihre alten Gerechtsame am wenigsten rauben lassen wollten. Die preußischen Stände drangen auf Einberufung eines allgemeinen Landtages und suchten ihre Absichten wider den Willen des Kurfürsten mit Hilfe der lehnsherrlichen Autorität der Krone Polen durchzusetzen. Zu welchen Verwickelungen das führte,

und wie der Kurfürst zuletzt durch Gewalt und List auch hier den Sieg errang, werden wir später mitansehen.

Ueberall war es aber keineswegs blos die Beeinträchtigung ihrer formellen Rechte, über welche die Stände zu klagen hatten, sondern die Lasten, welche der Kurfürst in seiner bedrängten Lage dem Lande auferlegen mußte, blieben nach wie vor überschwänglich groß, und er trieb mit unerbittlicher Strenge seine Forderungen ein, so daß die kurmärkischen Stände wohl recht hatten zu erklären, daß die Mittel und Spesen, welche die stete Kriegsbereitschaft des Kurfürsten erheischte, nur unter Seufzen und Winseln von den getreuen Unterthanen aufgebracht werden könnten.

War auf diese Weise das Verhältniß Friedrich Wilhelm's zu seinem Lande in diesen ersten Regierungsjahren durchaus nicht ein freundliches zu nennen, so stand es mit den auswärtigen Beziehungen noch viel mißlicher.

Durch sein selbstständiges und unabhängiges Auftreten hatte er das Mißtrauen des Kaisers erregt, welcher gewohnt gewesen war, unter Georg Wilhelm die Mark Brandenburg als ein zu seiner Verfügung stehendes Land zu betrachten. Die deutschen Fürsten blickten mit Neid und Eifersucht auf den jungen emporstrebenden Herrscher. Der König von Polen, mit dem Pfalzgrafen von Neuburg verschwägert, fand sich durch die Vorgänge in Jülich und Cleve beleidigt, theils wegen der Unbill, die der alte Fürst dort hatte erfahren müssen,

theils weil der Kurfürst nicht die Vermittelung seines polnischen Lehnsherrn in Anspruch genommen. — Die Schweden grollten, weil es ihnen nicht gelungen war, das Herzogthum Pommern ganz und ungetheilt zu behalten, und außerdem blieb zu fürchten, daß bei einem in Aussicht stehenden Kriege mit Polen sich Brandenburg auf die Seite seines Lehnsherrn stellen würde, welcher Schwedens Erbfeind war.

Der Erfolg jenes pfälzischen Unternehmens war somit nach keiner Seite hin ein günstiger zu nennen, dennoch aber erwies sich der Verlauf desselben immerhin von großer Bedeutung, weil der Kurfürst durch sein ganzes Auftreten dabei genugsam zu erkennen gab, wie er entschlossen sei, mit der Feder und mit dem Schwert seine Ansprüche gegen einen Jeden zu verfechten, der seinen Plänen hindernd in den Weg treten würde. So erwuchs aus der bedrängten Lage, in welcher er sich befand, nur ein um so größerer Antrieb für ihn, sich und sein Land aus derselben zu erheben.

Fünfzehntes Kapitel.

Innere Angelegenheiten in dieser Periode.

Um eine solche Erhebung zu ermöglichen, mußte Friedrich Wilhelm vor allen Dingen seine Sorgfalt auf die inneren Angelegenheiten seines Staates richten

und die Hebung der Finanzen, des Handels und des Ackerbaues, vor Allem aber die Wehrhaftigkeit des Landes unablässig im Auge behalten.

Bei diesen Bestrebungen fand er treffliche Unterstützung durch die Einsicht und Ergebenheit der Männer, welche er in seinen Rath gezogen hatte, und die anfangs meist aus solchen Personen bestanden, welche unter der Schwarzenbergischen Verwaltung in Ungnade gefallen waren.

Der Präsident von Blumenthal, welcher 1653 mit dem Vorsitz des Geheimen Raths betraut wurde[1]), faßte in einem Berichte mit wenigen inhaltreichen Worten Dasjenige zusammen, was in dieser Lage zu thun sei. „Die gewisseste Anzeige der Besserung," sagte er, „ist es, wenn man den üblen Zustand, in dem man sich befindet, vollkommen erkannt hat, die heilsamen Mittel ergreift und steif und fest darüber hält." „Zu dem Ende," fährt er fort, „müsse der Kurfürst auf die Vermehrung seiner Kräfte in ökonomischer und politischer Hinsicht bedacht sein und alle seine actiones zur Ehre des großen Namen Gottes und zur Gründung und Beförderung des Heils und der Wohlfahrt seiner Unterthanen jeder Zeit lenken und bestimmen."

Die Lösung dieser Aufgabe war eine unendlich schwierige, denn sie umfaßte zwei Forderungen, welche

---

[1]) Cosmar. Staatsrath p. 340 sq. Droysen III. 2. p. 67.

einander direct zu widersprechen schienen. Das entnervte Land sollte geschont, gepflegt und zur Erzeugung besserer Erträge gekräftigt werden, zu gleicher Zeit aber nahm die Unterhaltung einer achtunggebietenden Heeresmacht gerade die Mittel in Anspruch, welche man für das Gedeihen von Handel und Verkehr verwenden mußte, damit auf natürlichem Wege das Land befähigt würde, die Kosten für die Soldateska aufzubringen.

Das schlimmste Uebel bestand darin, daß die landesherrlichen Einkünfte zum großen Theil in der Steuerfreiheit der Junker aufgegangen waren, welche die während des Krieges eingegangenen Ackerwirthschaften mit ihren eigenen Gütern zusammengeschlagen hatten, dieselben als Saatland oder Weidetriften benutzten und nun auch keine Abgaben von denselben zahlen wollten. Das hatte in solchem Maße um sich gegriffen, daß der Adel in manchen Kreisen die Hälfte, oft Dreiviertel alles Bauernlandes zu einem abgabenfreien Besitzthum gemacht hatte. Der Kurfürst erkannte dies Unwesen sehr wohl und war bestrebt, demselben entgegenzuwirken. Noch 1670 klagt er in einem Erlaß an die Stände der Mark, wie er selbst an verschiedenen Orten gesehen, welcher Gestalt ein Theil des Adels die Bauergüter unter seinem Pfluge halte, sogar die Bauern verdinge, um deren Höfe an sich zu ziehen und zu beackern, und daß verschiedene Bauern geklagt, wie sie sich gern unter den Adel setzen und wüste Stellen anbauen wollten,

von demselben aber abgewiesen würden. „Wie denn auch S. K. D. mit nicht geringem Mißfallen ersehen, daß eine große Anzahl steuerbarer Hufen zu den Rittershöfen geschlagen oder sonst durch andere Prätexte von der Contribution eximirt worden, — alles Dinge, wodurch die Armuth beschwert und das Aufnehmen des Landes verhindert werde, und die überdies wider alle Gerechtigkeit und Billigkeit laufen."

Bei der Abhilfe gegen dieses Uebel mußte er mit großer Vorsicht verfahren, um den Adel nicht noch mehr aufzubringen, den er viel lieber für die landständischen Rechte, die er ihm entzog, anderweit reichlich entschädigt hätte. Da dies vorläufig noch nicht durch Verleihung der Hofämter und der Officierstellen geschehen konnte (denn der Hofhalt mußte selbst vor allen Dingen eingeschränkt werden, und die Armee war erst in der Bildung begriffen), so blieb leider Nichts übrig, als den Bauernstand dem Junkerthum preiszugeben und zu gestatten, daß die Herren ihre Rechte und Ansprüche den Hörigen und Leibeigenen gegenüber bis zu unerträglicher Härte steigerten.

Wenn es unter diesen Verhältnissen nicht möglich war, dem Adel die zu Unrecht in Besitz genommenen bäuerlichen Grundstücke zu entreißen, so sorgte doch der Kurfürst nach Möglichkeit dafür, daß die wirklich wüst gebliebenen Stellen durch einheimische und fremde Ansiedler neu besetzt wurden, die man am liebsten aus

solchen Gegenden herbeizog, wo Ackerbau und Viehzucht in Blüthe standen, wie in Holland und der Schweiz [1]), oder wo die Kunst des Wasserbaues und der Eindeichung verbreitet war, wie in Holland und Ostfriesland; denn schon in den ersten Jahren seiner Regierung war der Kurfürst darauf bedacht, durch Anlegung von Canälen die Schifffahrt und durch diese den Handel in seinen Ländern zu erhöhen, um auf diese Art bessere Einnahmen zu erzielen. Die Einführung neuer Industriezweige ließ er sich durch die ganze Reihe seiner Regierungsjahre angelegen sein und hatte für den Anfang besonders sein Augenmerk auf die Hebung der sehr gesunkenen Wollenweberei gerichtet, welche seit alten Zeiten her in der Mark schwunghaft betrieben worden, während des Krieges aber mit allem anderen Verkehr zugleich zerstört war. Außerdem, daß er tüchtige und fleißige Handwerker, wo er sie bekommen konnte, gegen Bewilligung von Steuerfreiheit und von Materialien zur Anlegung ihrer Werkstätten in's Land zog, begünstigte er dieselben nach den damals geltenden

---

[1]) Die Holländer gefielen sich übrigens sehr schlecht in der Mark, was man ihnen in Betracht der damaligen Zustände und des Sandbodens um Berlin nicht verdenken kann, sie zogen meistentheils sehr bald wieder fort und erzählten überall, wie der Graf Schwerin beklagt, daß das Land das elendeste von der Welt sei. Die Schweizer erregten bei vielen Räthen des Kurfürsten ernste Bedenken wegen der republikanischen Ideen, die sie mitbrachten.

Grundsätzen der Staatswissenschaft, indem er die Ausfuhr der Rohstoffe verbot und die Einfuhr fremder Waaren mit hohen Zöllen belegte, und es fragt sich, ob dies auch von Friedrich dem Großen bis an das Ende seiner Regierung befolgte System nicht für solche Länder, wo die Industrie noch in der Wiege liegt, ein sehr heilsames ist.

Für die Erweiterung und Verbreitung ackerwirthschaftlicher und auf den Gartenbau bezüglicher Kenntnisse war, wie wir sahen, des Kurfürsten und seiner Gemahlin persönliche Vorliebe von heilsamster Wirkung. Friedrich Wilhelm ließ in seinem Küchengarten die in Deutschland fast noch unbekannten Kartoffeln, den Blumenkohl und andere aus Holland bezogene Gemüse bauen, welche für die kurfürstliche Tafel bis dahin durch die Post über Hamburg bezogen werden mußten, und vertheilte Pflanzen und Samen an alle Gutsbesitzer, die sich deshalb an ihn wendeten. 1656 wurde dieser Küchengarten in einen förmlichen botanischen Garten umgewandelt und ein gelehrter Botaniker zum Vorsteher desselben ernannt.

Von heilsamen Folgen war es auch, daß der Kurfürst schon 1652 beschloß, die sämmtlichen Domainen zu verpachten, deren Ernten bisher fast ganz zu Naturallieferungen an die Beamten und Hofbedienten verwendet wurden. Diese Lieferungen wurden nun

abgeschafft und in feste Geldsummen verwandelt[1]), mit deren Zahlung es freilich oft sehr mißlich stand, so daß wir bis an's Ende dieser Regierung häufig genug den Klagen solcher Beamten begegnen, welche entweder gar Nichts oder doch seit vielen Jahren nur einen geringen Bruchtheil dessen erhalten hatten, was ihnen etatsmäßig zukam, weil wegen der beständigen Kriege in den kurfürstlichen Kassen fast immer tiefe Ebbe war. Dies konnte auch durch die allmählich immer mehr steigenden Erträge der Domainen und Güter nicht verhindert werden, denn die Fuhren, welche gestellt werden mußten, die großen Ausschreibungen von Futter und Fourage so wie von Brotkorn für die Truppen verschlangen den Gewinn, der sonst dem friedlichen Verkehr hätte zu Gute kommen können, und die Anstrengungen des Kurfürsten, so weise und unausgesetzt auch dieselben während seiner ganzen Regierungszeit fortgesetzt wurden, können daher ganz passend einer Urbarmachung des verwüsteten Landes verglichen werden, welche, so lange die Arbeiten dauern, zwar noch keine Ernte gewähren, wohl aber dem Boden Kraft und Fähigkeit verleihen soll, den späteren Besitzer zu bereichern. Aus demselben Gesichtspunkte muß man die Art und Weise

[1]) Der hiernach ausgearbeitete Etat für den Hofhalt vom Januar 1652 ist abgedruckt in König's Berlin II. 287.

betrachten, wie der Kurfürst die Unterthänigkeitsverhältnisse des Landes behandelte.

Die Bauern- und Gesinde-Ordnung, welche er 1653[1]) aus eigener Machtvollkommenheit erließ (weil zur Anhörung der Stände, wie in der Einleitung gesagt wird, „jetzt keine bequeme Zeit vorhanden"), gab Gelegenheit, sich den Junkern zur Entschädigung für die ihnen vorenthaltenen politischen Rechte gefällig zu erweisen. Die alte gutsherrliche Gewalt über die Bauern wurde nicht nur aufrecht erhalten, sondern in vielen Punkten noch erheblich ausgedehnt.

Kinder von Bauern und Kossäthen dürfen bei strenger Strafe bei Niemand in Dienst treten, bevor sie sich ihrem Gerichtsjunker und Herrn angeboten haben. Drei Jahre lang sind sie verpflichtet, gegen ortsüblichen Lohn für ihn zu arbeiten. Eine Magd darf nicht heirathen, wenn sie nicht wenigstens ein Jahr abgedient oder eine Stellvertreterin geschafft hat. Wer sich an zwei Herren zugleich vermiethet, soll drei Monat bis ein Jahr in Ketten bei Wasser und Brot Festungsarbeit thun. Ein Gesinde, welches mehr als den üblichen Lohn fordert und annimmt, verliert nicht nur dieses Mehr, sondern auch die Hälfte des gesetzlichen Lohnes. Die durch die Kriegsbedrängnisse von ihren Stellen

[1]) Neue revidirte Pauer-, Gesinde-, Hirten-, Schäfer- und Müllerordnung, abgedruckt u. a. in Mylius C. C. M.

vertriebenen Bauern müssen bei harter Strafe zurückkehren, ihr Land wieder annehmen und der Herrschaft Dienste leisten. Die höchste Summe des Lohnes wird für jeden Kreis besonders festgesetzt, und darf z. B. der oberste Knecht eines in vollem Betriebe befindlichen großen Gutes nicht mehr als 18 Thlr. jährlich annehmen.

Dieser harte Zwang hatte allerdings die gute Wirkung, daß allmählich ein Theil der wüstgewordenen Gefilde wieder unter den Pflug kam, und die Bauern, welche auch anderwärts nirgend milder behandelt wurden und die Drangsale, welche sie während des Krieges erduldet, noch in Erinnerung hatten, scheinen solche Bestimmungen nicht als eine besondere Härte empfunden zu haben. Sie theilten mit den höheren Ständen eigentlich die Ueberzeugung, daß das Bauernvolk eine geringere Menschenrace sei als der Adel und die Bürger, und es wucherten in ihrem Stande die Laster der Unterdrückten, Hinterlist, versteckter Trotz und Neigung zum Betruge, üppig empor.

Viel ansprechender als die Bestimmungen über diese Verhältnisse ist für uns eine Verordnung des Kurfürsten vom 20. Juli 1652, durch welche er der landbauenden Bevölkerung dadurch Erleichterung zu schaffen suchte, daß er die vielen bisher unentgeltlich zu leistenden Postvorspannfuhren aufhob, welche nicht nur den Officieren, sondern fast allen Beamten auf ihren Reisen

geleistet werden mußten. Er versprach künftig alle diese Personen mit dem nothdürftigen Gelde für Zehrung und Fuhren zu versehen. Freilich erhielt sich dessenungeachtet der Mißbrauch noch lange und ist bekanntlich erst in unserem Jahrhundert vollständig beseitigt worden.

Ebenfalls in diese frühen Regierungsjahre fällt die Wiederaufnahme der großartigen Canalbauten, welche bereits 100 Jahre früher in Angriff genommen, durch den Krieg gänzlich zerstört worden waren, und welche die Flußgebiete der Oder, der Havel und der Elbe mit einander in Verbindung setzten, Werke, durch die sich bei der märkischen Bevölkerung der Name des großen Kurfürsten in besonders segensreichem Andenken erhalten hat. Das große Interesse Friedrich Wilhelm's an diesen Wasserbauten ist wie so Vieles in seinen Bestrebungen auf die Anschauungen zurückzuführen, welche er während seines holländischen Aufenthaltes gewonnen hatte.

Indem sich die Sorge des Herrschers für die Cultur seiner Länder nach so verschiedenen Richtungen hin bethätigte, behielt er die Wehrhaftmachung des Staates vor allen Dingen unablässig im Auge. Die Einführung einer allgemeinen Landesbewaffnung [1]) war das

---

[1]) v. Gansauge. Das brandenb. preuß. Kriegswesen 1440, 1640 und 1740. p. 43 sqq.

ideale Ziel, welches ihm vorschwebte, und er ließ Pläne ausarbeiten, welche darauf hinausliefen, daß der dritte Theil aller waffenfähigen Bürger und Bauern stets kriegsbereit sein sollten. Vorläufig gab er 1654 seinen Entschluß kund, „ezliche Völker zur Landesdefension in Wartgeld zu nehmen", und sollten zu dem Ende die Dörfer eine Anzahl gedienter und mit guter Kundschaft versehener Soldaten herbeiziehen, welche Steuererleichterungen und außerdem verschiedene Naturalien und jährlich drei Thaler erhalten würden, bis man ihrer zum wirklichen Kriegsdienst bedürfte, wo sie dann das volle Traktament zu beanspruchen hätten. Zwei Jahre später (1656) erging ein Edikt, wonach, wegen der von der Krone Polen drohenden Kriegsgefahr, in allen Städten und Flecken der zwanzigste Mann von allen seßhaften Bürgern gestellt und die kriegstüchtigen in Listen eingetragen werden sollen. Die Unterhaltung derselben bis zum Ausmarsch haben die Städte zu tragen, welche zugleich angewiesen werden, auch die übrigen Bürger mit Waffen und Munition nothdürftig zu versorgen und alle Befestigungs- und Vertheidigungsanstalten in guten Stand zu setzen.

Es zeigte sich indessen bald, daß die Magisträte weder den gehörigen kriegerischen Eifer, noch das erforderliche Organisationstalent zur Durchführung einer solchen Maßregel besaßen, weshalb denn 1657 der Kurfürst es vorzog, die Anwerbung und Ausrüstung der

Soldaten selbst in die Hand zu nehmen und sich das Geld von der Ritterschaft und den Städten in Stelle der ihnen abgenommenen Verpflichtung zahlen zu lassen. Es waren also Miethstruppen im Solde des Kurfürsten, zum größten Theile Brandenburger, mit welchen Friedrich Wilhelm seine Kriege führte. Das Verfahren bei der Anwerbung bestand darin, daß der Kurfürst einen Obrist ernannte, welcher sich die nöthigen Officiere beschaffen mußte, mit deren Hilfe er alsdann die vorgeschriebene Anzahl Soldaten zu werben hatte[1]. Aus den wiederholten scharfen Mandaten des Kurfürsten, wonach den Officieren verboten wird, Niemanden mit Gewalt zum Soldatenstande zu zwingen, noch weniger durch Prügel und Mißhandlungen zur Einwilligung zu nöthigen und keine Fuhren und Lieferungen auf dem Lande zu erpressen, kann man sich eine Vorstellung davon machen, daß es bei dem Geschäft oft tumultuarisch genug hergegangen sein mag, um so mehr, als auch „die Weiber, Kinder und der Troß" der Angeworbenen dabei erwähnt werden[2]. Leider ersieht man aus dem Edikt vom 13. Februar 1656[3], daß viele Landleute lieber Haus und Hof im Stich ließen, um nur nicht den Werbern in die Hände zu fallen. Es

[1] Bei Gansauge Beilage IV.

[2] Mylius III. 1. p. 136.

[3] Mylius VI. 1. Nr. 125

wurde eingeschärft, daß man verheirathete und angesessene Leute verschonen, und nur ledige Männer, und namentlich auch solche einziehen sollte, durch deren Enrollirung das Land von Taugenichtsen und Vagabonden gesäubert würde, eine Maßregel, welche den Grund zu der Mißachtung gelegt hat, in welcher der Stand des gemeinen Soldaten in Preußen bis in das erste Jahrzehnt unsers Jahrhunderts verblieben ist.

Die vorzüglichsten Rathgeber und thätigen Gehilfen des Kurfürsten bei allen militärischen Angelegenheiten waren die Generale von Sparr und Derflinger.

Der Erstere, ein geborener Kurmärker, hatte in österreichischen Diensten gestanden und sich besonders im Geschützwesen große Kenntnisse erworben. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er am 8. Oktbr. 1649 zum brandenburgischen General-Major und Geheimen Kriegsrath ernannt und blieb bis zu seinem 1668 erfolgten Tode im Rathe und im Felde für seinen Gebieter thätig. Derflinger [1]) stammte aus Niederösterreich. Seine Herkunft ist dunkel. Er soll in seiner Jugend das Schneiderhandwerk erlernt haben, und der Volkswitz hat sich vielfach an dem Gegensatz zwischen diesem

[1]) Seine Biographie von König. Stendal 1753. Förster, Preußens Helden Bd. I. p. 200 enthält mehrere auf ihn bezügliche Anekdoten. — Wenig Neues ist dagegen in Varnhagen's Biographie zu finden.

friedlichsten Gewerbe mit dem Kriegerstande, dem er sich widmete, geübt. Als einst bei Hofe in seiner Gegenwart derartige Anspielungen gemacht wurden, sagte er, an seinen Degen schlagend: „Ich führe hier die Elle bei mir, mit der ich schon manchem Vorwitzigen das Maß genommen habe."

Seine unüberwindliche Lust zum Soldatenstande hatte ihn in der Jugend zuerst in sächsische, dann in schwedische Kriegsdienste geführt, und hier zeichnete er sich durch Tapferkeit, Umsicht und Gewandtheit so aus, daß er schnell von Stufe zu Stufe avancirte und 1642 zum Generalmajor ernannt wurde.

Bei einem Besuche in der Mark lernte er Fräulein von Schaplow, die Schwester eines seiner Freunde kennen, mit der er sich vermählte und, um die verschuldeten Güter derselben in bessern Stand zu bringen, sich im Brandenburgischen niederließ. Der Kurfürst wünschte ihn in seine Dienste zu nehmen, und Derflinger wußte das geschickt zu benutzen, um äußerst vortheilhafte Bedingungen für sich auszuwirken. Namentlich wurde ihm zugesichert, daß er niemals unter die Befehle eines anderen Generals gestellt werden sollte. Trotz mehrfacher Zerwürfnisse, die durch seinen ungemessenen Ehrgeiz veranlaßt wurden, hat sich Derflinger die Gunst seines neuen Herrn stets zu erhalten und wiederzugewinnen gewußt. Eins seiner Hauptverdienste ist die Einrichtung der leichten Kavallerie, einer Truppen-

gattung, welche in Folge der veränderten Art der Kriegführung Bedürfniß geworden war; denn seit durch Vervollkommnung der Schießwaffen die Kampfschauplätze und die Schlachtfelder sich im Verhältniß zu der größeren Tragweite der Geschütze ausdehnen mußten, hatten die schweren Ritterpferde, bis dahin die einzige Art der Reiterei, sich unzulänglich bewiesen, und wie Sparr die Artillerie auf eine für damalige Zeiten hohe Stufe der Vollendung brachte, so waren es wesentlich Derflinger's Anordnungen, denen die Kavallerie die großen Erfolge zu verdanken hatte, welche sie unter dem großen Kurfürsten in dessen Schlachten erreichte. Derflinger's Name ist, gerade weil er aus niederem Stande sich durch eigenes Verdienst emporgeschwungen hatte, bis auf den heutigen Tag ein volksthümlicher geblieben. Rüstig und thätig bis fast an sein Ende erreichte er ein Alter von 89 Jahren. Er überlebte den großen Kurfürst und starb 1695 auf seinem Schlosse zu Gusow als oberster Feldmarschall und Reichsfreiherr, eine Würde, die der Kaiser ihm auf des Kurfürsten Ansuchen ertheilt hatte. Den am 1. August 1688 geborenen nachmaligen König Friedrich Wilhelm hat er noch in der Wiege gesehen, und zu der Kurprinzessin, die ihm den kleinen Prinzen zeigte, soll er gesagt haben: „Sein Großvater hat mich viel gehudelt, auch sein Vater hat mich gehudelt, der wird mich wohl ungehudelt lassen!"

Die Armee bestand im Jahre 1655 aus 26,000

Mann, wovon fast die Hälfte beritten war. Die Unterhaltungskosten verschlangen die für die damaligen Zeiten und die zerrütteten Zustände des Landes übergroße Summe von einer Million Thaler jährlich. Wie sehr nun aber der Kurfürst durch seine Neigung sowohl, als durch das Bewußtsein seines Feldherrntalentes, welches er später so glänzend bewährte, in Gefahr stand, das Kriegswesen einseitig zu bevorzugen, so war er doch viel zu gebildet, um diejenige ausschließliche Vorliebe für den Soldatenstand zu fassen, welche alle Bestrebungen der Menschen danach beurtheilt, ob sie der Armee zu Gute kommen, oder nicht, und die Art und Weise, wie sein mit ihm gleichnamiger Enkel es später versucht hat, die gesammte menschliche Gesellschaft in einen sogenannten Militärstaat umzuwandeln, lag ihm vollkommen fern. Für ihn war die Armee immer nur das, was sie in der That sein soll, ein Mittel für die Ruhe und Sicherheit und bei kommender Gelegenheit auch für die Vergrößerung des Staates, aber den Staat als ein Mittel für die Armee aufzufassen, daran hat er nie gedacht, und von dem, was man später mit dem treffenden Ausdruck Kamaschenwesen bezeichnet hat, findet sich bei ihm keine Spur.

Wie sehr es ihm auch in den ersten bedrängten Jahren seiner Regierung nahe lag, die sämmtlichen Staatsmittel für das Heer zu verwenden, so verlor er doch

auch damals schon die Bildungsanstalten im Lande, Schulen und Universitäten, niemals aus den Augen.

Gleich nach seinem Regierungsantritt sorgte er für die Wiederaufnahme der sehr gesunkenen Universität Frankfurt[1]). Er ließ die verfallenen akademischen Gebäude wieder herstellen und schenkte der Hochschule die Hälfte des vierten Theils von den ihm im Magdeburgischen überwiesenen Canonicaten[2]) und während seiner folgenden Regierung noch mehr als 100,000 Thlr. zu Verbesserung der Lehrgehälter und zu Stipendien. Schon 1642 hatte er, um die Gleichberechtigung der beiden protestantischen Bekenntnisse aufrecht zu halten, zwei reformirte Professoren, Pelargus und Reisel, angestellt, doch verursachten ihm die unablässigen theologischen Streitigkeiten noch vielen Kummer und Aerger. Die alten Verordnungen seiner Vorgänger, wonach bei Anstellungen diejenigen vorzugsweise berücksichtigt werden sollten, welche in Frankfurt studirt hätten, hielt er aufrecht, und als durch den Wunsch der cleveschen Stände sich die Gelegenheit bot, in Duisburg eine reformirte Universität zu gründen, ergriff er dies mit

---

[1]) Hering's neue Beiträge zur brandenburgisch-preußischen Kirchengeschichte p. 327.

[2]) Stenzel sagt 1/4, was ihm die Meisten nachgeschrieben haben, obwohl Hering die richtige Quote angiebt.

Eifer. Duisburg war schon von alten Zeiten her zum Sitz einer Hochschule bestimmt, und bereits 1562 hatte Papst Pius IV. genehmigt, daß eine Anzahl von Kirchengütern zur Dotirung einer solchen Anstalt verwendet werden dürfte. Die cleveschen Herzöge waren indessen durch beständige Unruhen im Lande und zuletzt durch ihren eigenen traurigen Geisteszustand verhindert gewesen, den Plan auszuführen, und erst nach dem westphälischen Frieden konnte diese Angelegenheit wieder aufgenommen werden, doch verzögerte sich die wirkliche Einrichtung und Einweihung der Universität bis 1655 [1]).

Neben den Universitäten wendete sich die Sorgfalt des Kurfürsten auch auf die Gymnasien und Schulen. Das Joachimsthal'sche Gymnasium, welches vierzehn Jahre lang durch die Kriegsunruhen außer Thätigkeit gesetzt worden, verlegte er nach Berlin und ließ durch besonders eingesetzte Commissarien die Angelegenheiten desselben, so wie des Gymnasiums zu Köln an der Spree in gute Ordnung setzen. Die Kurfürstin Mutter gab aus ihrem Wittwengehalte einen Beitrag zur Förderung des rühmlichen Werkes. Eine allgemeine Schulordnung sollte durch den damals berühmten Danziger Päda-

1) Manches auf die Stiftung der Universität Bezügliche ist zusammengedruckt in den Acta sacr. saecul. Acad. Duisb. Duisburg 1755, cf. auch Hering l. c. p. 346.

gogen Raue entworfen werden, doch kam das nicht zur Ausführung. Raue wurde statt dessen mit der Aufsicht über die kurfürstliche Bibliothek betraut, deren Vermehrung eine Lieblingsbeschäftigung des Kurfürsten war. Er ließ die Sammlung über der Schloßapotheke in geräumigen Zimmern für den öffentlichen Gebrauch aufstellen, während sie bis dahin auf dem Schloßboden unbenutzt gestanden hatte. Auch machte er schon damals den Anfang zu einer Gemäldesammlung nach dem Muster der Galerien, die er in Holland kennen gelernt hatte. Reisebeschreibungen und Topographien aus dieser Zeit, die sonst von Berlin wenig zu sagen wissen, rühmen eine Anzahl von historischen Bildern von Lukas Cranach [1]) und ein Portrait von Raphael, welches dort zu sehen gewesen. Der Kurfürst, der einen guten Blick für die Vorzüge von Gemälden hatte, verwendete bedeutende Summen auf diese Liebhaberei. Er verweilte oft unter diesen Bildern, und am Ende seiner Regierung soll der Werth derselben sich auf 400,000 Thaler belaufen haben. Auch die Schätze der Kunstkammer vermehrte er beständig. Die Holländer verschafften allerlei Raritäten aus Batavia und Japan, französische Jesuiten aus China.

Seinem Schönheitssinne, der sich auf solche Weise

---

[1]) Wahrscheinlich dieselben, mit denen Joachim II. eine Halle im Schlosse verziert hatte.

bekundete, mußte vor allen Dingen der traurige Zustand zuwider sein, in welchem die Städte Köln und Berlin und der Marktflecken Potsdam sich befanden, in denen er, wenn er in der Mark anwesend war, sich am liebsten aufhielt. In Potsdam mußten noch viel später die Hofleute sich bei schlechtem Wetter auf Stelzen durch den Koth zum Schlosse begeben. Er ließ deshalb Baumeister und Bauhandwerker aller Art aus Holland kommen, mit deren Hilfe viele neue Gebäude errichtet und verfallene wiederhergestellt wurden. 1650 ließ er das neue Lusthaus[1]) im Lustgarten aufführen, das Stadtschloß in Potsdam dagegen wurde erst zehn Jahre nachher begonnen und unter der folgenden Regierung 1701 beendet.

Die Hauptfeinde der Berliner Reinlichkeit, die Schweinheerden auf den Straßen, behaupteten sich durch die ganze Regierungszeit Friedrich Wilhelm's, der endlich wenige Jahre vor seinem Tode ein für alle Mal verbot, Schweine innerhalb der Stadt zu mästen.

Daß sich auch in der Einrichtung des Hofstaates des Kurfürsten Sinn für das Schöne und Prächtige kund gab, ist begreiflich. Der Glanz des Fürsten gehörte nach dem Begriffe der Zeit nicht nur als nothwendiges äußeres Zeichen zu der Würde seines Standes, sondern das

[1]) Die alte Börse.

Land war stolz auf diese Pracht und freute sich der Schaustellung derselben.

Die Sonderung der Stände war eine so scharfe, daß der Niedere keinen Neid empfand, wenn der Glanz des Höheren ihn verdunkelte, und außerdem erblickte der Unterthan in dem Fürsten nicht nur den Beherrscher, sondern auch den Vater und Herren, dem eigentlich Alles gehörte und Alles erlaubt war. Die Idee von der Gleichheit aller Menschen, wie das Evangelium sie predigt, wurde vielmehr auf die Kirche und auf die andere Welt bezogen, als auf die irdischen Verhältnisse. Ueberdies diente der Luxus des Hofes, wenn er auch mit dem sauren Schweiße der Unterthanen bezahlt werden mußte, doch zugleich zur Unterhaltung und zum Vergnügen des Volkes, welches sich an den glänzenden Aufzügen ergötzte, so oft bei fürstlichen Besuchen oder Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen, so wie bei Tournieren, Ringelspielen und Lustbarkeiten aller Art die stattlichen Schaaren der Reiter in Van Dyk's malerischer Tracht unter dem Schall der Trompeten und Heerpauken vorüberzogen und ihre sammtnen goldbesetzten Gewänder und das reiche Geschirr der Rosse zur Schau stellten. Mit Genugthuung las man die Quartblätter, auf denen die Berichte von den Festen in das Land gelangten, und man freute sich über die Hunderte von Tafeln, an denen gespeist worden, und über

die Beschreibung der kostbaren Gerichte und Schauessen und der goldenen und silbernen Schüsseln, auf denen man sie herbeitrug. Es war eine kindliche Freude, wie sie von einfachen Gemüthern bei Anhörung von Feenmärchen empfunden wird.

Wenn im siebzehnten Jahrhundert solche Pracht nicht nur an den Höfen der Könige, sondern auch der kleinen Fürsten überall an der Tagesordnung war und oft viel höher getrieben wurde, als die Mittel des Landes erlaubten [1]), so war es für den Kurfürsten von Brandenburg natürlich, daß er nicht hinter seinen Mitfürsten zurückbleiben durfte, zumal er zuerst unter allen Ständen des deutschen Reiches eine Stellung einzunehmen gedachte, welche ihn den großen europäischen Mächten ebenbürtig machen sollte. Auch hielt er den Aufwand, den er zu dem Ende trieb, keineswegs für tadelnswerth, wie am sichersten aus den Aeußerungen hervorgeht, die er noch auf dem Todbette gethan, wo er zwar beklagte, daß seine beständigen Kriege ihm nicht

[1]) Es fehlte übrigens auch in jenen Zeiten nicht an einsichtsvollen Männern, welche diese Dinge gerade so beurtheilten, wie wir es heute thun. Oldenburger, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts die deutschen Höfe bereiste, sagt an dem angeführten Orte in Bezug auf Sachsen: Mit den Summen, die der Hof verbrauchte, hätte man den Räthen und Gelehrten ihre jahrelang vorbehaltenen Gehälter zahlen und verhüten können, daß die Gerechtigkeit in den Gerichtshöfen verkäuflich wäre.

gestattet hätten, die Lasten der Unterthanen zu erleichtern, nicht aber daran dachte, daß er durch die im Verhältniß zu den Landeseinkünften übergroße Pracht seines Hofes diese Lasten wesentlich noch drückender gemacht hatte. Vor allen Dingen darf man nicht vergessen, daß nach den damals geltenden staatswissenschaftlichen Ansichten nur solcher Luxus für schädlich gehalten wurde, welcher einen Abfluß des baaren Geldes nach dem Auslande zur Folge hatte, wogegen Fürsten und Völker gleich fest davon überzeugt waren, daß jeder Aufwand, ja jede Verschwendung, welche im Lande selbst, wie man sagte, das Geld unter die Leute brachte, ein Mittel sei, um Wohlstand zu verbreiten.

Dafür giebt den besten Beweis, daß der Kurfürst sich im Laufe seiner langen Regierung die Liebe der Unterthanen in stets wachsendem Maße erwarb, und daß die schwergedrückten Brandenburger freudig Gut und Blut für ihn opferten.

Auch war das Volk seiner großen Masse nach gar nicht zu politischen Betrachtungen und Berechnungen geneigt, und wenn man über Staatsangelegenheiten nachdachte und sich davon unterhielt, so betraf das mehr die großen Welthändel, die Kriege, Schlachten und Friedensschlüsse, welche mit Bewunderung als glorreiche Thaten der Fürsten und Feldherrn angestaunt wurden, während die Noth und das Elend der Unterthanen nicht als eine Folge dieser großen Haupt- und

Staatsactionen, sondern als Strafe des Himmels für die Sünden des Volkes demüthig hingenommen wurde. Die Bewohner des flachen Landes waren damals überhaupt kaum irgend eines Nachdenkens fähig, welches über das tägliche Bedürfniß hinausging, denn die Verwilderung des Krieges und der Druck der Leibeigenschaft hatte sie in einen Zustand herabgedrückt, der sie nur wenig über die Lastthiere erhob.

Auch die Bürger in den Städten lebten im Ganzen nicht viel anders wie heutzutage die Bauern in den Dörfern. Sie verließen kaum ihr Haus, wenn nicht Arbeit oder Geschäfte sie dazu nöthigten, und der sonntägliche Gottesdienst diente außer der Erbauung zugleich als das vorzüglichste Mittel der Unterhaltung. Orgelspiel und Gesang waren die Kunstgenüsse, deren sie theilhaftig wurden, und wenn sie mit Weib und Kind in größtem Staate zur Kirche zogen, so gab das zugleich für die Befriedigung der Eitelkeit die beste Gelegenheit. Auch verstanden es die damaligen Geistlichen sehr wohl, ihre Predigten zu einer aufregenden, die Leidenschaften des Volkes in Bewegung setzenden Unterhaltung zu machen, indem das Eifern gegen Andersgläubige, oft in den stärksten Ausdrücken, die Würze der geistlichen Beredtsamkeit bilden mußte, und besonders waren die Lutheraner und Reformirten stark in gegenseitiger Verketzerung. Jeder bezeichnete die andere Partei als dem Teufel verfallen. Der Papst und der Türke waren den

echten Lutheranern nicht mehr verhaßt als ein Calvinist, und die kleinste Abweichung, nicht nur von der orthodoxen Lehrmeinung, sondern auch von irgend einer äußerlichen Zufälligkeit galt für fluchwürdige Verdammniß. Dem Kurfürsten war dies Gezänk auf's Aeußerste zuwider, und sehr treffend spricht er sich darüber in einer Verordnung [1]) folgendermaßen aus: „Und wird ein jedweder Pfarrer, wenn er Gottes Wort lauter und unverfälscht predigt und mit gutem Exempel und unsträflichem Wandel vorangeht, die Gemeinde Gottes mehr erbauen, als mit den Scholasticis et academicis disceptationibus immer auszurichten möglich ist," und wird deshalb angeordnet, daß keine theologische Schrift ohne Censur der Inspectoren gedruckt werden darf. — Dessen ungeachtet stand Friedrich Wilhelm troß seiner Duldsamkeit keineswegs so hoch über dem Geist seiner Zeit, daß er nicht selbst hin und wieder durch seine Bestimmungen dazu beigetragen hätte, das Feuer der Zwietracht noch höher auflodern zu lassen. So veranlaßte es arge Kämpfe, als er bald nach dem Antritt seiner Regierung den Lutherischen verbot, die weißen Chorröcke anzulegen und bei Begräbnissen das Kreuz voranzutragen, weil diese Dinge nicht in der Schrift fundirt, sondern von Menschen erdacht seien [2]). Der Kurfürst

---

[1]) Vom 11. Mai 1654 in Mylius C. C. M.

[2]) Mylius I. 1. 407.

mußte zu seinem wahren Schmerze erfahren, daß sich das Gerücht verbreitete, er wolle die Lutheraner aus allen Aemtern verdrängen und wo möglich ganz unterdrücken und ihnen ihre Kirchen entziehen. Er befahl noch von Königsberg aus, diese Gerüchte überall auf's Kräftigste zu widerlegen und die Urheber derselben zu erforschen und ihm unter der Hand anzuzeigen. Es mußte ein solcher Argwohn ihn um so tiefer kränken, als er sich des redlichen Willens bewußt war, die vollkommenste Duldsamkeit in kirchlichen Angelegenheiten zu üben, denn Nichts lag seinem Charakter ferner als Verfolgungssucht und Lust an dogmatischen Zänkereien, ja er hoffte eine ergiebige Quelle derselben dadurch zu verstopfen, daß er 1656 die Vereidigung der Geistlichen auf die Concordienformel verbot. Wir werden sehen, wie viel Noth und Mühe ihm dessenungeachtet diese kirchlichen Zerwürfnisse bis an's Ende seiner Tage bereitet haben. —

Sechszehntes Kapitel.

Vom Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges bis zur Schlacht bei Warschau.

Die Muße, welche der Kurfürst für die inneren Angelegenheiten seiner Länder ungestört verwenden konnte, war ihm nur kurz zugemessen, denn die zwischen Polen

und Schweden drohenden Kämpfe mußten ihn nothwendig in ihren Strudel mit hineinziehen.

Gustav Adolph's geistig reich begabte, aber sittlich unwürdige Tochter Christine hatte 1654 in einer Anwandlung von Mißmuth, Eitelkeit und weiblicher Laune ihren schon seit Jahren angekündigten Plan ausgeführt und der Krone zu Gunsten ihres Vetters Carl Gustav von Pfalzzweibrücken, dessen Mutter die Schwester des großen Schwedenkönigs war, entsagt.

Unter diesen Umständen glaubte König Johann Casimir von Polen nicht mehr daran gebunden zu sein, daß er auf alle Ansprüche an den schwedischen Thron verzichtet hatte, und er ließ, sobald er von dem Vorhaben der Königin Kunde erhielt, durch seinen Gesandten in Stockholm erklären, daß er Carl Gustav niemals als König von Schweden anerkennen werde, worauf Christine in ihrer witzigen Art die bekannte Antwort ertheilte: ihr Vetter werde durch 30,000 Zeugen beweisen, daß er rechtmäßiger König sei.

Johann Casimir, welcher Mitglied des Jesuitenordens und Cardinal gewesen war, bis der Tod seines Bruders Wladislaus IV. ihn auf den Thron rief, würde sich schwerlich entschlossen haben, den kriegslustigen heldenhaften Carl Gustav zu reizen, wenn ihn nicht der Muth und der Ehrgeiz seiner Gemahlin Louise Maria Gonzaga wider Willen mit fortgerissen hätte. Sie war die Wittwe seines Bruders und Vorgän-

gers, nach dessen Tode er sich mit ihr vermählt hatte.

Den Schwedenkönig trieb nicht nur angeborene Unternehmungslust, sondern auch die innere Lage seines Landes unaufhaltsam in den Krieg. Das Reich war durch die Zuchtlosigkeit der aus dem dreißigjährigen Kriege zurückgekehrten Feldherrn und Officiere in größte Aufregung versetzt, da dieselben sich eine militärisch-aristokratische Gewalt über den Bürger- und Bauernstand anmaßen wollten, welche in jedem Augenblick zu offener Empörung führen konnte. Ein Krieg, und zwar vor allen Dingen ein Krieg gegen Polen, erschien als das beste Mittel, die unruhigen Köpfe anderweit zu beschäftigen, und außerdem konnte man dadurch in den Besitz der Häfen an der preußischen Küste gelangen und sich den Handel auf der Ostsee sichern, aus welchem die reichsten Quellen in den versiegenden Staatsschatz zu fließen versprachen.

Kurfürst Friedrich Wilhelm begriff sofort, daß er sich entscheiden müsse, welchen Weg er bei dem drohenden Conflikte einzuschlagen habe, allein der Entschluß war kein leichter. Der Lehnseid, welchen er der Krone Polen geleistet, schien eine Parteinahme gegen dies Königreich unmöglich zu machen, und doch konnte er es ebensowenig darauf ankommen lassen, durch einen Sieg der Schweden in das Verhängniß des zerrütteten

polnischen Staates mit hineingezogen zu werden, dessen innere Haltlosigkeit gerade jetzt um so gefährlicher war, als die Tartaren und Russen, von Süden und Westen her über die Grenzen hereinbrechend, unberechenbaren Schaden zugefügt hatten.

Daß Carl Gustav einen Angriff auf Polen im Sinne habe, darüber war man in Berlin im Klaren, seit der Graf Schlippenbach, welcher dem Kurfürsten den schwedischen Thronwechsel angezeigt hatte, zugleich zu verstehen gab, wie sehr man die brandenburgische Unterstützung gegen eine große auf polnische Kosten zu gewährende Entschädigung zu erhalten wünschte. Die moralischen Bedenken wegen der Lehnsabhängigkeit von Polen hatte er im Voraus durch die freigeistige Bemerkung zu widerlegen gesucht, daß Gott in jetzigen Zeiten nicht mehr durch Propheten und Träume zu den Fürsten rede, sondern wo sich eine günstige Gelegenheit darbiete, auf Kosten des Nachbars die eigenen Grenzen zu erweitern, da müsse man das für eine göttliche Schickung ansehen! — Es wurde sogar schon damals auf eine Theilung Polens angespielt, und wenn Friedrich Wilhelm auch einen solchen Gedanken von sich wies, so hatte er doch unzweifelhaft seine Wünsche darauf gerichtet, die preußische Souverainetät zu erwerben, wozu die schwedischen Anerbietungen als ein verführerisches Mittel erschienen. Dieser Lieblingswunsch war auf seine

Politik von entscheidendem Einfluß, und er beschloß Denjenigen zu unterstützen, der ihm zur Erfüllung desselben am besten behilflich sein könnte.

Vor allen Dingen mußte er gerüstet sein, denn das Beispiel seines Vaters hatte ihn zu deutlich darüber belehrt, was man zu erwarten hat, wenn man zwischen zwei mächtigen Feinden wehrlos in der Mitte steht [1]).

Er forderte die preußischen Stände auf, für die Vertheidigung ihres Landes zu sorgen, und beauftragte den General von Sparr, die Festungen Memel und Pillau in guten Stand zu setzen. Ueber die Anzahl seiner Truppen ließ er absichtlich vergrößernde Gerüchte verbreiten, so daß man auswärts glauben mußte, er habe ein bedeutendes schlagfertiges Heer zur Verfügung. Der schweren Folgen eingedenk, welche seine Entscheidung nach sich ziehen mußte, hatte er von seinen Geheimräthen ausführliche Gutachten über die politische Sachlage erfordert, war aber nach Anhörung ihrer widersprechenden Meinungen zu einem Entschlusse gekommen, welcher von dem Worte, welches Graf Schlippenbach ihm gesagt, nicht weit ablag und darauf hinauslief: daß es unter den Staaten eigentlich kein anderes Recht gebe, als das der Gewalt und des Glückes! Einen Rückhalt bei seinen Plänen hoffte er an Holland und England zu haben, denn wenn er auch mit keinem

[1]) Puffendorf V. 12.

von beiden ein förmliches Bündniß geschlossen, so wußte er wohl, daß diese Handelsstaaten ein lebhaftes Interesse dabei hatten, die Herrschaft der Ostsee nicht in die Hände der Schweden gelangen zu lassen. Wirklich boten auch die Holländer den Polen an, während der für die Schifffahrt günstigen Jahreszeit stets zwanzig Kriegsschiffe zum Schutz des Handels an den preußischen Küsten kreuzen zu lassen. Die Schweden ließen sich aber dadurch nicht irre machen. Sie hatten noch nicht vergessen, wie sie einst mit Georg Wilhelm verfahren durften, und indem sie aus demselben Tone auch mit Friedrich Wilhelm zu sprechen versuchten, verlangten sie geradezu, daß er ihnen die Häfen Pillau und Memel zur Verfügung stellte. Der Kurfürst aber gab durch seinen Gesandten Dobrczensky in Stockholm mit aller Höflichkeit zu erkennen, wie die Zeiten sich geändert hätten. Nachdem zuerst wieder die Etiquettenfrage wegen der Titulaturen und Anreden durch vieles Hin- und Herschreiben zu wechselseitiger Zufriedenheit beigelegt waren, erklärte der Gesandte, daß man brandenburgischerseits die von Schlippenbach hingeworfenen Aeußerungen nur für Scherz gehalten. Der Kurfürst wäre nicht gesonnen, den Polen unrechtmäßiger Weise zu schaden, könnte aber ebensowenig daran denken, den Schweden seine Häfen zu öffnen. Das wäre eine Zumuthung, wie sie Karl der Fünfte nicht einmal gegenüber dem König Franz gewagt, als er denselben in

seiner Gefangenschaft gehabt. Zu Unterhandlungen wäre er erbötig, doch nur unter solchen Bedingungen, die seiner Würde angemessen sein würden[1]), hätte man doch einst seinem Vater für Pillau allein ganz Schlesien angeboten u. s. w.

In der That verhielt sich die Sache so, daß Friedrich Wilhelm von Polen wenig zu hoffen und von Schweden Alles zu fürchten hatte, und da es ihm gelungen war, durch fortwährende Anwerbungen in den Jahren 1654 und 1655 seine Heeresmacht bis auf 26,000 Mann zu vergrößern, so mußte er beiden feindlichen Staaten als ein höchst wünschenswerther Bundesgenosse und als ein nicht zu verachtender Gegner erscheinen, so daß sie alle Ursache hatten, sich um seinen Beistand zu bemühen.

Er selbst wollte vor allen Dingen Zeit gewinnen und bat deshalb den König von Polen, ihn zu einer Vermittlerrolle zu bevollmächtigen. Dazu war Johann Casimir bereit, doch stellte er Bedingungen, welche von vorn herein unannehmbar waren. Er verlangte die Abtretung Livland's erb= und eigenthümlich für seine Familie, ferner das Recht, Titel und Wappen von Schweden zu führen, und außerdem sollte der Kurfürst sich verpflichten, ihm mit seinen Truppen beizustehen, wenn er angegriffen würde. Auf solche Bedingungen

[1]) Puffendorf F. W. V. 6.

hin konnte natürlich nicht unterhandelt werden, und der Hochmuth der Polen, der sich auf keine wirkliche Kraft und Stärke stützte, mußte sie in's Verderben führen.

Wenn aber der Kurfürst, um freie Hand zu behalten, mit seinen wahren Absichten zurückhielt, so bezahlte Schweden ihn mit gleicher Münze, und Carl Gustav unterhandelte insgeheim mit den Polen, denen er Livland anbot, wenn sie gestatten wollten, daß er sich der Häfen von Pillau und Memel bemächtigte.

Unterdessen hatten die Schweden in Vorpommern ihre Truppen zusammengezogen, und während die Unterhandlungen eifrig fortgesetzt wurden, verfolgte Carl Gustav unaufhaltsam seinen Plan. Er befahl dem Marschall Wittenberg, unverzüglich durch das brandenburgische Pommern und die Neumark nach Großpolen vorzurücken, sich dabei auf das Völkerrecht berufend. Ohne Widerstand zu finden rückte Wittenberg in Posen ein, und das ganze Adelsheer von 34,000 Mann ergab sich, die Soldaten traten in schwedische Dienste, und sämmtliche Kronwürdenträger von Großpolen schwuren (29. Juli 1655) dem Könige von Schweden Treue. Gustav selbst war mit neun Regimentern bereits am 25. auf Wolgast gelandet und traf am 1. August in Stettin ein. Er rückte seinem Feldherrn Wittenberg auf dessen Siegeszuge nach, und Johann Casimir entfloh, so daß die Schweden ohne Weiteres Warschau in Besitz nehmen konnten und auf Krakau losgingen.

Nun war der Kurfürst allerdings in der übelsten Lage [1]), denn während er mit Schweden immer noch weiter unterhandelte, mußte er seine Ansprüche von Tag zu Tage herabstimmen, indessen der König bei wachsendem Erfolge immer höhere Saiten aufzog. Ein Bündniß mit Holland, welches gerade jetzt zu Stande kam, nützte ihm zu Nichts, weil die Zeit verstrich, bevor er Vortheil daraus ziehen konnte, und was das Schlimmste war, Friedrich Wilhelm hatte durch seine Diplomatie alle Welt so sehr mit Mißtrauen gegen sich erfüllt, daß er jede Thür verschlossen fand, an die er anklopfte. Die Engländer, welche selbst nicht an eine ewige Dauer des Cromwell'schen Protectorates glaubten, hatten ihn im Verdacht, den Prätendenten zu begünstigen, während die Holländer argwöhnten, daß er es heimlich mit Schweden halte. Auch in Dresden und Wien fand er keinen Trost, und es half Nichts, daß er am kaiserlichen Hofe auf's Eindringlichste vorstellte, wie gefährlich es für das Haus Oesterreich wäre, wenn die Schweden sich Polens bemächtigten und dann wohl gar Ansprüche auf Schlesien erheben könnten. Vergeblich erbot er sich dazu, das Herzogthum Preußen künftig vom Kaiser zu Lehen zu nehmen, weil der polnische Thron, seit Johann Casimir über die Grenze nach Oppeln entflohen sei, für erledigt angesehen werden

[1]) Vergl. Stenzel Pr. Gesch. II. 105. Droysen 217.

müsse; vergebens versprach er bei einer künftigen Kaiserwahl dem Sohne des Kaisers seine Stimme zu geben. Er erhielt nur kühl ablehnende Antworten.

So rückte die Gefahr für Preußen immer näher. Carl Gustav hatte erklärt, daß er eine Neutralität des Herzogthums unter keinen Umständen anerkennen würde, auch nicht zugeben könnte, daß der Kurfürst sich mit einer Armee zum Schutze des Landes dorthin begäbe. Auch die preußischen Stände, aufgefordert sich zu rüsten und die nöthigen Geldmittel zur Landesdefension aufzubringen, erwiederten wie gewöhnlich mit allerlei Beschwerden, die vorher abgestellt werden müßten, und machten bemerklich, daß die Vertheidigung Sache des Kurfürsten wäre, und nur wenn dessen Mittel nicht ausreichten, könnten sie zur Beihilfe angehalten werden. Indessen wurde die Noth mit jedem Tage dringender, und als Friedrich Wilhelm einige seiner Officiere hinschickte, um Werbungen anzustellen, brachte man alsbald eine ansehnliche Mannschaft auf die Beine. Der Kurfürst selbst reiste am 8. September 1655 von Berlin ab und rückte mit 8000 Mann nach dem polnischen Preußen vor, während General Sparr das übrige Heer ihm durch Hinterpommern nachführte.

Die schwedische Armee, welche sich durch einen großen Theil der in Auflösung gerathenen polnischen Regimenter verstärkt hatte, kam immer näher heran, und zu gleicher Zeit setzten sich die in Litthauen stehenden schwe-

dischen Truppen gegen Preußen in Bewegung. Da willigten endlich die zu Marienburg versammelten Stände des königlich polnischen Preußens ein, 4000 Mann zu stellen, brandenburgische Besatzungen in Marienburg und den anderen Festungen aufzunehmen und dem Kurfürsten den Oberbefehl zu übertragen, der bei der stets dringender werdenden Gefahr nun als Erretter erschien. Er hielt seinen prachtvollen Einzug in Marienburg auf weißem Rosse, den Purpurmantel über der polnischen Nationaltracht, und wurde mit Jubel begrüßt.

Dennoch war seine Stellung eine höchst zweideutige. Noch immer wollte er es weder mit Polen noch mit Schweden verderben. Johann Casimir hoffte ihn durch das Angebot der Souverainetät über Preußen zu gewinnen, doch sollte der Kurfürst dafür sich verpflichten, das polnische Preußen zu schützen, und 2000 Reiter nach Oppeln senden, um den König bis Danzig zu geleiten. Allein darauf konnte er in diesem Augenblick nicht eingehen, weil er befürchten mußte, von den Schweden erdrückt zu werden. Denn Carl Gustav, rasch und entschlossen wie immer, setzte sich den 27. Septbr. 1655 von Warschau aus in Marsch, um sich innerhalb des Herzogthums Preußen mit seinen aus Litthauen und Polen heranrückenden Generalen zu vereinigen. Er nahm Thorn und rasch hintereinander Marienburg, Elbing, Dirschau und Stargard ein (December 1655)

und steckte die brandenburgischen Besatzungen dieser Städte unter seine Regimenter. Am 20. Decbr. stand er nur noch drei Meilen weit von Königsberg.

In dieser ganzen Zeit waren die Unterhandlungen immer fortgeführt worden, denn Carl Gustav sah voraus, daß der Kurfürst sich doch zuletzt auf seine Seite schlagen mußte, und daß man seine Bundesgenossenschaft schließlich um so wohlfeiler erhielte, je bedrängter die Lage wäre, in die man ihn versetzte. Friedrich Wilhelm zeigte sich äußerst verwundert und entrüstet über die ihm widerfahrene Behandlung, da er ja, so viel er wisse, mit Schweden nicht im Kriege lebe. Gleichzeitig versäumte er nicht, mit unermüdlicher Thätigkeit persönlich Alles anzuordnen, um seine Truppen in gutem kampffähigem Zustande zu erhalten und neue Verstärkungen aus den Marken an sich zu ziehen, damit er im äußersten Falle gerüstet wäre, den Schweden Widerstand zu leisten, falls der Vergleich mit ihnen nicht zu Stande käme. Gerade damals erfuhr er, daß Johann Casimir sich aufraffte, um das Verlorene wiederzugewinnen, doch war noch nicht abzusehen, in wie weit dies gelingen würde. Noch vor erfolgter Entscheidung konnten die Schweden in Königsberg sein und das Herzogthum Preußen vollständig in ihrer Gewalt haben. Denn Carl Gustav's Geduld war zu Ende. Er forderte nun ein für alle Mal, daß der Kurfürst sich erkläre, ob er Freund oder Feind sein wolle, und da nun auch die

Kurfürstin, auf deren Rath er großes Gewicht legte, dringend zum Abschluß eines Vergleiches mahnte, entschloß sich Friedrich Wilhelm in der letzten Stunde zum Bündniß mit Schweden.

Am 7/17. Januar 1656 kam zu Königsberg der merkwürdige Vertrag zu Stande, dessen wesentlicher Inhalt folgender war:

Schweden und Brandenburg erklären, daß die Polen das Herzogthum Preußen aufgegeben und dadurch den Lehnsverband mit dem Kurfürsten zerrissen hätten. Friedrich Wilhelm ist bereit, von nun an das Herzogthum als Lehn der Krone Schweden zu besitzen, und wird zugleich mit dem in ein weltliches Fürstenthum verwandelten Bisthume Ermeland belehnt. In jedem Belehnungsfalle zahlt Brandenburg eine feste Summe, die auch künftig nicht erhöht werden darf. Der Kurfürst muß 1000 Reiter und 500 Mann Fußvolk Hilfstruppen stellen und dieselben, so lange sie nicht die preußische Grenze überschritten haben und auch noch sechs Wochen nachher, unterhalten. Die preußischen Häfen bleiben den Schweden geöffnet, diese theilen dafür die Hafenzölle mit dem Kurfürsten, welcher seinerseits die von ihm in dem königlichen Preußen besetzten Plätze räumt und die in dem Herzogthum von den Schweden besetzten zurückerhält. Beim Aussterben des kurfürstlichen Hauses fällt das Herzogthum an Schweden. Den nach Preußen geflüchteten Polen (es

waren ihrer mehr als 6000) wurde zwar Sicherheit zugesagt, allein der Kurfürst, der von ihnen Unruhen besorgte, zwang sie bald darauf, das Land zu verlassen.

Beide Fürsten kamen dann zu Bartenstein in dem schwedischen Hauptquartier zusammen und besiegelten durch fünftägige Festlichkeiten und Schmausereien die neue Freundschaft, die, wie Puffendorf bemerkt, bei der persönlichen Hochachtung beider Fürsten für einander eine dauernde hätte werden können, wäre das ganze Gebäude nicht auf ungerechtfertigte Gewalt gegründet gewesen.

Der Kurfürst konnte sich beim Abschluß dieses Bündnisses keiner wahren Befriedigung hingeben, denn sein Gewissen mußte ihm sagen, daß er nicht berechtigt war, sich der Lehnspflicht gegen Polen zu entziehen, noch weniger aber sich dem Feinde seines bisherigen Oberherrn durch einen neuen Eid zu verbinden, den er wahrscheinlich schon in dem Augenblicke, wo er ihn leistete, ebenso wie den früheren, bei günstiger Gelegenheit zu brechen entschlossen war. Dagegen konnte Carl Gustav in Wahrheit über den errungenen Erfolg erfreut sein, obgleich auch auf schwedischer Seite viele Stimmen laut wurden, welche das Bündniß tadelten, weil man den Kurfürsten viel zu leichten Kaufes hätte davon kommen lassen.

Der schwedische König war von der Dauer seines Glückes fest überzeugt. Als er in Krakau sich die

Königsgruft hatte öffnen lassen, da erzählte der ihn begleitende Mönch am Sarge König Wladislaus I., daß dieser Monarch sein Land dreimal verloren und dreimal wiedergewonnen habe, worauf der Schwedenkönig übermüthig erwiederte: „Aber Euer Casimir hat es jetzt verloren und wird es niemals wiederbekommen."

Ohne diese Ueberzeugung zu theilen, würde Friedrich Wilhelm sicherlich nicht den Königsberger Vertrag eingegangen sein, und doch war es im Lauf des Schicksals anders beschlossen. Das polnische Volk erhob sich eben so schnell, wie es niedergedrückt worden war, und diese Elasticität des Nationalcharakters hatten die Verbündeten nicht in Rechnung gezogen. Zwar schien die schnelle Unterwerfung Litthauens und vieler Woiwodschaften, so wie eines Theils der Quartianer [1]), welche vom August bis October 1655 erfolgte, des Königs Meinung zu bekräftigen, und die Sache der Polen stand fast verzweifelt, als der Kurfürst sich im Januar 1656 von seinem Lehnsherrn losgesagt hatte. Aber gerade der Umstand, daß der Schwedenkönig, um den Kurfürsten zu endlicher Entscheidung zu drängen, fast sein ganzes Heer hatte nordwärts führen müssen, gab Veranlassung, daß Johann Casimir einen Versuch wagen durfte, in sein Reich zurückzukehren. Und von ganz unerwarteter

[1]) So genannt, weil der vierte Theil, quarta pars, der königlichen Tafelgelder für ihren Unterhalt bestimmt war.

Seite kam ihm die erste Hilfe. Der Kosakenhetman Chmieliecki, welcher erst kurze Zeit vorher mit seinem Verbündeten, dem Tartarenkhan, die Polen so hart bedrängt hatte, hielt es jetzt für gefährlich, sich den mächtigen Russen oder Schweden zu unterwerfen, und glaubte seine und seines Stammes Freiheit durch einen Anschluß an das schwache Polen besser gesichert. Er wußte die Tartaren von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen und huldigte mit seinem ganzen Heere dem Polenkönige. Johann Casimir, der sich zu Klein-Glogau bei Oppeln aufhielt, entbot die Senatoren am 25. November 1655 dorthin, und auf Andringen der Königin beschloß man für's Erste, den Kaiser um Beistand gegen Schweden zu bitten. Doch ehe man dessen ablehnende Antwort erhielt, kam schon die Nachricht, daß auch die polnische Nation sich zu erheben beginne. Noch zehn Tage vor Abschluß der Königsberger Convention hatte ein Theil der Quartianer, in Verbindung mit Stanislaus Potocki und Stanislaus Lanckoronski die Conföderation zu Tyskievic abgeschlossen, in welcher sie den König von Schweden, der ihre Heiligthümer geschändet und die Kirchenschätze geplündert, für einen Feind Gottes und des Reichs ausriefen und Jeden, der sich nicht sofort mit ihnen verbände, seiner Güter verlustig erklärten. Da erhob sich Johann Casimir, anfangs mit nur dreihundert Gewappneten. Er zog über Ratibor durch die Karpathen. Ein treuer Priester,

der Pelpliner Abt Alexander Wolf, brachte ihm die Reichskleinodien entgegen, welche er aus dem Krakauer Schlosse gerettet hatte. Zu Lancut wurde die Tyskiewicer Verbindung erneuert. Im Februar 1656 kam der König nach Lemberg und erfuhr daselbst, daß die Adelsarmee, welche sich im vorigen Jahre widerstandslos den Schweden ergeben hatte, nunmehr für ihn auftrat, und daß auch die Litthauer unter Paul Sapieha sich erhoben. Zum Danke für so überraschendes Glück, welches er der unmittelbaren Einwirkung Gottes zuschrieb, erklärte Johann Casimir am 1. April 1656 in der Hauptkirche zu Lemberg vor einem Marienbilde die Mutter Gottes für eine Königin von Polen und gelobte beim Papste auszuwirken, daß ihr als solcher ein besonderer Festtag gestiftet würde. Gleichzeitig versprach er das Loos der Leibeigenen zu erleichtern und den Dissidenten freie Ausübung des Gottesdienstes zu gewähren.

Auf die erste Nachricht von diesem überraschenden Aufstand der Polen eilte Carl Gustav sofort aus Preußen herbei, die Belagerung von Marienburg unterbrechend, und rückte gegen Süden vor. Bei Golomb schlug er am 18. Februar 1656 den General Czarnicki, eroberte Lublin und führte nach einem vergeblichen Angriff auf Zamosc, der Feste des Grafen Zamoyski, seine Truppen nach Jaroslaw, um daselbst einige Tage zu rasten. Durch Desertion der in seine Regimenter

eingereihten Polen, welche nun das feindliche Heer um ebensoviel vergrößerten, gerieth der König in große Bedrängniß und mußte sich nach Warschau zurückziehen. Zwanzig Tage lang war er auf diesem Zuge nicht aus den Kleidern gekommen. Der in Elbing verweilenden Königin hatte man bereits seinen Tod gemeldet.

Wie verzweifelt die Lage Carl Gustav's damals war, das zeigen am klarsten die Maßregeln, die er ergriff. Er machte mit einer sonst nicht in seiner Natur liegenden Härte öffentlich bekannt, daß jeder Edelmann, welcher einen rebellischen Adligen todt oder lebend ausliefern würde, die Hälfte von dessen Gütern erhalten sollte, einem Bauern versprach er in gleichem Falle das Vermögen des Verrathenen auf sechs Jahre zum Nießbrauch zu überlassen. Die Namen der abtrünnigen Polen ließ er an den Galgen anheften, was aber nur den Erfolg hatte, daß die mit der Ausführung dieses Befehls Beauftragten, wenn ein Pole sie dabei betraf, an denselben Galgen aufgeknüpft wurden.

Fast in noch üblerer Lage aber als der Schwedenkönig war der Kurfürst durch die plötzliche Wendung der Dinge gerathen. Die Treulosigkeit, mit welcher er seinen Lehnsherrn im Unglück verlassen hatte, gab den anderen Mächten einen erwünschten Vorwand, ihm ihre sittliche Entrüstung zu zeigen, obgleich sie es unter ähnlichen Verhältnissen gewiß nicht besser gemacht hätten. Besonders erbittert zeigten sich die Holländer,

welche durch den Königsberger Vertrag, den man ihnen noch dazu anfangs theilweise verheimlicht hatte, sich in ihren Handelsinteressen bedroht glaubten. Der Kurfürst fürchtete sogar eine Kriegserklärung von ihnen und mußte froh sein, als sie ihre Vermittelung anboten, um vor allen Dingen den Handel mit Danzig offen zu erhalten. Cromwell mißbilligte hauptsächlich das Unzureichende der Königsberger Verabredungen und machte bemerklich, daß, wenn man auf halbem Wege stehen bliebe, nach einer im Bereiche der Möglichkeit liegenden Niederlage der Schweden der Kurfürst nicht nur die Polen, Russen, Kosaken und Tartaren, sondern auch den Kaiser gegen sich haben würde. Der Kaiser selbst war am wenigsten geneigt, den Vorstellungen Gehör zu geben, durch welche Friedrich Wilhelm seine Politik am Wiener Hofe beschönigen wollte.

So von aller Welt verlassen, mußte der Kurfürst es für ein Glück halten [1]), daß die Franzosen bereits im Juli des vergangenen Jahres 1655 ihm ein Bündniß angetragen hatten, weil sie einen Angriff der Oesterreicher auf den Elsaß fürchteten, durch welchen auch die cleveschen Besitzungen der Brandenburger bedroht worden wären. — Dieses Bündniß erwies sich übrigens ziemlich unfruchtbar. Der Kurfürst erhielt weder das Geld von Frankreich, noch Frankreich die Truppen

---

[1]) Puffendorf VI. 1—12.

vom Kurfürsten, auf welche sie beiderseits Anspruch machten.

Der Gesammtheit aller dieser politischen Schachzüge lag der Gedanke zu Grunde, daß der Kurfürst wünschte, Polen und Schweden möchten einander gegenseitig soviel Schaden wie möglich zufügen, wodurch seine eigene Stellung jedenfalls vortheilhafter werden mußte, und er suchte deshalb den Eintritt des Zeitpunktes möglichst zu verzögern, wo er nicht umhinkönnen würde, sich schließlich für die eine oder andere Partei zu entscheiden.

Die Wiedereroberung Marienburgs durch die Schweden, 16. Mai 1656, bewog ihn, die Unterhandlungen mit dem Könige wieder aufzunehmen, und in der That war Carl Gustav's Geduld durch die fortwährenden Zögerungen und Verschleppungen der brandenburgischen Gesandten erschöpft, und er erklärte auf's Bestimmteste, daß der Kurfürst sich nunmehr entscheiden müßte, ob er Freund oder Feind sein wollte. Da kam am 25. Mai zu Marienburg das Bündniß zu Stande, welches den Königsberger Vertrag zu einer Angriffsalliance erweiterte.

Der Zweck dieser neuen Vereinbarung wurde dahin angegeben, daß beide Staaten dem gegenwärtigen Kriege ein Ende machen, Frieden und Sicherheit zurückführen und besonders auch das Gebiet des Kurfürsten vor der von polnischer Seite drohenden Gefahr schützen

wollten. Nur gegen Diejenigen sollte das Bündniß gerichtet sein, welche die schwedische Herrschaft auf polnischem Gebiete angreifen würden, mit Ausnahme jedoch des Czaren und des Herzogs von Curland [1]), gegen welche der Kurfürst unter keinen Umständen feindlich auftreten wollte. Auch auf Litthauen, Podolien und Volhynien sollte der Vertrag sich nicht beziehen, dagegen muß Schweden Beistand leisten, wenn das Herzogthum Preußen (mit Einschluß von Ermeland) angegriffen wird. Während des Krieges öffnen beide Mächte ihre Festungen einander, unter der Bedingung sofortiger Rückgabe, sobald an jedem Orte der Krieg aufgehört hat. Der Kurfürst stellt 4000 Mann, und wenn es nöthig wird, sogar alle seine Truppen zur Disposition. Die oberste Kriegsleitung bleibt dem Könige, der jedoch bei seinen Unternehmungen den Rath des Kurfürsten einholen muß. Werden die Länder desselben angegriffen, so stellt Schweden 6000 Mann Hilfstruppen, die aber unter dem Befehle des Kurfürsten stehen. Keiner von beiden Theilen darf mit Polen oder einer anderen Macht, die sich etwa in den Krieg einmischt, einseitig ohne den Anderen Frieden schließen. In einem geheimen Artikel wurde noch verordnet, daß der Kurfürst zum Ersatz für seine Kriegskosten die Palatinate Posen und Kalisch und einige andere Land-

---

[1]) Die Gemahlin desselben war Friedrich Wilhelm's Schwester.

striche erb- und eigenthümlich erhalten soll, und daß alle Streitigkeiten über den Lehnsverband nicht einseitig vom Könige, sondern von einer gemischten Commission entschieden werden, und die Nachfolger des Kurfürsten bei dessen Ableben die Regierung der Lehnsländer ohne Weiteres antreten dürfen, was die Polen niemals gestattet hatten[1]).

Es ist selbstverständlich, daß dies Bündniß, wegen dessen der Kurfürst sich bei dem Könige von Polen mit der Bedrängniß seiner Lage zu entschuldigen suchte, den heftigsten Zorn Johann Casimir's erregte. Er drohte, daß, im Falle die brandenburgischen Truppen nicht binnen drei Tagen das polnische Gebiet geräumt hätten, der Kurfürst als Verräther behandelt werden sollte. Mit- und Nachwelt ruft er zu Zeugen, auf wessen Seite die Schuld liege. Auch der Kaiser und die Holländer waren äußerst ungehalten. Die Stadt Danzig erklärte, daß sie dem Könige von Polen treu bleibe, und ihre gewappnete Bürgerschaft setzte sich den Schweden so kräftig entgegen, daß diese Nichts ausrichten konnten, um so mehr, als die Holländer ihre Flotte abschickten, um die gemeinschaftlichen Interessen des Handels zu schützen.

Auch der Tatarenkhan erklärte sich für einen Freund der Polen und schrieb dem Kurfürsten, daß er stets ein Feind der Feinde dieser Nation sein würde. Der

---

[1]) Puffendorf VI. 26—29.

Kosakenhetman hielt zwar mit seiner Unterstützung noch zurück, doch versprach auch er dieselbe, sobald sich der Polenkönig mit gewissen von ihm gestellten Bedingungen einverstanden erklärt hätte.

Durch solchen Beistand ermuthigt, beschloß Johann Casimir, nunmehr die Schweden aus Warschau zu vertreiben. In Verbindung mit dem Woiwoden von Podlachien, welcher unterwegs das den Schweden ergebene Lissa zerstört hatte, rückte das polnische Heer, 60,000 Mann stark, zur Eroberung der Hauptstadt aus. Die Besatzung von Warschau, wo sich eine Menge vornehmer Schweden aufhielten, und wohin man einen großen Theil der polnischen Beute zusammengebracht hatte, betrug nur 1500 Mann, die sich auf's Tapferste vertheidigten, so daß, als am 1. Juli 1656 die Stadt sich ergeben mußte, den Abziehenden sehr ehrenvolle Bedingungen gewährt wurden.

An demselben Tage erfolgte die förmliche Kriegserklärung der Verbündeten, und Carl Gustav rückte mit seinem Heere von 16,000 Mann heran, um die verlorene Hauptstadt des Feindes wiederzugewinnen. Absichtlich übereilte er sich nicht. Denn von den ihm treu gebliebenen Polen in seiner Umgebung wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß eine Menge polnischer Großen, sobald Warschau einmal erobert sei, sich von ihrem Könige beurlauben und sammt ihren Gefolgschaf=

ten das Heer verlassen würden, was auch in der That so geschah.

Das schwedische Hauptquartier blieb eine ganze Reihe von Tagen hindurch in Nowodwor, am Zusammenflusse des Bug und der Weichsel, der König selbst traf daselbst am 8. Juli ein, und es bleibt wunderbar, daß die Polen nicht zum Angriff eilten, bevor die Brandenburger sich mit den Schweden vereinigen konnten.

Diese Vereinigung der beiden verbündeten Heere fand am 27. Juli vollständig statt, wo der Kurfürst im Lager eingetroffen war. Noch bis zum letzten Augenblick hatte derselbe gehofft, durch Unterhandlungen das Aeußerste vermeiden zu können, allein der König von Polen ertheilte ihm die stolze Antwort [1]), daß, wenn er sich selbst zu des Königs Füßen niederwerfe, man noch nicht wisse, ob er Gnade finden werde. So kam es zum Kampfe.

Ueber die entscheidende dreitägige Schlacht bei Warschau, 28.—30. Juli 1656, liegen uns zahlreiche Berichte vor [2]), darunter ein vom großen Kurfürsten selbst durchgesehener und eigenhändig verbesserter, und eine Erzählung Friedrich des Großen in den memoires

[1]) Stenzel. Preußische Geschichte l. c. p. 121.

[2]) Mit größter Sorgfalt zusammengestellt und bearbeitet von Droysen: Die Schlacht bei Warschau. Leipzig 1863.

pour servir à l'histoire de Brandenbourg. Außerdem unter andern auch schwedische, polnische und danziger Relationen. Dessenungeachtet, oder gerade wegen der von Parteilichkeit mehr oder weniger gefärbten, vielfach widersprechenden Nachrichten wird der eigentliche Hergang in allen Einzelheiten niemals vollständig aufgeklärt werden können, und manche selbst wichtige Punkte müssen streitig bleiben.

Was zuvörderst die beiderseitige Truppenzahl betrifft, so schwanken die Angaben über die Stärke der polnischen Armee zwischen 40,000 und 100,000. Diese große Verschiedenheit erklärt sich daraus, daß ein beträchtlicher Theil der polnischen Kriegsmacht aus irregulairen Truppen bestand. Die Tataren schossen sogar noch mit Pfeilen. Reiter in regelmäßigem Solde waren nur die Quartianer.

Genauer steht die Anzahl der schwedisch-brandenburgischen Truppen fest, welche 18—20,000 Mann betrug, darunter etwa 8500 kurfürstliche. Ihre Reiterei war in Eskadrons von noch nicht 150 Pferden getheilt. Die Stärke der Regimenter ist nicht zu bestimmen, theils weil damals unter Regiment oft nur die der Zahl nach unbestimmte, von einem Obristen angeworbene Mannschaft verstanden wurde, theils weil die schwedischen Regimenter durch Desertion und durch die Strapazen und Verluste in der jüngst vorhergegangenen Zeit stark gelichtet waren.

Das Lager der Alliirten befand sich auf dem rechten Ufer des Bug, hart an dessen Einmündung in die Weichsel. Hier war eine Brücke über den Bug, eine halbe Meile nordwärts eine andere über die Weichsel geschlagen. Den 27. Juli Nachmittags und den 28. bis zu Mittag erfolgte der Uebergang über den Bug. Noch immer gingen die französischen Gesandten hin und her und suchten zu vermitteln, aber das verbündete Heer ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Marsch fortzusetzen.

Den rechten Flügel befehligte der König von Schweden. Unter ihm Feldmarschall Douglas die Reiterei, General von Bülow das Fußvolk und Gustav Oxenstierna die Artillerie. Den linken Flügel commandirte der Kurfürst, sein Feldmarschall von Sparr die Geschütze.

Ein eigentliches Centrum war bei der Aufstellung nicht vorhanden. Die Brandenburger hatten den Wahlspruch „mit Gott" und führten zur Unterscheidung kleine Eichenzweige, während die Schweden Strohbüschel an ihren Kopfbedeckungen trugen.

Im Vertrauen auf ihre Ueberzahl waren die Polen so siegesgewiß, daß Johann Casimir gegen den französischen Gesandten, der immer noch vermitteln wollte, die Aeußerung that, er habe die Brandenburger und die Schweden den Tataren zum Frühstück geschenkt, und den Kurfürsten werde er in ein Gefängniß stecken,

wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen solle. Ebenso siegesgewiß fühlte sich Carl Gustav, denn als ihm die übermüthigen Worte des Polenkönigs hinterbracht wurden, sagte er: „Ich wünschte, daß alle meine Feinde hier auf Einem Felde mir gegenüberständen, damit ich sie alle zugleich niederwerfen könnte."

Mittelst einer nördlich von Praga geschlagenen Brücke gingen die Polen über die Weichsel und stellten sich hinter einer Reihe von Erdwerken auf, die mit Geschützen dicht besetzt waren. Der linke Flügel lehnte sich an einen mit der Weichsel gleichlaufenden theilweise morastigen Wald und wurde vor der Front durch ein dichtes Geschütz gedeckt.

Der Schlachtplan ging ursprünglich dahin, das Lager von Nowodwor von allen Seiten einzuschließen, und indem man den Verbündeten den Rückzug nach Preußen abschnitt, dieselben vollständig zu vernichten.

Die Alliirten dagegen hatten anfänglich die Absicht, den Feind zu überraschen. Sie wollten den litthauischen Truppen, welche sich mit der polnischen Armee noch nicht vereinigt hatten, durch Abbrechung der Brücke den Uebergang über die Weichsel unmöglich machen, die so vereinzelten angreifen, und wenn sie geschlagen wären, zurückkehren, um die Hauptmacht der Polen zu zersprengen. Doch der Stand der Dinge änderte sich im Verlauf der Action in solcher Weise, daß die Pläne beider Theile unausführbar wurden.

Ein noch am Abend des 28. Juli gegen den linken Flügel der Polen unternommener Angriff, welcher zum Zweck hatte, die Brücke zu zerstören, wurde durch den heftigen Widerstand des Feindes vereitelt, und die Verbündeten blieben die Nacht über in einer höchst gefährlichen Stellung fast unter den polnischen Kanonen. Der Kurfürst mit dem linken Flügel am Walde entlang, der König mit dem rechten Flügel am Weichselufer aufgestellt. Die Infanterie fand keinen Raum sich auszubreiten und stand regimenterweise hintereinander zwischen beiden Flügeln. Der 28. Juli war ein sehr schwüler Tag, obgleich leichtes Gewölk den Himmel bedeckte.

Als in der Frühe die verbündeten Fürsten die Stellung des Feindes recognoscirten, überzeugten sie sich, daß der Angriff gegen den rechten Flügel desselben gerichtet werden müßte, wo seine Stellung am schwächsten war. Es ist strategisch interessant, daß die unregelmäßige polnische Armee, welche ihrer ganzen Zusammensetzung nach auf den Angriff angewiesen war, in die Vertheidigung gedrängt wurde, während die Verbündeten, deren festgeordnete schwere Truppenkörper für die Defensive vorzüglich geeignet waren, zum Angriff schritten.

Das Terrain, auf welchem die Schweden und Brandenburger sich befanden, gestattete nicht, sich in einer ausgedehnten Linie aufzustellen, und die Polen

hatten, um ihnen das auch später unmöglich zu machen, einen kleinen Hügel neben dem Walde mit Geschütz be= setzt. Diesen Hügel zu nehmen überließ der König dem Kurfürsten von Brandenburg, während er für sich selbst und seine Schweden die Hauptaction vorbehielt, um den Ruhm des Tages für sich in Anspruch nehmen zu können.

Der Kurfürst erstürmte mit leichter Mühe den Hügel, da die Polen keinen sonderlichen Widerstand leisteten, doch kostete es große Anstrengung, die Kanonen durch den sumpfigen Boden bis auf die Anhöhe zu schaffen, um von da aus das feindliche Lager zu be= schießen.

Von dem Gipfel des Hügels herabblickend hatte Friedrich Wilhelm eine freie zum Schlachtfelde geeignete Ebene wahrgenommen, und man beschloß sich auf der= selben zum Kampfe zu ordnen. Mit der größten An= strengung mußte er sich gegen wüthende Angriffe der Quartianer und der Tataren vertheidigen, die ihn im Rücken und von der Seite anfielen, und es bedurfte sei= ner ganzen Umsicht und Tapferkeit, damit er aus der eingenommenen Stellung nicht wieder verdrängt würde.

Der König von Schweden mußte, um die Aufstel= lung zur Schlacht zu bewirken, sich hinter der branden= burgischen Stellung in der Art fortziehen, daß nun= mehr der Kurfürst auf den rechten Flügel der neuen

Position zu stehen kam, während die Schweden den linken Flügel bildeten.

Dies höchst schwierige Manöver wurde unter fortwährenden feindlichen Angriffen mit größter Ruhe und Bravour von den Schweden ausgeführt, während der Kurfürst dadurch, daß er den von ihm besetzten Hügel gegen die anstürmenden Feinde behauptete, gleichsam den Angelpunkt bildete, um welchen die Schwenkung ausgeführt wurde. „Seiner hohen Conduite," wie der Feldmarschall Wrangel sich ausdrückte, „war vor Allem die herrliche Victoria zu danken."

Den ganzen Tag über wüthete der Kampf und war noch für keinen von beiden Theilen entschieden, als die Nacht hereinbrach.

Erst der dreißigste Juli war dazu bestimmt, den Ausschlag zu geben.

Die Polen hatten den vor Praga sich hinziehenden Wald mit starken Erdarbeiten befestigt und mit vielem Fußvolke besetzt. Nachdem man diese Stellung eine Zeitlang mit Erfolg beschossen hatte, machte General Sparr mit einer Infanteriebrigade, von 500 Reitern gedeckt, den eigentlichen Angriff, und vermöge seiner vortrefflich angeordneten Maßregeln gelang es, das Gehölz mit Sturm zu nehmen und die Polen aus demselben zu verjagen. Dies war der eigentlich entscheidende Schlag, denn die polnische Armee wurde auf

diese Weise in ihrer Mitte durchbrochen und in zwei Theile getheilt, die einander nicht mehr unmittelbar unterstützen konnten. Die Polen erkennen in ihren Darstellungen der Schlacht es ebenfalls an, daß Sparr bei dieser Action fast das rechte Hauptstück der Victoria verrichtet. Aber auch der Kurfürst trug wesentlich zur Entscheidung dadurch bei, daß er die mit dem feindlichen Geschütz besetzten Anhöhen erstürmte, durch das Feuer von oben herab das polnische Fußvolk in Verwirrung brachte und dann, mit seinem Generale sich verbindend, unaufhaltsam vorstürmte.

Er sowohl wie der König von Schweden kamen an diesem heißen Tage mehr als einmal in Lebensgefahr. Eine Kugel traf den Brustharnisch des Kurfürsten, und Carl Gustav gerieth sogar mit Tataren in's Handgemenge. Von allen seinen Begleitern getrennt, hat er mit dem Schwerte zwei der Angreifer erlegt und einen dritten kampfunfähig gemacht, bis die Seinen sich wieder zu ihm fanden.

Die Polen, durch den unaufhaltsamen Angriff der Verbündeten in Schrecken gesetzt, verloren die Fassung und drängten der Weichselbrücke zu. Alles suchte sein Heil in der Flucht. Der König passirte zuerst die Brücke, und seine Hauptstadt im Stich lassend, flüchtete er nach Lublin. Die Verbündeten konnten ungehindert in Warschau einziehen. Die Stadt wurde geplündert, und von dem Raube wanderten viele schöne

Gemälde und Bildwerke in die kurfürstlichen Sammlungen nach Berlin. Sogar einige kostbare Säulen aus dem königlichen Schlosse mußten später den Lieblingspalast der Kurfürstin in Oranienburg verzieren helfen.

Die Angaben über die Zahl der Gebliebenen auf beiden Seiten sind widersprechend, doch steht fest, daß der Verlust der Polen unverhältnißmäßig größer war, als der der Verbündeten. 50 Kanonen, das ganze Lager und die Kriegskasse fielen in die Hände der Sieger.

Während der Schlacht hatte übrigens Johann Casimir sich stets bei seinen Truppen gehalten und dieselben durch seine Gegenwart anzufeuern gesucht. Seine Gemahlin hatte sich jenseits des Stromes auf eine Verschanzung begeben und verweilte daselbst mit ihren Damen während der ganzen Dauer der Schlacht. In einem gefährlichen Momente gab sie den Artilleristen, welche vor ihr aufgestellt waren, die Richtung an, wohin sie zielen sollten, und veranlaßte dadurch den Schweden nicht unerheblichen Verlust.

Den Sieg verdankten die Verbündeten der überlegenen Kriegskunst ihrer Anführer und der besseren Disciplin ihrer Truppen, denn an Tapferkeit gaben die Polen den Schweden und Brandenburgern Nichts nach.

Siebzehntes Kapitel.

Die Erwerbung der preußischen Souverainetät. Der Frieden von Oliva.

Ein so bedeutender, durch dreitägigen blutigen Kampf errungener Sieg, in Folge dessen die Hauptstadt des Landes dem Sieger ihre Thore öffnen mußte, schien bestimmt zu sein, die politische Lage der betheiligten Staaten vollständig umzuwandeln. Allein nur für die Stellung, welche der Kurfürst von Brandenburg künftig unter den Fürsten Europa's einnehmen sollte, war das Ereigniß von folgenschwerster Bedeutsamkeit, und es bleibt eins seiner politischen Meisterstücke, daß er durch die Maßregeln nach der Schlacht sowohl den Schwedenkönig verhinderte, aus dem Siege alle die Vortheile zu ziehen, die sich von selbst darzubieten schienen, als auch von den Polen die drohende Vernichtung ihrer gesammten Heeresmacht abzuwenden wußte. Denn sein eigenes Bestehen hing davon ab, daß beide großen Gegner sich noch einigermaßen das Gleichgewicht hielten, und mit bewundernswürdiger Gewandtheit schmiegte er sich, um diesen Zweck zu erreichen, zwischen Beiden hindurch, bald den Einen, bald den Andern unterstützend und zuletzt die Beute, auf die es abgesehen war, die freie Herrschaft über das Herzogthum Preußen, für sich davontragend. Wenn man ihm

mit Recht einen Vorwurf daraus machte, daß er bei der Wahl der Mittel für seine Zwecke nicht sehr gewissenhaft verfuhr, und es ihm gleichgiltig schien, auf welchem Wege er sein Ziel erreichte, sofern er nur überhaupt bei demselben anlangte, so konnte der Kurfürst das Urtheil der Welt um so ruhiger über sich ergehen lassen, als er überzeugt sein mußte, daß die Feinde ihn selbst gewiß in ganz gleicher Weise überlistet haben würden, wenn nicht sein Scharfsinn und seine politische Geschicklichkeit die ihrige bei Weitem übertroffen hätte.

Carl Gustav's Absicht war es, unmittelbar nach der Einnahme von Warschau die flüchtigen Polen zu verfolgen und ihre Armee vollständig zu vernichten, was ihm in Verbindung mit den brandenburgischen Truppen wahrscheinlich nicht schwer geworden wäre. Er hätte sich dann für's Erste zum Herrn des ganzen Königreichs Polen machen können, und den Kurfürsten würde er mit einigen Provinzen desselben abgefunden haben. Allein der Kurfürst erklärte, daß seine bedrohten preußischen Länder der persönlichen Anwesenheit des Herrschers bedürften, weil die Litthauer unter Gonsiewski, der nach der Schlacht von Warschau dorthin gezogen war, die Grenzen bedrohten, während die Holländer gleichzeitig mittelst ihrer Flotte den Pillauer Hafen angreifen wollten. Wenige Tage nach der Eroberung von Warschau trennte sich daher Friedrich Wilhelm von den Schweden und führte seine Truppen gen Norden.

Für sich selbst hatte er unberechenbar Großes errungen. Die brandenburgische Kriegsmacht war von nun an zu europäischer Bedeutung erhoben. Erfüllt von diesem Bewußtsein konnte der Kurfürst erwarten, daß Schweden ihm für die Fortdauer seiner Bundesgenossenschaft die größten materiellen Vortheile bieten müßte, vor allen Dingen die Souverainetät über Preußen, und sollte das gelingen, so traute er sich zu, es leicht dahin zu bringen, daß auch die Polen selbst ihm bald genug mit einem gleichen Anerbieten entgegenkämen. Die Lage der Dinge, welche der Kurfürst absichtlich in der Schwebe halten wollte, wurde dadurch noch verwickelter, daß der russische Czar sich zur selben Zeit Litthauens bemächtigt hatte und den leitenden Gedanken der russischen Macht zu verwirklichen strebte, durch Besitz einiger Hafenplätze an der Ostsee sich eine Flotte zu schaffen. Er bot dem Kurfürsten an, gegen Einräumung von Memel und Pillau Preußen von ihm unter denselben Bedingungen zu Lehn zu nehmen, wie es früher polnisches Lehn gewesen war.

Inzwischen hatten sich auch die Polen mit der ihnen angeborenen Schnellkraft wieder aufgerafft, und bald stand dem Könige eine Armee von 40,000 Mann zu Gebote. Johann Casimir versuchte es, den Kaiser, dessen Eifersucht gegen das aufstrebende Brandenburg ihm wohl bekannt war, in sein Interesse zu ziehen, so daß der Kurfürst auch noch am Wiener Hofe sich zu

rechtfertigen hatte. Mit den Dänen und Holländern trat er in lebhafte Unterhandlung, um wenigstens von dieser Seite sicher zu sein, wenn es zum Bruch mit Schweden käme. Den Holländern war, wie wir sahen, vor allen Dingen der königsberger Vertrag anstößig gewesen. Dieser mußte daher beseitigt oder doch wesentlich geändert werden. Dennoch wollte er für jetzt das Bündniß mit Schweden noch aufrecht erhalten, weil weder die Dänen noch die Holländer sich schon jetzt zur Bundesgenossenschaft bereit erklärten.

Alles drängte zu einem Entschlusse. Die Polen hatten Warschau wiedergenommen und Kalisch erobert. Gonsiewski stand nach einem über die Preußen und Brandenburger erfochtenen Siege bei Lyck an der preußischen Grenze und drang plündernd und verwüstend bis in die Nähe von Königsberg vor. Die preußischen Stände wurden schwierig, weil sie trotz der großen Contributionen, die sie zu zahlen hatten, nun doch schutzlos ihr Land vom Feinde überschwemmt sahen und inne wurden, daß der Kurfürst, als schwedischer Vasall, ihre Rechte noch weniger zu respectiren gedachte, als er es unter polnischer Hoheit gethan.

Gegen alle diese andringende Gefahr konnte der Kurfürst nicht einmal mit gutem Gewissen die Hilfe des Kaisers und des Reiches anrufen, denn man erwiederte ihm mit vollem Rechte, daß er ja auf eigene Hand im Verein mit den Schweden die Polen angegriffen und

nun zusehen möchte, wie er mit ihnen fertig würde. Alles wohl erwogen, schien es hiernach immer noch am gerathensten, für's Erste mit dem Könige von Schweden gut Freund zu bleiben.

In Frauenburg, wo Carl Gustav sich befand, wurden die Unterhandlungen eifrig fortgesetzt. Das schwedische Herrscherpaar wünschte dringend den Kurfürsten persönlich bei sich erscheinen zu sehen. Friedrich Wilhelm lehnte aber die Einladung ab. Schwerin und Jena unterhandelten statt seiner.

Inzwischen wurde die Gefahr für die Schweden mit jedem Tage dringender, denn Russen und Tataren drohten sie vollständig zu umzingeln, und die brandenburgischen Generale Waldeck und Radziwil, welche mit den Schweden vereinigt den von Gonsiewski herangeführten Tataren entgegengezogen waren, wurden am 11/21. Septbr. 1656 bei Lyck geschlagen und verloren 7000 Mann an Todten und Verwundeten. Die Tataren brannten und mordeten in der entsetzlichsten Weise und fielen in die Neumark und in Pommern ein. In Berlin sogar herrschte Furcht und Schrecken, und man dachte daran, den jungen Kurprinzen in Sicherheit zu bringen. Auch den Czaren hatte der König von Polen durch das Versprechen, ihn auf dem nächsten Reichstage zu seinem Nachfolger wählen zu lassen, auf seine Seite gebracht.

Außerdem war jeden Tag zu befürchten, daß der

Kaiser mit einer Reichsarmee den Polen zu Hilfe käme, und Dänemark stand auf dem Punkte, den Krieg zu erklären. König Johann Casimir erschien mit seinem Heere vor Danzig und hielt seinen Einzug in die Stadt. — Da gab Schweden den Forderungen des Kurfürsten nach.

Am 20. Novbr. a. St. wurde der Vertrag zu Labiau abgeschlossen, welcher das Marienburger Bündniß, soweit in demselben von der Vasallenschaft des Kurfürsten die Rede war, aufhob und denselben als souverainen Herzog von Preußen anerkannte [1]). Beide Theile verpflichteten sich zu gegenseitiger Vertheidigung der ihnen nach dem Vertrage zufallenden Länder. In einem geheimen Artikel versprach der Kurfürst dafür zu sorgen, daß gewisse polnische Districte beim Friedensschlusse den Schweden zu Theil würden, denen er außerdem 20,000 Thaler sogleich und binnen sechs Wochen noch 100,000 Thaler zahlen sollte. Den schwedischen Schiffen wird freier Handel in den preußischen Häfen unter denselben Bedingungen wie den brandenburgischen Schiffen zugesichert, und alle Kriegsbedürfnisse soll Schweden zollfrei einführen dürfen.

Der Kurfürst hatte gehofft, bei dieser Gelegenheit auch seinen stets gehegten Wunsch nach einer eigenen

[1]) Summus, absolutus, suverenius sagte der Text des Vertrages. Puffendorf VI. 45.

Kriegsflotte erfüllen zu können, und er wollte sich das Recht zusprechen lassen, bewaffnete Fahrzeuge auf der Ostsee zu halten. Aber diesen Punkt verweigerte Schweden standhaft, unter dem Vorgeben, daß die Polen selbst ein solches Recht niemals besessen hätten, und da die neue Souverainetät Brandenburgs sich in keinem Falle weiter erstrecken dürfte, als die des Königs von Polen, so könnte von einem solchen Verlangen ein für alle Mal nicht die Rede sein. Friedrich Wilhelm mußte also sein Begehren fallen lassen.

Schon fünf Tage nach Abschluß dieses Vertrages fing der Kurfürst wieder an mit Polen zu unterhandeln. Die Lage Carl Gustav's schien ihm für die Zukunft zu wenig gesichert, als daß er aus dem Festhalten an dem eben zu Stande gekommenen Bündnisse großen Vortheil für sich hätte hoffen können, denn der Kaiser, die Dänen, die Holländer und der Czar in Moskau standen auf polnischer Seite, und es war zu befürchten, daß die Schweden einer solchen Coalition, wenn sie wirklich zu Stande käme, unterliegen müßten. Außer Brandenburg konnten sie nur auf den Beistand des siebenbürgischen Fürsten Ragoczi rechnen, den Carl Gustav durch die Aussicht auf Erlangung der polnischen Krone an sich zu fesseln suchte. Allein auch dieser Bundesgenosse erwies sich nichts weniger als zuverlässig.

Friedrich Wilhelm fühlte sich in der eben erlangten Souverainetät über Preußen durchaus nicht sicher, so

lange dieselbe nicht auch von Polen anerkannt war. Er war darüber im Klaren, wie wenig der König von Schweden ihm traute, und das Bewußtsein, ein solches Mißtrauen nur zu sehr verschuldet zu haben, beschleunigte seinen Entschluß. Allein auch von polnischer Seite kam ihm selbstverständlich dasselbe Mißtrauen entgegen, und die so sehr verwickelten allseitigen Interessen kreuzten einander noch viel mehr, seit der König von Schweden gegen die Dänen zu Felde zog, welche seine Bremischen Besitzungen angegriffen hatten. Der Kurfürst war nach dem Labiauer Vertrage nunmehr verpflichtet, auf eigene Hand die schwedischen Interessen in Preußen gegen Polen zu verfechten. Allein dazu war er nicht geneigt. Ebensowenig konnten die Polen hoffen, so lange das schwedisch-brandenburgische Bündniß bestand, durch einen Angriff gegen den Kurfürsten wesentliche Resultate zu erzielen, denn wenn auch die schwedischen Truppen für den Augenblick ihrem Könige nach Holstein gefolgt waren, und in Preußen also eine nur geringe Streitmacht zu bekämpfen blieb, so liefen doch so überraschende Berichte über die gegen Dänemark errungenen Erfolge ein, daß die Furcht vor dem schwedischen Namen auch aus der Ferne lähmend wirkte. Nur wenn es gelang, den Kurfürsten von dem eben geschlossenen Bündnisse wieder abwendig zu machen, konnte man hoffen mit Glück zu fechten.

Dieselben Betrachtungen drängten sich den Oester-

reichern auf, welche sogar für ihre schlesischen Besitzungen fürchteten, wenn sie der vereinigten brandenburgisch-schwedischen Macht gegenüber den Polen Beistand leisteten, und hier kam noch die Nothwendigkeit hinzu, sich, da Kaiser Ferdinand III. den 2/12. April 1657 gestorben war, der brandenburgischen Kurstimme für die Wahl des Königs von Ungarn und Böhmen, des Erzherzogs Leopold Ignatz zu versichern. Die Mächte, welche dieser Wahl entgegenarbeiteten und sich um Schweden und Frankreich schaarten, standen einer anderen Gruppe gegenüber, zu welcher, außer Polen, Oesterreich und Holland, auch Rußland und Dänemark gehörten. Wenn es nun, wie jeden Augenblick geschehen konnte, zum Kampfe kam, so mußte der Kurfürst nicht nur fürchten, alles bisher Errungene zu verlieren, sondern auch zwischen beiden übermächtigen Gewalten völlig erdrückt zu werden. Seine Finanzen waren im allerschlechtesten Zustande, die Provinzen wegen der stets neuen Lasten, die zur Unterhaltung des Heeres von ihm erpreßt werden mußten, der Verzweiflung nahe. Die Stände der Neumark hatten sich sogar eigenmächtig im December 1656 versammelt und mit den Polen, ohne den Kurfürsten zu fragen, auf zwei Monate Waffenstillstand geschlossen, worüber Friedrich Wilhelm zwar in den größten Zorn gerieth, aber doch augenblicklich Nichts dagegen machen konnte. Es war

dies übrigens die letzte selbstständige Lebensäußerung, zu der die Stände sich ermannten.

So blieb nach allen Seiten hin die Lage Friedrich Wilhelm's eine so bedenkliche, daß er um jeden Preis eine Verständigung mit Polen suchen mußte, und es kam nur darauf an, ob man sich in Warschau zu dem allerdings demüthigenden Schritt entschließen würde, die preußische Souverainetät anzuerkennen, wodurch allein der Kurfürst vollständig gewonnen werden konnte.

Bei den Unterhandlungen fehlte es nicht an wechselseitigen Vorwürfen und Drohungen, auch bot und feilschte man mit den zu gewährenden Zugeständnissen herüber und hinüber, allein die Erwägung, daß man den Schweden im Bunde mit Brandenburg nicht gewachsen sei, und daß man vor der Sprengung dieses Bundes auch nicht auf thatsächliche Hilfe von Seiten Oesterreichs rechnen könne, gab den Ausschlag, und so kam am 19. Septbr. 1657 [1]) der Wehlauer Vertrag zu Stande, durch welchen die Polen sich herbei ließen, die Souverainetät des Kurfürsten über Preußen anzuerkennen.

Aber während die Unterhandlungen über diesen Vertrag noch im Gange waren, errang der König von Schweden auf seinem Feldzuge gegen Dänemark so

---

1) Immer alten Styls.

glänzende Erfolge, daß die Besorgniß des Kurfürsten dadurch den höchsten Grad erreichte.

Denn Carl Gustav, der seinen Bruder Adolph als Höchstcommandirenden in Polen und Preußen zurückgelassen hatte, war nach Deutschland geeilt, hatte im Fluge die Dänen aus dem Bremischen verjagt, Holstein, Schleswig und Jütland erobert und war im Anfang des Jahres 1658 über den zugefrorenen Belt nach Fünen und weiter nach Seeland vorgedrungen und hatte die Dänen zu dem Frieden von Röskilde gezwungen ($\frac{\text{26. Febr.}}{\text{8. März}}$ 1658), durch welchen beträchtliche Theile von Norwegen und einige dänische Inseln an Schweden abgetreten werden sollten, und beide Theile sich verpflichteten, keine fremde Kriegsflotte in das baltische Meer einlaufen zu lassen, was den Holländern und Engländern besonders anstößig war.

Der Kurfürst von Brandenburg hielt es nicht für gerathen, dem Könige, während er auf diesem Siegeszuge begriffen war, seinen Abfall offen mitzutheilen, sondern er verheimlichte auf's Sorgfältigste den Wehlauer Vertrag und maskirte denselben sogar durch einen vorgespiegelten Waffenstillstandsvertrag, den man auf den 1. September zurückdatirte, mit der naiv angehängten Klausel, daß dieser Waffenstillstand überhaupt keine Giltigkeit habe, sondern nur zu dem Ende abgeschlossen sei, um die Franzosen und die Schweden zu täuschen.

Der eigentliche Vertrag von Wehlau enthielt folgende Bestimmungen:

Der Kurfürst verzichtet auf alles Dasjenige, was er durch sein Bündniß mit Schweden gewonnen hat, d. h. auf das Fürstenthum Ermeland und die übrigen königlich polnischen Landestheile, wogegen ihm die Souverainetät über das Herzogthum Preußen für ihn und seine männlichen Nachkommen, jedoch mit dem Heimfallsrecht für den Aussterbefall, zuerkannt wird.

Durch einen zweiten an demselben Tage geschlossenen Vertrag errichten beide Theile auf die Dauer des gegenwärtigen Krieges ein Vertheidigungsbündniß gegen Schweden, und dem Kurfürsten wird Entschädigung für die ihm durch den Krieg entstandenen Verluste und Lasten zugesichert, über deren Umfang beide Fürsten persönlich verhandeln wollten. Der Kurfürst verfügte sich zu dem Ende mit seinen Generalen am 30. October nach Bromberg. Allein hier gab es bald Anlaß zur Uneinigkeit, und fast wäre der Hader offen ausgebrochen, als man noch zuletzt von beiden Seiten einander nachgebend entgegenkam.

Es wurde nun festgesetzt, daß der Kurfürst Lauenburg und Bütow erblich zu Lehn empfangen und die Stadt Elbing, sobald dieselbe den Schweden abgenommen wäre, in Besitz nehmen sollte, so jedoch, daß die Polen sich das Recht vorbehielten, dieselbe mit 40,000 Gulden wieder einzulösen. Außerdem verpflichtete sich

der König binnen dreier Jahre 120,000 Thaler zu zahlen und dafür die Starostei Draheim an Brandenburg zu verpfänden [1]). Die Zahl der Truppen, mit welchen beide Theile zu gegenseitiger Hilfe bereit sein mußten, wurde festgesetzt und der Vertrag alsdann durch schriftlichen Eid feierlichst unter Anrufung Gottes bekräftigt. Brandenburgischerseits waren es die Geheimen Räthe v. Schwerin und v. Somnitz gewesen, denen der diplomatische Theil der Friedensarbeit übertragen worden.

Die Heimlichkeit, mit der man diesen Vertrag behandelte, um die Schweden zu überlisten, erwies sich zum Schaden des Kurfürsten als eine zweischneidige Waffe. Denn der polnische Feldherr Czoonecky fiel mit seinen Tataren und Litthauern auch nachher noch verheerend in die Neumark ein und plünderte und brandschatzte die unglücklichen Bewohner, weil ihm von einem zwischen Brandenburg und Polen abgeschlossenen Frieden Nichts bekannt geworden.

Auch den Schweden gegenüber gelang es dem Kurfürsten nicht, aus seinem Verfahren Vortheil zu ziehen, und dieselben hörten ihn nicht an, wenn er versicherte, es wäre gar nicht seine Absicht, etwas Wesentliches gegen sie zu unternehmen, er müsse jetzt mit den Wölfen heulen und absichtlich mancherlei Unwahres aus-

---

1) Draheim wurde niemals eingelöst und kam bei der ersten Theilung Polens 1773 definitiv an Preußen.

streuen, um den Einen und den Andern zu befriedigen [1]).

Mit diesem Vorgeben wollte er wahrscheinlich vorbeugen, für den Fall, daß der König Kunde davon erhielt, wie Friedrich Wilhelm zu derselben Zeit dem Czaren von Moskau hatte sagen lassen, die Schweden wären treulos und rachsüchtig, er möchte sich mit ihnen nicht einlassen.

Ein begütigendes Schreiben, welches Friedrich Wilhelm dem Schwedenkönige durch seinen Gesandten überreichen lassen wollte, nahm dieser gar nicht an, angeblich, weil es deutsch abgefaßt und in der Ueberschrift nicht an den großmächtigsten, sondern nur an den großmächtigen König gerichtet wäre. Auf ein zweites verbessertes Schreiben schickte er eine sehr harte Antwort und warf dem Kurfürsten die Treulosigkeit seiner Politik vor, durch welche er namentlich allen Vortheil vereitelt hätte, den man aus der Schlacht bei Warschau ziehen konnte, und als Friedrich Wilhelm eine nochmalige Gesandtschaft abgehen ließ, um über die Verwüstungen zu klagen, welche die zügellose schwedische Armee in Preußen angerichtet, um sich auf diese Weise im Lichte des angegriffenen und beleidigten Theiles darzustellen, da ließ Carl Gustav diese Gesandtschaft gar nicht zu Worte kommen, sondern rief ihnen in sehr gerechtfertigtem

[1]) Stenzel II. 139. Puffendorf Carl Gustav IV. 32.

Zornesausbruch entgegen: „Ich weiß Alles, was Ihr zu sagen habt! Die Klagen, die Ihr vorbringen wollt, sind ein nichtiger Vorwand, um mit mir zu brechen. Euer Herr wollte mich hinziehen, bis er mit Polen, Dänemark und Rußland im Bunde mir gegenübertreten könnte. Aber vor alle dem fürchte ich mich nicht. Den König von Dänemark habe ich in seine Hauptstadt zurückgejagt und zum Frieden gezwungen, die Russen habe ich geschlagen und den König von Polen schon einmal aus seinem Reiche getrieben. Jetzt werde ich mit Eurem Herrn Abrechnung halten, und er soll erfahren, daß man meine Freundschaft verliert, wenn man sie nicht verdient. Nun geht! —"

Wenn das Benehmen des Kurfürsten bei allen diesen Verhandlungen in einem unerfreulichen Lichte erscheint, so darf man nicht vergessen, daß im siebzehnten Jahrhundert die Politik der Fürsten überhaupt Nichts anders war, als ein Krieg im Frieden, und daß man bei den Verhandlungen mit anderen Staaten ebenso unbedenklich zu jeder Art von Täuschung und Hintergehung greifen durfte, wie es einem General im Felde erlaubt ist, durch List seinem Feinde einen Vortheil abzugewinnen.

Richelieu's und Mazarin's Beispiele hatten bewirkt, daß Intriguen und Bestechungen in der Form der Diplomatik zu einer förmlichen Kunst und Wissenschaft erhoben waren, deren Besitz Ruhm und Ehre brachte,

und die höchste Stellung nahm natürlich Derjenige ein, welcher mit diesen diplomatischen Künsten zugleich das Talent des Feldherrn verband. Das war der Fall des großen Kurfürsten, der, im Cabinet wie im Felde den meisten seiner Gegner gleichmäßig überlegen, sich durch die Feder nicht minder als durch sein Schwert in Achtung zu setzen verstand, um so mehr, als er beide Arten von Waffen niemals gebrauchte, um kleinliche und selbstische Zwecke zu verfolgen, sondern durch dieselben allein das großartigste Ziel, wenn auch oft auf künstlich verschlungenen Wegen zu erreichen suchte, welches er sich zur Lebensaufgabe hingestellt hatte. Er wollte sein tiefgesunkenes Land aus dem Abgrunde des Elends erheben und ihm zu einer Machtstellung verhelfen, welche den größten Fürsten Europa's Anerkennung abzwingen sollte. Im vollen Bewußtsein dieser seiner Aufgabe schrieb er einst an den König von Frankreich: „Wenn meine Vorfahren den Grundsatz gehabt haben, die Interessen anderer Fürsten der Erhaltung ihres eigenen Staates vorzuziehen, so gestehe ich, daß ich andere Rücksichten nehme. Ich fühle mich in meinem Gewissen gezwungen, die Länder, die ich durch Gottes Gnade besitze, zu vertheidigen, und sehe nicht ein, mit welchem Grunde ich darüber von irgend Jemand getadelt werden könnte."

Es war der Trieb der Selbsterhaltung, welcher den Kurfürsten zwischen seinen zahlreichen, an Hilfsmitteln

ihm weit überlegenern Gegnern hindurchleitete, und bei einem so ungleichen Kampfe wendet die menschliche Theilnahme sich stets dem Schwächeren zu, der es versteht, überlegenen Feinden Widerstand zu leisten, sei es auch, daß die Mittel, denen er den Sieg verdankt, nicht immer die offensten und ehrlichsten sind. Das Interesse, welches Reinecke Fuchs seit so vielen Jahrhunderten bei allen Völkern der Erde sich zu erwerben und zu erhalten vermocht hat, beruht auf dieser allgemein menschlichen Parteinahme für den Schwächeren, der den Mangel an Kraft durch Klugheit ersetzt.

Fassen wir alle die verschiedenen politischen Interessen in's Auge, welche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Europa sich kreuzten und verwirrten, so sind sie sämmtlich nur Wahrzeichen der großen durch den ganzen Welttheil gehenden Spaltung, vermöge deren die Mächte in zwei große feindliche Lager gesondert waren.

Frankreich, England und Schweden standen der österreichisch-spanischen Macht gegenüber, und jede von diesen beiden großen Parteien zog die übrigen Mächte unaufhaltsam in ihre Bahnen.

Der Nachfolger des am 2. April 1657 gestorbenen Kaisers Ferdinand III. war noch nicht gewählt. Der Erzherzog Leopold Ignatz, dem die Kaiserwürde bestimmt zu sein schien, hatte das in der goldenen Bulle vorgeschriebene Alter nicht erreicht. Ein Interregnum

fand statt. Diesen Zeitpunkt hielt die französische Politik für geeignet, um einen Hauptschlag auszuführen, indem man entweder den König von Frankreich selbst, oder, wenn das nicht durchzusetzen wäre, doch einen der französischen Partei ergebenen deutschen Fürsten wählen ließ. Der Herzog v. Grammont erschien in geradem Widerspruche mit den Bestimmungen der goldenen Bulle während der Wahlzeit in Frankfurt und wirkte durch alle diplomatischen Künste und durch verschwenderisch ausgetheilte Bestechungen so gut, daß er drei von den Kurfürsten, den berühmten Erzbischof Schönborn von Mainz, den von Köln und den Palatinus Carl Ludwig, des böhmischen Winterkönigs Sohn, der im westphälischen Frieden die achte Kur erhalten hatte, für die französischen Interessen gewann. Als demungeachtet die Wahl Leopold's nicht zu hintertreiben war, machte der französische Einfluß sich dadurch geltend, daß in die Wahlcapitulation des neuen Kaisers ein Artikel eingeschoben wurde, der dem künftigen Reichsoberhaupte verbot, die Feinde Frankreichs zu unterstützen, damit dasselbe nicht genöthigt würde, einen neuen Krieg gegen das heilige römische Reich zu beginnen. Eine solche Forderung aufzustellen hielt sich Frankreich, d. h. Mazarin für berechtigt, weil es den westphälischen Frieden garantirt hatte[1]). Den drei genannten Kurfürsten

[1]) Der Versuch, den Kurfürsten von Bayern als Bewerber um die Kaiserkrone aufzustellen, mißglückte, als sich Grammont

(Böhmen stimmte nicht mit) standen die von Sachsen, Trier und Bayern gegenüber, und so schien der Kurfürst von Brandenburg berufen, den Ausschlag zu geben.

Friedrich Wilhelm war als souverainer Herzog von Preußen seiner neuen Würde zu Ehren nicht in Person erschienen, sondern hatte den Prinzen Moritz von Nassau-Siegen und seine Geheimen Räthe von Canstein und Jena abgeschickt. Das äußere Auftreten dieser Gesandtschaft spiegelt gar trefflich die Lage des Fürsten wieder, dessen hohe Ansprüche mit seiner gedrückten materiellen Lage einen immerwährenden schroffen Gegensatz bildeten. Es war z. B. eine glänzende Karosse zur Auffahrt für beinahe 3000 Thaler hergestellt, aber den Kutscher mußte der Gesandte aus seiner Tasche kleiden, und wo die beiden anderen Herren Wagen und Pferde hernehmen würden, war noch unklar. Für die Speisen sollte Prinz Moritz sorgen. Mitten unter diesen kleinlichen Nöthen zeigen aber die Berichte des Gesandten von Jena [1]) den besten Humor und die hingebendste Treue für seinen Herrn, verbunden mit der Ueberzeugung von dessen Ueberlegen-

auf einer Reise nach München davon überzeugt hatte, daß der Kurfürst trotz des Andringens seiner Gemahlin sich nicht zur Annahme einer solchen Candidatur bewegen ließ.

[1]) Bei Orlich p. 140 sq.

heit, welche schon Alles zu gutem Ende führen würde[1]).

Was nun die Stellung betrifft, welche Brandenburg zwischen den beiden Parteien im Kurfürstencollegium einnehmen würde, so war Friedrich Wilhelm eigentlich verpflichtet, nach dem Wunsche Mazarin's zu stimmen, denn leider hatte seine dringende Geldnoth ihn gezwungen, eine baare Unterstützung von dem König von Frankreich zu erbitten, und seinem Gesandten von Brandt war es in Paris schwer genug gemacht worden, bis er eine Anweisung auf 100,000 Thaler erhielt.

---

[1]) Grammont erzählt in seinen Memoiren, daß er den brandenburgischen Gesandten Geld mit vollen Händen ausgetheilt habe. Bei der Mittellosigkeit derselben ist diese Versicherung um so glaubhafter, als der Kurfürst ja selbst französische Unterstützung empfangen hatte, und sicher war, daß der Prinz und Jena sich nicht dazu bestechen lassen würden, Etwas gegen seinen Willen zu thun. Jena's Aeußerung: „Heutiges Tages spielen die Staatsleute aus den Taschen" (Orlichs p. 144), läßt sich nur in diesem Sinne deuten.

Von dem Umfang der französischen Bestechungen einen Begriff zu geben, sei erwähnt, daß z. B. dem Kurfürsten von der Pfalz seitens der französischen Gesandtschaft Folgendes zugesichert wurde: 60,000 Thlr. bei der Ankunft in Frankfurt, 50,000 zu Neujahr und dann noch 120,000 Thlr. in drei Jahren. Mem. de Grammont II. 31. Der Kurfürst mußte dafür schriftlich geloben, während der ganzen Wahlzeit Alles zu thun, was die Gesandten im Namen ihres Königs von ihm verlangen würden.

Trotz der Annahme dieses Geldes, welche ihm eine starke moralische Verbindlichkeit aufzulegen schien, ermittelte der Kurfürst auch bei dieser Kaiserwahlangelegenheit einen Weg, der ihn zwischen beiden Parteien hindurchführte und zugleich sein eigenes Interesse förderte. Er stimmte nämlich zwar für die von Frankreich gewünschte Beschränkung des künftigen Kaisers [1]), zugleich aber fügte er der Klausel durch einen geschickten Schachzug eine Gegenklausel bei, wonach auch Frankreich verpflichtet sein sollte, keinem Feinde des Kaisers und der Fürsten und Stände des Reichs Hilfe zu leisten. Diese beiden Klauseln gingen zuletzt durch und wurden in die Wahlcapitulation aufgenommen.

Das war von tiefeingreifender Wirkung. Durch den französischen Antrag wären dem neuen Kaiser so die Hände gebunden worden, daß er kaum mit Ehre die Krone auf sein Haupt setzen konnte. Nun aber Frankreichs Handlungsfreiheit in gleicher Weise eingeschränkt war, fiel dies Bedenken fort. Zugleich hoffte Friedrich Wilhelm auf solchem Wege den Schweden die französische Hilfe abgeschnitten zu haben, und wie heftig auch das Geschrei ertönte, welches die anderen Fürsten gegen

[1]) Wozu auch Frankreichs Drohung mitwirkte, daß Ludwig XIV. im entgegengesetzten Falle den Herzog von Pfalz-Neuburg unterstützen würde, falls dieser die brandenburgischen Besitzungen angreifen sollte.

ihn erhoben, so erreichte er doch, daß ihm österreichischerseits alles Mögliche, selbst die schlesische Herrschaft Jägerndorf angeboten wurde, wenn er nur fest darauf beharrte, daß nicht die eine Klausel ohne die andere in die Wahlcapitulation käme. Am 18. Juli 1658 wurde die Wahl Leopold's in üblicher Form vollzogen. Die Franzosen waren voll Erbitterung gegen den Kurfürsten, der sie auf diese Weise hintergangen hatte, und sie fanden späterhin Gelegenheit genug, ihn ihren Unwillen fühlen zu lassen.

Weniger glücklich war Friedrich Wilhelm bei dem Versuche, durch Dazwischentreten des Kurfürstencollegiums den Frieden zwischen Polen und Schweden zu vermitteln. Zwar brachte er es dahin, daß die Kurfürsten eine Gesandtschaft an den König abschickten, allein dieser empfing sie mit Hohn. Als zur Sprache kam, daß die schwedischen Durchzüge durch die Reichsländer aufhören müßten, erwiederte der König: Er könne seine Truppen nicht auf einen Mantel setzen und durch die Lüfte führen.

Die brandenburgischen Gesandten waren nicht einmal im Stande, eine Audienz zu erlangen. Es sei unter seiner Würde, ließ Carl Gustav ihnen sagen, mit den Freunden seiner Feinde (der Polen) zu unterhandeln.

So war der Krieg mit Schweden unvermeidlich.

Der Kurfürst stand den Gefahren, die ihm hier erwuchsen, nicht vereinzelt gegenüber. Er hatte Oester-

reich und Polen als Verbündete. Der Vertrag mit Oesterreich war bereits im Februar 1658 vereinbart, als die Kaiserwahl noch unentschieden und es daher von größter Wichtigkeit schien, die brandenburgische Kurstimme für sich zu gewinnen. Den endlichen Abschluß hatte der Kurfürst durch die Drohung herbeigeführt, daß er sich sonst wegen eines Separatfriedens verständigen würde. So war man übereingekommen, daß 10,000 Oesterreicher, 7000 Polen und 3500 Brandenburger gemeinschaftlich den Dänen gegen den Schwedenkönig zu Hilfe eilen sollten. Inzwischen hatte Carl Gustav Zeit gehabt, seine Pläne gegen Dänemark auszuführen und den Röskilder Frieden zu erzwingen, ohne daß die Verbündeten ihm hindernd entgegen getreten wären.

Nun aber, als Dänemark sich säumig zeigte, die Friedensbedingungen zu erfüllen, und ein neuer Angriff von Seiten Schwedens bevorstand, sollte zur That geschritten werden.

Um die Stellung zu übersehen, welche diesen bevorstehenden Kämpfen gegenüber die Krone Frankreich und eine große Anzahl deutscher Fürsten einnahmen, muß hier des eigenthümlichen rheinischen Bündnisses Erwähnung geschehen, welches am 15. August 1658 zu Mainz geschlossen war.

Dorthin hatten sich die zu Frankfurt versammelt gewesenen fremden Gesandten begeben, welche während der förmlichen Vornahme der Kaiserwahl nach den

Bestimmungen der goldenen Bulle die Stadt verlassen mußten.

Es kam zwischen Frankreich, Schweden, den Lüneburgern, Hessenkassel, Münster und Pfalzneuburg zu einem Bündniß, dessen Zweck darin bestand, dem künftigen Kaiser zu verwehren, die Spanier, namentlich wenn sie in Flandern angegriffen würden, mit deutschen Truppen gegen Frankreich zu unterstützen. Dies Bündniß wurde im folgenden Jahre (1659) noch durch den Beitritt von Württemberg, Darmstadt und mehreren anderen deutschen Ländern erweitert und hat unstreitig viel dazu beigetragen, die Spanier geneigt zu machen, mit Frankreich den Frieden abzuschließen, welcher den 7. Novbr. 1659 auf der Fasaneninsel in den Pyrenäen zu Stande kam.

Der Kurfürst von Brandenburg hatte sich anfangs mit großer Bestimmtheit gegen diesen rheinischen Bund erklärt und dem Kurfürsten von Köln, der ihn zum Beitritt aufforderte, in gereiztem Tone geantwortet [1]). Dennoch entschloß er sich 1661 zum Anschluß an den-

[1]) Wie dann Ew. Liebden hoffentlich endlich selbst nicht anders urtheilen werden, denn daß die Allianz solche Dinge in sich begreift, welche mit den Reichsverfassungen und noch viel mehr mit dem Churverein gar nicht übereinkommen. — Vergleiche die interessante Auseinandersetzung dieser Verhältnisse im 1. Bande der von Guhrauer herausgegebenen deutschen Schriften von Leibnitz p. 23 sq.

selben. Französisches Geld hat nicht wenig dazu beigetragen, dieses rheinische Bündniß zu Stande zu bringen und aufrecht zu erhalten, wie denn leider ein großer Theil der deutschen Fürsten und Minister nicht nur, sondern auch die deutschen Gelehrten und Staatsrechtsschriftsteller damals in französischem Solde standen. — Der Bund hat bis 1667 bestanden, wo Ludwig XIV. es an der Zeit hielt, mit seinen Eroberungsplänen, zunächst gegen die Niederlande, offen hervorzutreten.

Carl Gustav mochte sich darauf verlassen, auch an diesem Bündnisse einen Rückhalt zu haben, als er seinen zweiten Angriff gegen den dänischen Staat unternahm, welcher nichts Geringeres als die völlige Vernichtung desselben bezweckte.

Um den Kurfürsten an der Unterstützung seiner dänischen Bundesgenossen zu hindern, wurden die noch in Marienburg und einigen anderen deutschen Plätzen zurückgebliebenen schwedischen Besatzungen angewiesen, den Schein zu verbreiten, als ob ein Hauptangriff gegen das Herzogthum beabsichtigt würde, allein das wahre Sachverhältniß kam bald zu Tage, und die Oesterreicher unter Montecuculi, die Polen unter Czarnecky, schlossen sich dem Kurfürsten mit seinen Brandenburgern an, so daß das verbündete Heer sich 40,000 Mann stark nach Holstein in Marsch setzte, während die Holländer ihre Flotte zum Schutz der Dänen absegeln ließen.

Noch einmal mußte die unglückliche Mark Brandenburg die Durchzüge dieser Truppenmassen in ihren Städten und Dörfern sehen, und obgleich dieselben als Bundesgenossen kamen, so waren doch die Verwüstungen, welche namentlich die Polen anrichteten, entsetzlich, und die Zügellosigkeit und Zerstörungswuth der Soldaten ging so weit, daß an den Orten, wo sie durchgekommen waren, förmliche Hungersnoth eintrat.

Fürst Johann Georg von Dessau, den der Kurfürst zum Statthalter ernannt hatte, konnte trotz alles Eifers gar wenig thun, um die ihm anvertrauten Marken zu schützen.

Der Feldzug selbst aber ging für die Alliirten auf's Glänzendste von Statten. Holstein wurde ohne Widerstand besetzt. Der Herzog von Gottorp, Carl Gustav's Schwiegervater, erhielt zwar gegen Erlegung einer großen Summe die Zusicherung der von ihm erbetenen Neutralität und Befreiung von Kriegscontribution, die Oesterreicher kehrten sich aber daran nicht, sondern brandschatzten sein Land und schleiften die Festung Gottorp, die er räumen mußte. Schleswig und Jütland wurden schnell erobert, der Uebergang nach Fünen konnte aber wegen Mangel an Transportschiffen nicht bewerkstelligt werden. Denn schon die Eroberung der kleinen Insel Fanö, auf welche man mittelst Flößen und kleinen Booten 3000 Mann Oesterreicher und Brandenburger hinüberschaffte, war nur mit den größ=

ten Gefahren und Beschwerlichkeiten zu bewerkstelligen gewesen und hatte unverhältnißmäßig viel Menschenleben gekostet. Die Belagerung von Kopenhagen, von dem Könige mit großem Eifer unternommen, scheiterte an dem begeisterten Widerstand der gesammten Bevölkerung und an der Unterstützung, welche die Holländer gewährten, indem sie nicht nur die Stadt reichlich mit Proviant und Kriegsmaterial versahen, sondern auch die schwedische Flotte in einem Seetreffen schlugen, weil es ihrem eigenen ebenso wie dem englischen Interesse entgegenlief, daß die dänische Monarchie vernichtet würde, nach deren Untergang die Seeherrschaft auf der Ostsee den Schweden zugefallen wäre.

Aus diesem Grunde hatten England und Holland ebensowohl wie Frankreich das lebhafteste Interesse dabei, den Krieg beendet zu sehen. Frankreich noch ganz besonders, weil es die Macht der Schweden ungeschwächt den Habsburgern gegenüber zu erhalten wünschte, und deshalb hatten die drei Mächte zuerst im Mai, dann Holland und England allein im Juli und August wiederholt die Bündnisse geschlossen, welche unter dem Namen des ersten, zweiten und dritten Haager Concerts bekannt sind, und welche den ausgesprochenen Zweck hatten, Schweden und Dänemark zum Frieden zu zwingen. Obgleich nun diese Verträge wesentlich auch im schwedischen Interesse geschlossen wurden, so

war doch Carl Gustav über eine so unberufene Einmischung höchst empört, besonders weil die vertragschließenden Mächte sich zwar im Ganzen an die Artikel des Röskilder Friedens hielten, jedoch die Bestimmung, daß alle fremden Mächte von der Schifffahrt auf dem baltischen Meere ausgeschlossen sein sollten, nicht als verbindlich anerkannten, wodurch das Handelsinteresse Schwedens auf's Tiefste beeinträchtigt wurde. Auch der Kurfürst von Brandenburg und der König Friedrich von Dänemark, ein edler achtungswerther Mann[1]), fühlten sich durch diese Bevormundung der Engländer und Holländer schwer gekränkt.

Noch mehr verwickelte sich die Sachlage, als die Oesterreicher, angeblich um Schweden von Dänemark abzuziehen, einen Angriff auf schwedisch Pommern unternahmen, welches der Kurfürst, der das Recht seines Hauses auf ganz Pommern niemals vergessen hatte, am allerwenigsten in österreichischen Händen sehen mochte.

Er eilte deshalb mit einem großen Theile seiner Truppen aus Jütland nach Pommern, allein wegen der brennenden Eifersucht zwischen den Brandenburgern und Oesterreichern kam es zu keinen entscheidenden Resultaten. Feste Plätze wurden genommen und wieder verloren. Stettin vertheidigte sich tapfer gegen

1) Stenzel Pr. Gesch. II. 153.

den Angriff der Kaiserlichen, aber der Streit, ob die eroberten Städte mit Brandenburgern, oder mit Kaiserlichen, oder von beiden gemeinschaftlich besetzt werden sollten, bewirkte, daß jeder der Verbündeten das Errungene lieber ganz aufgab, ehe er es in den Händen des andern ließ. Verwüstung und Zerstörung großer Landstrecken und zahlreicher Flecken und Dörfer war zuletzt der hauptsächlichste Erfolg des Kriegszuges, auf dessen Einzelheiten einzugehen ohne besonderes Interesse ist.

Während nun der Kurfürst mit dem besten Theile seiner Armee bei dieser pommerschen Unternehmung beschäftigt war, ermannten sich die Holländer zu wirksamerem Vorgehen gegen die Schweden, denen sie sich im Seekampfe überlegen fühlten, seit die Engländer, nach des Protectors Tode mit den eigenen Angelegenheiten im Innern genugsam beschäftigt, ihre Flotte zurückgezogen hatten. Admiral Ruyter führte die Truppen der Verbündeten, unter ihnen den kurfürstlichen General von Quast mit seinem Corps, nach Fünen über, wo sie die Schweden am 14. Novbr. 1659 schlugen. Die Brandenburger zeichneten sich hier wie während des ganzen Krieges durch ihre Tapferkeit aus und befestigten den Ruhm, den ihre Landsleute vor Warschau errungen hatten.

Den König von Schweden verließ das Glück bei allen seinen Unternehmungen. Auch die in Preußen und

Polen zurückgelassenen Besatzungen konnten sich trotz ihrer Tapferkeit und Ausdauer gegen die Uebermacht der verbündeten Oesterreicher und Polen nicht halten. Thorn vertheidigte Benedict Oxenstierna vierzehn Monate gegen ein Heer von 40,000 Mann, und als die Stadt endlich übergeben wurde, bestand die ganze Besatzung zu großer Beschämung der Belagerer aus nicht mehr als dreihundert kampffähigen Leuten.

Durch so viel Mißerfolge war Carl's kühner schwunghafter Heldengeist gelähmt, und auch er neigte sich zum Frieden. Wie ungebeugt er noch kurz zuvor, im Frühjahr 1659 sich gefühlt, davon giebt eine Münze Zeugniß, welche er mit der Inschrift prägen ließ: Dänemark ernährt mich, Brandenburg verzehrt sich, gegen den Kaiser wehre ich mich, Kursachsen ehre ich! —

Aber seine Kräfte schwanden. Vielleicht überkam ihn ein Vorgefühl des nahen Todes.

Alles drängte mit Macht zum Frieden. England, Holland und Frankreich hatten sich eigends verbündet, um dem Kriege ein Ende zu machen, der König von Polen, der kurz nachher seine Krone niederlegte, war des Kampfes längst überdrüssig, und nur seine ehrgeizige Gemahlin hinderte ihn, auf eigene Hand abzuschließen. Dazu drohten nun auch die Kosaken ihn zu verlassen, wenn er nicht Frieden machte, und wirklich schritten sie zur Empörung, erwählten Georg Chmiel=

niczky zu ihrem Hetman, und dieser bot dem Czaren von Rußland an, sich ihm zu unterwerfen.

Am dringendsten war der König von Frankreich. Er trat wiederum als Gewährleister des westphälischen Friedens auf und drohte, wenn nicht bis zum Februar 1660 der Friede geschlossen und Pommern den Schweden zurückgegeben wäre, mit seiner Armee in Deutschland einzufallen und das Ende des Krieges zu erzwingen.

Schon waren die nöthigen Befehle an Turenne erlassen. Die Fürsten des rheinischen Bundes erklärten sich mit diesen französischen Drohungen ganz einverstanden und unterstützten dieselben.

Die Friedensverhandlungen zwischen den Schweden einerseits und dem Kaiser, Brandenburg und Polen andererseits fanden zu Oliva, einem Kloster bei Danzig, statt. Sie boten dasselbe Bild dar, wie alle diplomatischen Vorgänge damaliger Zeit. Rangstreitigkeiten, Aufstellen übertriebener Forderungen, mit der Gewißheit, dieselben nicht erfüllt zu sehen, heimliches Intriguiren Aller gegen Alle, bis zuletzt ein Punkt gefunden wurde, auf dem man sich einigte.

In diesem besonderen Falle, wo Dänemark, Schweden, Polen und Brandenburg die eigentlich Betheiligten waren, kam es außerdem noch darauf an, Frankreich und Oesterreich möglichst fern zu halten, welche ihrer Sondervortheile wegen sich überall in die Verhandlungen eindrängten. Dem Kurfürsten mußte aus-

schließlich und vor allen Dingen daran gelegen sein, dasjenige, was ihm im Wehlauer Vertrage zugesichert war, nun von allen Mächten anerkannt zu sehen, und wenn er außerdem Ansprüche auf Pommern erhob, so geschah es wohl in dem Bewußtsein, daß bei der entschiedenen Gegnerschaft Schwedens und Frankreichs diese Forderung jetzt nicht durchzusetzen wäre. Außerdem war es ihm wirkliche Herzens- und Ueberzeugungssache, wenn er die Rechte der Protestanten in Polen durch den Friedensschluß gesichert und festgestellt zu sehen wünschte, allein auch Das konnte er nicht durchsetzen, weil die Polen, und allerdings mit Grunde, hierin eine Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten erblickten, die sie sich nicht gefallen lassen dürften. Sie versicherten außerdem dem Kurfürsten, er könnte sich darüber beruhigen, daß sie keine spanische Inquisition bei sich einführen und auch Niemand zwingen würden, katholisch zu werden. Polen hatte anfänglich nichts Geringeres als ganz Schweden, Livland und Kurland, und außerdem noch eine Geldentschädigung beansprucht. Der Kaiser verlangte Erstattung seiner Kriegskosten, und daß kein Abschluß ohne die Zuziehung von Dänemark erfolge. Jeder von ihnen erreichte aber nur einen geringen Theil dessen, was er verlangt hatte, und man war endlich am $\frac{21.\text{ April}}{1.\text{ Mai}}$ 1660 einander so nahe gekommen, daß die Artikel des Friedens schließlich festgestellt werden konnten[1].

[1] Puffendorf VIII. 75 sq.

Die uns besonders interessirenden, das Kurfürstenthum Brandenburg betreffenden Bestimmungen dieses Friedens sind folgende:

Allgemeine Amnestie für Alles, was während des Krieges vorgefallen ist, wird zugesagt. Schweden verzichtet dem Kurfürsten gegenüber auf sämmtliche Rechte aus den Königsberger, Marienburger und Labiauer Verträgen. Der Kurfürst giebt die von ihm in schwedisch Pommern, Dänemark, Holstein und Gottorp besetzten Orte zurück, und Brandenburg und Schweden treten in Bezug auf Handel und Verkehr wieder in die Verhältnisse, wie sie vor dem Kriege bestanden. Polen und Schweden erkennen die Souverainetät des Kurfürsten in Preußen an.

Einen Streitpunkt, über dem sich fast im letzten Augenblicke noch die gesammten Friedensunterhandlungen zerschlagen hätten, bildete die Stadt Elbing, doch kam es unter französischer Vermittelung dahin, daß die Polen versprachen, diese Stadt dem Kurfürsten zu übergeben, sobald sie von den Schweden geräumt wäre. Dies war eine Hinterlist der Polen, welche insgeheim die Schweden versicherten, sie würden die Stadt niemals in die Hände des Kurfürsten gelangen lassen, und wirklich verfuhr man dieser treulosen Abrede gemäß. Der Commandant der schwedischen Besatzung lud den Magistrat zu einem großen Mittagsmahl ein, trank den Gästen zu, bis sie alle die Besinnung verloren, ließ

dann in der Nacht seine Truppen ausrücken und überlieferte die Stadt den Polen, denn die Schweden hatten Ordre gegeben, in keinem Falle die Brandenburger hineinzulassen. Der Kurfürst konnte auch während seiner ganzen Lebenszeit keine Genugthuung für diesen ihm gespielten Streich erhalten. Daß man ihm zuletzt Braunsberg überließ, war eine geringfügige Entschädigung. Während der ganzen Friedensverhandlungen hatte er sich unablässig bemüht, den Abschluß möglichst lange hinzuhalten, weil er dabei, wie der König von Dänemark seinem Gesandten vorwarf, im Trüben zu fischen hoffte. So geschah es denn auch, daß der Friede mit Dänemark erst später abgeschlossen werden konnte, und der von allen seinen Bundesgenossen im Stich gelassene dänische König mußte sich nun sehr ungünstige Bestimmungen gefallen lassen, wodurch er selbst und sein ganzes Volk zum größten Haß gegen den Kurfürsten aufgeregt wurde. Mit Mühe konnte man den brandenburgischen Gesandten Marwitz in Kopenhagen vor thätlichen Beleidigungen schützen.

Vielleicht wäre trotz des Andringens aller Betheiligten der Frieden dennoch nicht so bald zum Abschluß gekommen, wenn nicht der König Carl Gustav während der Verhandlungen am 6. März gestorben, und für seinen erst fünfjährigen Sohn Carl XI. eine vormundschaftliche Regierung an die Spitze des schwedischen Reiches gekommen wäre.

Die Eile, mit der man verfuhr, rächte sich übrigens dadurch, daß der abgeschlossene Friede keineswegs ein wirkliches Ende des Krieges bewirkte. Gewonnen hatte eigentlich Niemand als der Kurfürst, und auch er nur ein ideelles Gut, aber ein schwerwiegendes von der folgenreichsten Bedeutung, die Anerkennung seiner preußischen Souverainetät, und auch diese sollte noch schwere und harte Kämpfe verursachen. Dennoch waren das die Anfänge des Staates, den nach der Auflösung des heiligen römischen Reiches jetzt, wo zweihundert Jahre seit dem Frieden von Oliva verflossen sind, das deutsche Volk an seine Spitze beruft, um zu einer neuen wahren Einheit zu gelangen. —

Achtzehntes Kapitel.

Die preußische Souverainetät.

Durch den Frieden von Oliva war Kurfürst Friedrich Wilhelm nunmehr souverainer Herr des Herzogthums Preußen; aber großer Geduld, Mühe und Arbeit bedurfte es noch, bis er sich auf die Art und Weise, wie es seinen Absichten entsprach, in den Besitz dieses obersten Hoheitsrechtes setzen konnte.

Unleugbar sind seit mehr als einem halben Jahrhundert alle großen politischen Ideen, welche die Runde durch Europa machen, von Frankreich ausgegangen,

und so war auch seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Absolutismus der Fürsten und die allgemeine Unterdrückung der ständischen Rechte auf einer solchen Rundfahrt begriffen. Es lag in dem Zeitgeist — und dieses unfaßbare Wort erklärt man keineswegs genügend, wenn man sagt, daß wir lediglich der Menschen eigenen Geist damit bezeichnen, vielmehr sind es die Schritte einer höheren, die Volksschicksale lenkenden Ordnung, welche in den großen Entwickelungsepochen der Geschichte vernehmlich wiederhallen, und die Menschheit beweist sich als ein organisch verbundenes Ganzes gerade dadurch, daß jedes einzelne Glied von den großen Geboten der Weltgeschichte zum Handeln bestimmt wird, ohne sich selbst dessen klar bewußt zu sein.

Behält man diesen Gesichtspunkt im Auge, so stellt sich die Frage nach der Zurechnungsfähigkeit des Einzelnen ganz anders, als wenn man die Freiheit des Individuums losgelöst denkt von solchen allgemein menschlichen Antrieben und Nöthigungen.

Die gewaltigen Bewegungen der Völkerwanderung der Kreuzzüge z. B. sind nicht von Einzelnen ausgegangen und nicht Einzelnen anzurechnen, ebensowenig die große innere Umgestaltung des politischen Lebens der Völker, welche in einem Theile der europäischen Staaten das Regiment der Vasallen und Stände überwand und England, Spanien und Frankreich zu festgeschlossenen Monarchien machte, während Italien und

Deutschland in eine Menge von kleinen Souverainetäten zerfielen, um sich dann Jahrhunderte lang vergeblich nach einer Wiedervereinigung zu bemühen.

Wenn wir in diesen Vorgängen das Walten eines leitenden großen Gedankens zu erkennen glauben, so tritt uns ein solches nicht minder aus den Kämpfen entgegen, welche der Entwickelung unserer jetztzeitigen Staatsformen vorangingen.

Um den unerträglichen Druck der Adelsherrschaft zu brechen, mußte sich die Fürstengewalt von allen Schranken befreien. Als Bundesgenossin gegen den gemeinschaftlichen Feind schloß die Bürgerschaft sich dem Könige an, und auf diesem Wege gelangte der dritte Stand allmählich zu der Bedeutung, die ihm als dem Träger der höchsten menschlichen Bildung gebührt. So erscheint der Absolutismus als ein Fortschritt zu der neuen Zeit, in welcher die einzig mögliche Form gefunden werden soll, unter welcher die Monarchie überhaupt vor der Vernunft bestehen kann, diejenige Regierungsform nämlich, wo der König in der That nur der erste Beamte des Staates ist, und die Rechte sämmtlicher Bürger ihm gegenüber durch eine freie und wirksame Vertretung geschützt werden. Eine Aufgabe, deren Lösung auch heut noch in weiter Ferne liegt und den kommenden Geschlechtern vorbehalten bleibt.

Der Absolutismus, der hiernach als eine nothwendige Uebergangsstufe erscheint, entwickelte sich in der

Mitte des 17. Jahrhunderts unter Ludwig XIV. zu seiner Höhe; gleichzeitig übte Cromwell in England unter republikanischen Formen eine Despotenherrschaft ohne Gleichen, und die Stuart's, welche dies Regiment fortsetzen wollten, ohne Cromwell's Geist und Charakterstärke zu besitzen, führten dadurch ihren eigenen Sturz herbei. In Dänemark ward das Königsgesetz gegeben, welches mit klarem Bewußtsein den Fürsten von jeder irdischen Beschränkung seiner Macht befreite. In Spanien war durch Philipp II. die Willkürherrschaft gegründet, Oesterreich hatte die Fesseln abgeworfen, welche der westphälische Friede den Fürsten angelegt, und die Religionsfreiheit ward nicht minder als die politische Freiheit der Völker mit Füßen getreten. Die Kleinen ahmten das Beispiel der Großen nach, und Europa schien bestimmt zu sein, für immer der Willkürherrschaft seiner Fürsten zu gehorchen. Allein dieser Zustand sollte nur eine Schule werden, in welcher die Völker lernten, den wahren Begriff der Freiheit allmählich in sich aufzunehmen und sich derselben fähig und würdig zu machen.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich die Entwickelung dieser Verhältnisse auf dem Festlande Europa's viel ungünstiger gestaltete, als z. B. in England und Scandinavien. Denn bei uns in Preußen namentlich wurde mit der Vernichtung der politischen Macht des Adels zugleich das vermittelnde Glied des Staatskörpers zer-

brochen, welches eine allmähliche vernunftgemäße Ausbildung der ständischen Verhältnisse hätte herbeiführen können. Man darf die mittelalterlichen Vorrechte des Adels bei aller ihrer Ungerechtigkeit immerhin als einen Bruchtheil der allgemeinen Menschenrechte betrachten, welche dem Volke gegenüber der Fürstengewalt gebühren. Das Recht, nur von seines Gleichen gerichtet zu werden, war ein Keim, aus welchem die Schwurgerichte sich herausbilden konnten. Bei den Landtagsverhandlungen machte sich die Denk- und Redefreiheit geltend, das Recht der Steuerbewilligung wurde von dem Adel mit weit größerer Entschiedenheit wahrgenommen, als heutzutage von den Volksvertretungen. Galt doch in einzelnen deutschen Verfassungen bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein die Bestimmung, daß der Fürst wegen Steuerverweigerung Niemandem „Widerwillen, Ungnade und Gehässigkeit" erweisen dürfte. Auch mußte er versprechen, sich weder durch den Papst noch durch den Kaiser von seinem auf die Verfassung geleisteten Eide entbinden zu lassen. Der Adel war damals die einzige mit Rechtsbewußtsein erfüllte Volksklasse. Er stellte gewissermaßen das Volk vor, und der große Kurfürst wußte sehr wohl, daß er mit den Rechten des Adels zugleich die Rechte des Volkes vernichtete. Das Volk selbst aber hatte diese Erkenntniß nicht. Die Landleute jauchzten dem Fürsten zu, weil er ihre unmittelbaren Dränger, die Adligen, demüthigte.

Indem die preußischen Herrscher auf diesem Wege fortschritten und alle politischen Standesvorrechte austilgten, haben sie statt eines Adels im englischen Sinne nur eine Körperschaft übrig behalten, welche jedem staatlichen Fortschritt hemmend in den Weg tritt, so daß nach menschlichem Ermessen der Freiheitskampf, den jedes Volk durchzufechten hat, bei uns niemals durch Vergleich, sondern nur durch die vollständige Niederlage der einen oder der anderen Partei zu Ende gehen wird, wo dann der Besiegte die Bedingungen annehmen muß, die der Sieger ihm vorschreibt [1]).

Nichtsdestoweniger muß behauptet werden, daß das Ständeregiment zur Zeit des großen Kurfürsten so kurzsichtig und so tief in Eigensucht versunken war, daß sein Untergang wie eine sittliche Nothwendigkeit erschien, und wenn die gewaltige Hand des Herrschers nicht vermocht hätte, die Selbstsucht des Junkerthums zu brechen, so wäre unser Staat vielleicht ein zweites Mecklenburg geworden, wo die abschreckenden Folgen vor Augen liegen, welche das Herüberragen verwitterter Ruinen aus längst vergangenen Zuständen in die Gegenwart hervorbringt.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, war Kurfürst Friedrich Wilhelm, indem er seinem Willen und seinen

---

[1]) Vergleiche: Die Verfassungsreform in Schweden. Leitartikel der Breslauer Zeitung vom 15. December 1865.

kriegerischen und politischen Zwecken den widerstrebenden Willen der Stände unterwarf und durch Ueberredung, List und Gewalt ihre Rechte an sich riß, eines jener großen Werkzeuge, die, ohne es selbst zu wissen, den Fortschritt der Menschheit fördern. Denn auf so seltsam verschlungenen Wegen werden die Völker ihren Zielen entgegengeführt, daß die Mitlebenden und die nächsten Geschlechter oftmals rückwärts zu schreiten meinen, während sie doch nur die Richtung verkennen, auf welcher sie in Wahrheit vorwärts gehen.

Dergleichen Betrachtungen lagen nun allerdings dem Kurfürsten sehr fern, als er es unternahm, sein neues souveraines Herzogthum sich in solcher Weise unterthänig zu machen, daß alle Hilfsquellen, welche das Land hergeben konnte, seinen Unternehmungen zur Verfügung ständen.

Der Flächenraum des Herzogthums umfaßte mehr als 600 Quadratmeilen und bestand zum großen Theil aus fruchtbarem Acker- und Wiesenlande und den herrlichsten Laubwäldern. Noch heut gehören die Weichselniederungen zu den reichsten Kornländern. An Flüssen, Teichen und Seen ist kein Mangel, den Seehandel begünstigen Pillau und Memel mit ihren bequem gelegenen Häfen. Die Stadt Königsberg, heutzutage im Vergleich mit anderen Städten unseres Vaterlandes sehr unschön und wenig ansehnlich, war damals bei Weitem die erste Stadt in dem kurfürstlichen Gesammtgebiete,

und sie zählte 20,000 Einwohner, während Berlin in den ersten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm's noch nicht 8000 Einwohner hatte.

Die Preußen waren von je ein freiheitsliebender Stamm gewesen. Die Oberhoheit des polnischen Königs hatte ihnen einen Rückhalt gewährt, so oft sie sich den Anordnungen und Befehlen der brandenburgischen Kurfürsten zu widersetzen gedachten. In Warschau nahmen sie Recht in letzter Instanz, und der Adel des Landes stand durch verwandtschaftliche Beziehungen und durch seinen Güterbesitz in engster Verbindung mit Polen.

Die preußischen Stände zerfielen in die drei Kurien des Herrenstandes, des niederen Adels und der Städte. Sie waren, abgesehen von den Magistratsmitgliedern, welche auf den Landtagen erschienen, eigentlich gleichbedeutend mit der Gesammtheit des grundsässigen Adels. — Ein jedes Mitglied desselben hatte das Recht, auf den Versammlungen zu erscheinen und seine Stimme abzugeben. Von einem Wahlmodus im Sinne unserer Tage war nicht die Rede. Für gewöhnlich wurden die Geschäfte von den vier sogenannten Oberräthen besorgt, dem Landhofmeister, dem Oberburggrafen, dem Kanzler und dem Obermarschall, zu denen noch die Landeshauptleute der vier Hauptämter Brandenburg, Schaaken, Fischhausen und Tapiau hinzukamen, und welche die Landesangelegenheiten nach Departements unter

sich vertheilt hatten[1]). Der kurfürstliche Hofrichter hatte dem Range nach seine Stellung zwischen den Oberräthen und den Landeshauptleuten, und an der Spitze des ganzen Herzogthums stand der vom Kurfürsten ernannte Statthalter, welcher in Abwesenheit desselben dessen Regierungsgewalt zu führen hatte.

Die Befugnisse der Stände waren keineswegs fest umschrieben, doch hatten die Regenten von jeher feierlich anerkannt, daß keine Abgaben ohne ihre Zustimmung erhoben und Nichts ohne ihren Beirath beschlossen werden durfte, wovon des Landes Wohl und Gedeihen abhing. Ausdrücke, die allerdings sehr verschiedener Deutung unterliegen konnten.

Die Frage nun, welche vor allen Dingen einen Conflict zwischen diesen ständischen Rechten und denjenigen herbeiführen mußte, die der Kurfürst vermöge seiner neu erlangten Souverainetät in Anspruch nahm, betraf die Erhaltung des stehenden Heeres. Daß der Kurfürst das für seine Miliz nothwendige Geld von den Ständen forderte, war eine unerhörte Neuerung, denn man hatte bis dahin von einem stehenden Heere überhaupt Nichts gewußt, und die Stände erklärten, daß die Lasten der Kriegführung vom Kurfürsten getragen werden müßten, während sie selbst nur

[1]) Das Nähere bei Orlich Bd. I. p. 260 und Raumer, historisches Taschenbuch, Bd. 10 p. 444.

für die Vertheidigung ihres Landesgebietes aufzukommen hätten. Aber es war nicht die ungeheure Kostenlast allein, welche den heftigsten Widerspruch hervorrief. Die Stände begriffen sehr wohl, daß eine landesherrliche Armee nicht blos ein Werkzeug gegen auswärtige Feinde sei, sondern daß sie dem Kurfürsten es erleichtern würde, jeden Widerspruch gegen seine Souverainetätsrechte zu unterdrücken und den Ständen die Behauptung ihrer althergebrachten und heilig verbrieften Privilegien unmöglich zu machen. Das war um so mehr zu befürchten, als der Kurfürst bei Uebernahme der Souverainetät diese Privilegien nur in sehr diplomatisch verklausulirten Worten anerkannt hatte, indem er versprach, die Stände bei ihren Freiheiten und Rechten zu schützen, in soweit dieselben seiner Landeshoheit und dem Oliva'schen Frieden nicht widersprächen.

Eine solche Klausel war der weitesten Auslegung fähig und mußte bald zu Streitigkeiten mit den Ständen führen.

Dieselben hielten daran fest, daß der Kurfürst durch seine Verträge mit Schweden und Polen nicht in die Lage gekommen wäre, ihnen ihre wohlhergebrachten Rechte zu nehmen, nach dem obersten und einfachsten Grundsatz, daß zwei Personen nur über ihre eigenen, nicht aber über die Rechte Dritter Verträge schließen können, und daß, weil man die Stände bei Abschluß des Königsberger und Wehlauer Vertrages nicht zu=

gezogen, ihnen ihre Rechte, wie sie unter polnischer Hoheit bestanden, ungeschmälert erhalten werden müßten. Der Kurfürst stellte dagegen die ratio status an die Spitze. Das Wohl des Ganzen müsse entscheiden, und die Einzelrechte dem weichen, er selbst aber habe allein darüber zu urtheilen, was das Wohl des Ganzen erheische.

Den Ständen wollte das nicht einleuchten. Sie hatten bisher fast unumschränkt gewirthschaftet, und wahrlich mehr zu ihrem eigenen Vortheile, als zum Vortheile des Landes. Das Landvolk wurde von ihnen in unerhörter Weise ausgesogen, und die kurfürstlichen Domainen verwalteten sie so, daß dieselben Nichts einbrachten. Dennoch waren sie dem Kurfürsten gegenüber formell im Rechte, wenn sie ihm die Huldigung so lange verweigerten, bis ihren Beschwerden durch Berufung eines Landtages abgeholfen sein würde. Wirklich konnten auch nur die Oberräthe zur Eidesleistung bewogen werden, und von der allgemeinen Landeshuldigung mußte man vorläufig Abstand nehmen.

Die vorzüglichste Beschwerde betraf den Umstand, daß nach Abschluß des Oliver Friedens das Heer nicht wenigstens theilweise entlassen worden, und die unerschwinglichen Kosten für die Erhaltung desselben durch die Accise und fortwährende Erhöhung derselben von dem Lande ohne die verfassungsmäßige Bewilligung seitens der Stände dennoch mit größter Härte beigetrieben ward.

Die allgemeine Unzufriedenheit wurde durch Religionsstreitigkeiten noch gesteigert. Preußen war ein durchweg lutherisches Land. Der Kurfürst und der erste von ihm eingesetzte Statthalter, Fürst Radzivil, bekannten sich eifrigst zur reformirten Lehre, und das war für die Entwickelung der Lage um so schädlicher, als dadurch der Einfluß des ebenso charakterfesten als wohlwollenden Fürsten auf allen Seiten gelähmt wurde. Die aus Polen herübergekommenen Jesuiten thaten das Ihrige, um die Kluft noch zu erweitern, denn der König von Polen, und noch mehr dessen Gemahlin und die Großen des Reichs fingen bald an es für eine Uebereilung zu erklären, daß man dem Kurfürsten die preußische Souverainetät so schnell zugestanden hatte.

Mit Ungestüm verlangte man von allen Seiten die Berufung eines allgemeinen Landtages. Der Kurfürst verweigerte dieselbe, ohne Gründe anzugeben, indem er nur sagte, es sei ihm das bisher nicht möglich gewesen, und als die Oberräthe sich darauf eigenmächtig versammelten und die drei Königsberger Städte ihre Beschwerden schriftlich nach Berlin absendeten, so erfolgte ein scharfer Verweis, und die Klagen der Hauptstadt über den Ruin ihres Handels durch die Accise wurden mit allgemeinen Vertröstungen auf bessere Zeiten beantwortet. Die Erbitterung stieg auf's Höchste, und man erwartete einen allgemeinen bewaffneten Volksaufstand. An der Spitze der Bürgerschaft stand der Schöppen=

meister Hieronymus Roth (der standhafteste Mensch von der Welt und unverbesserlich, sagt von ihm der Statthalter). Für die Unzufriedenen vom Adelsstande war Christian Ludwig von Kalkstein der Wortführer. Eingaben der dringendsten Art wurden wiederholt an den Kurfürsten erlassen, und wenn auch die Schilderung der Landesnoth hier und da für übertrieben angesehen werden darf, so waren die Zustände unter den ärmeren Klassen jedenfalls erbarmungswürdig. Man klagte, daß die Landbewohner ihr armseliges Leben mit unnatürlichen Speisen kümmerlich fristen müßten, daß einige sogar ihre Kinder geschlachtet und verzehrt hätten, um den rasenden Hunger zu stillen. Auch die Oberräthe erklärten sich außer Stande, die Steuern zum Unterhalt für das Militär beizutreiben. „Sei es doch schon so weit gekommen, daß die vom Adel und die Bürger in den Städten die Dachziegeln von den Dächern den Executoren hergeben und indessen ohne Dach sitzen müssen, so hiervor unerhört und fast unglaublich." Solche Behauptungen können doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein. Die Lasten, die dem Lande aufgebürdet wurden, waren in der That entsetzlich, und es kann nicht Wunder nehmen, daß die Stände, welche bei ihrem nächsten Landesherrn keine Hilfe fanden, auf den Gedanken kamen, eine Botschaft an den König von Polen zu senden, damit dieser den Kurfürsten nöthige, einen Landtag zu berufen. Schon waren die Deputir=

ten ernannt, und die Abreise derselben unterblieb nur, weil man inzwischen erfuhr, daß der Kurfürst, der sich in Cleve befand, bereits von dort aus die Einberufungsschreiben für den Landtag erlassen hatte. Die Leitung desselben wurde dem ebenso einsichtigen als milden und wohlwollenden Geheimenrathe von Schwerin übertragen. Nachdem dieser treffliche Staatsmann alles Mögliche versucht hatte, um die Gemüther im Voraus zu beruhigen, wurde der Landtag im Mai 1661 eröffnet, allein es zeigte sich bald, daß für einen gedeihlichen Verlauf wenig oder gar keine Aussicht vorhanden war.

Friedrich Wilhelm hatte so eben erst die cleveschen Stände ziemlich gewaltsam seinem Willen unterworfen und war fest entschlossen, auch in Preußen das Gleiche zu thun. Namentlich erklärte er von vorn herein, daß er über sein Souverainetätsrecht mit den Ständen gar nichtverhandeln werde und noch weniger gestatten könne, daß man sich in Verfassungsangelegenheiten an den polnischen Hof wende. Er erklärte ferner, daß er sein Heer nicht entlassen dürfe, weil die anderen Potentaten in mächtiger Armatur begriffen seien und zu befürchten stehe, es möchten die Omina und Zeichen, die sich am Himmel und auf Erden ereigneten, den Ländern neue wohlverdiente Landplagen andräuen [1]). Sie müßten

---

[1]) Bei Kaschau hatte man zwei große Parteien, Löwen und Drachen, am Himmel streitend gesehen. In Fraustadt erblickte

daher für den Unterhalt der Truppen sorgen, zumal (was den Herren besonders anstößig war) es besser wäre, der Adel bliebe zu Hause und wartete seiner Güter. —

Die Stände, welche sehr wohl begriffen, daß die Souverainetät des Kurfürsten, wie er sie auffaßte, einer völligen Vernichtung ihrer vorzüglichsten Privilegien gleichkam, spannten ihrerseits die Sehne ebenso straff und bedachten nicht, daß ihnen der Bogen darüber brechen könnte. Sie forderten Abdankung aller Truppen, Zerstörung der neu angelegten Befestigungen, schiedsrichterliche Entscheidung der Streitigkeiten mit dem Kurfürsten unter Zuziehung polnischer Commissarien und überhaupt, nach Radziwil's Ausdruck, „Freiheiten, wie sie bei keinem Volke der Christenheit zu finden," und nur für den Fall, daß ihre Anträge genehmigt würden, wollten sie dem Kurfürsten mit einer erklecklichen Summe Geldes unter die Arme greifen. Vor allen Dingen aber müßte die ohne ihre Bewilligung eingeführte Accise aufgehoben werden, bevor an eine weitere Nachgiebigkeit ihrerseits zu denken wäre.

Diese übertriebenen Forderungen wurden besonders von der unruhigen Königsberger Bürgerschaft unterstützt, welche den Eingebungen ihres leidenschaftlichen

---

man feurige Heere kämpfend in der Luft. In Brandenburg fand man Blut im Brodte, in Schweden verursachte es kummerhaftes Nachdenken, daß ein Fluß etliche Stunden lang still stand. Theatr. Europ. IX. 836.

Schöppenmeisters Roth unbedingte Folge leistete und demselben blind ergeben war.

Schwerin versuchte persönlich mit diesem Manne zu unterhandeln, den man zwar für einen exaltirten, aber durchaus von der Gerechtigkeit seiner Sache durchdrungenen Parteiführer anzusehen hat. Die mit ihm veranstaltete Besprechung des Ministers konnte deshalb auch keinen Erfolg haben, und Roth erwiederte auf die ihm gemachten Vorschläge mit der folgenden merkwürdigen Aeußerung: „An unserem Rathhause," sagte er, „steht geschrieben: Es ist kein Fürst so fromm, er trägt doch einen Tyrannen in seiner Brust. Der Kurfürst hat uns zu armen Leuten gemacht, jetzt will er uns auch zu Sclaven machen, die Städte Königsberg sind es hauptsächlich gewesen, die das Land bei Brandenburg erhalten haben, und jetzt wird uns so gedankt! — — — wir werden uns nicht verhandeln lassen, aller ehrlichen Leute Meinung ist, daß der Kurfürst die Souverainetät nicht haben soll." Schwerin, der solche Lästerungen nicht mit anhören konnte, führte ihn zur Thüre hinaus, ohne ihn zum Schweigen bringen zu können.

Offen gegen diesen gefährlichen Mann einzuschreiten, getraute man sich nicht, so groß war der Anhang, den er unter der Bürgerschaft zählte, bei der sich überdies noch die religiöse Aufregung zu der politischen gesellte, indem zelotische Geistliche die Meinung im Volke

aufbrachten, daß der Kurfürst das lutherische Bekenntniß mit Gewalt unterdrücken, die Kirchen der Lutheraner den Reformirten übergeben und alle Stellen im Lande künftig nur mit reformirten Brandenburgern besetzen wollte. Der Haß zwischen den Confessionen hatte eine solche Höhe erreicht, daß selbst gebildete und sonst nichts weniger als fanatische reformirte Geistliche überall in Deutschland die lutherischen Kirchen geradezu für Götzentempel erklärten, was dann von der anderen Seite mit entsprechenden Schmähungen reichlich vergolten ward [1]).

Schwerin hielt es für gerathen, dem Kurfürsten diesen Zuständen gegenüber Geduld zu empfehlen und ihn zu bitten, sich selbst nach Königsberg zu begeben, weil die Macht seiner Persönlichkeit allein im Stande sein würde, die Sache zu einem erwünschten Ende zu führen und verhängnißvolle Ereignisse zu verhüten, die man befürchten mußte, denn es wurde erzählt und geglaubt, Kalkstein habe nach Warschau geschrieben, es werde, wenn König Casimir nur einige Mannschaft zu Hilfe sende, der gesammte Adel und die Städte Königsberg ihm zufallen, da das gegenwärtige Joch durchaus nicht zu ertragen sei.

Im August vertagte Schwerin den Landtag auf

---

[1]) In dieser Beziehung ist die Selbstbiographie des Chronisten Lucä sehr merkwürdig.

zwei Monate, wozu die in Königsberg ausgebrochene Pest erwünschten Vorwand bot. Die Zwischenzeit benutzte er mit den Amtshauptleuten bestens, um durch Versprechungen und Bestechungen Zwiespalt unter dem Adel zu erregen, und zwar nicht ohne Erfolg.

Der Kurfürst mahnte von Cleve aus fortwährend, man solle vor allen Dingen versuchen, den Roth beim Kopfe zu bekommen und unschädlich zu machen, doch dies gelang nicht.

Die Wiedereröffnung des Landtages erfolgte nicht in Königsberg, sondern, angeblich wegen der Pest, in Bartenstein, offenbar aus dem Grunde, weil man die Verhandlungen dem Einfluß der unruhigen Königsberger Bürger entziehen wollte. Allein auch in Bartenstein zeigten die gestellten Anträge sehr bald, daß der Kurfürst in der Zwischenzeit nicht viel Terrain gewonnen hatte. Zwar gaben die Stände unvorsichtiger Weise die festeste Stellung, welche sie bisher eingenommen hatten, dadurch Preis, daß sie sich bereit erklärten, die Souverainetät des Kurfürsten anzuerkennen, wenn er ihnen ihre alten Privilegien bestätigte, und sie verschlimmerten das durch die unerhörten Forderungen, die sie hinzufügten. Sie verlangten, daß der Kurfürst ohne ihre Bewilligung keinen Krieg anfange, kein Bündniß schließe, keine nichtpreußischen Truppen in das Herzogthum führe und keine neuen Zölle und Steuern erhebe, und um darüber zu wachen, nehmen sie das

Recht in Anspruch, sich alle zwei Jahre aus eigener Machtvollkommenheit ohne kurfürstliche Berufung zu versammeln, ja sie wollten, wenn ihre Privilegien verletzt würden, so lange, bis dieselben wiederhergestellt wären, ihres dem Kurfürsten geleisteten Eides entbunden sein.

Friedrich Wilhelm war auf so maßlose Anträge keineswegs gefaßt gewesen, das zeigte der sonderbare Zufall, daß mit diesen von den Ständen schriftlich abgefaßten und nach Berlin gesendeten Forderungen sich ein Anschreiben Friedrich Wilhelm's an sie kreuzte, durch welches er eine von ihm nach seinem eigenen Ermessen aufgestellte Regierungsverfassung übersandte, die er in Form eines Landtagsrecesses bereits vollständig hatte ausfertigen und mit seinem großen Siegel versehen lassen, damit sie so, wie sie wäre, den Ständen zur Genehmigung vorgelegt würde. Er erklärte dabei, daß er durchaus nichts Neugeschaffenes ihnen anzuerkennen zumuthe, sondern daß diese Verfassung von ihm nach den bisherigen Rechten in solcher Art aufgestellt sei, daß getreue und gehorsame Unterthanen wohl damit zufrieden sein können. In der Wirklichkeit aber hatte er sich in dieser Verfassung die volle Souverainetät unumschränkt vorbehalten und die politische Einwirkung der Stände fast auf Null herabgedrückt.

Dieser Schritt des Kurfürsten rief, wie man sich denken kann, die äußerste Entrüstung hervor. Die

Oberräthe erklärten, daß sie zwar pflichtmäßig das Document den Ständen vorlegen würden, aber sich in ihrem Gewissen gebunden hielten, von der Annahme desselben abzurathen, und wirklich, als es zum Vortrage kam, erhob sich „allgemeiner Jammer, Verzweiflung und Lamentiren.“ Sie schickten im ersten leidenschaftlichen Eifer eine neue Beschwerdeschrift nach Berlin, doch hatten sie die Punkte, gegen welche sie hauptsächlich klagen wollten, so ungeschickt hervorgehoben und dabei solcher Uebertreibungen sich schuldig gemacht, daß sie dem Kurfürsten die Zurückweisung derselben sehr leicht machten. So hatten sie z. B. das Verbot, sich eigenmächtig zu versammeln, so gedeutet, als sollte ihnen ohne vorher eingeholte Erlaubniß nicht mehr gestattet sein, zu Hochzeiten und Kindtaufen zusammenzukommen, und ebenso übertrieben waren die Befürchtungen wegen religiöser Bedrückung, welche sie vorbrachten, während sie die allerdings nur zu sehr begründeten Klagen über die unerträgliche Steuerlast und die Kosten für das Militär in den Hintergrund gestellt hatten.

Der Kurfürst, dem vorerst viel daran lag, die aufgeregten Gemüther einigermaßen zu beruhigen, bediente sich bei seiner Antwort der merkwürdigen Worte: „Was wir in der Verfassung gesetzet, das meinen wir kurfürstlich und ehrlich, und ist unserer Autorität und Amt zuwider, einiger Sophisterei zu gebrauchen.“

Fortwährend rieth Schwerin zur Milde, und als die Stände nach den Weihnachtsfeiertagen am 12. Januar wieder zusammenkamen, wurden sie freudig durch die Erklärung überrascht, daß der Kurfürst die Accise, weil sie nur auf eine bestimmte Zeit bewilligt worden, nunmehr aufheben wolle, auch einen großen Theil der Miliz bereits verabschiedet habe. Allein die Freude war von kurzer Dauer, denn gleich darauf gelangte die Forderung an die Stände, daß sie auf drei Jahre 50,000 Thaler für die Armee und für sonstige Bedürfnisse zu bewilligen hätten, sonst würde die Accise wieder eingeführt werden.

Inzwischen hatte man sich bereits der Person des Generallieutenant Kalkstein versichert. Aber Roth war noch auf freiem Fuße und reizte zum Widerstand. Der Kurfürst gab geheimen Befehl, daß man sehen sollte, wie man ihn am füglichsten einfangen könnte „ohne Tumult und Weiterung, welche wir nicht begehren." Man verlangte seine Auslieferung von den Magisträten, und als diese sich weigerten, wurde ihnen eine Strafe von 5000 Thlr. angedroht. Da indessen der Kurfürst erklärt hatte, daß diese Majestätsangelegenheit nicht vor die ordentlichen Gerichte kommen, sondern von ihm persönlich ohne Appellation entschieden werden sollte, so beharrte die Stadt, mit Berufung auf Recht und Gesetz, bei ihrer Weigerung [1]).

[1]) Die hierher gehörigen Originalschreiben bei Orlich Bd. III.

Die durch diese Streitigkeiten entstandene Gährung sollte durch einen anderen, mit denselben gar nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehenden Vorfall noch erhöht werden.

Der Kurfürst hatte bereits mehrere Jahre vorher auf Grund und Boden der königsbergischen Stadt Kneiphof eine Schanze erbaut. In derselben kommandirte Obrist Belkum, der durch rauhes und eigenmächtiges Verfahren den Haß der Bürger auf sich lud, indem er unter Anderem erklärte, daß alles Terrain auf Kanonenschußweite zur Schanze gehörte, und mehr noch, indem er den Stadtfreiheiten zuwider einen eigenen Bierschank für seine Soldaten angelegt hatte.

Die Beschwerde der Bürger darüber wies der Kurfürst mit dem Bescheide zurück, daß er aus militärischen Rücksichten Befestigungen anlegen könne, wo er wolle, und daß sie wegen des dazu verwendeten Grund und Bodens eine Entschädigungsklage erheben könnten. Die Königsberger beruhigten sich dabei nicht, sondern schickten Zimmerleute ab, um die Bierschenke mit Gewalt niederzureißen, und es war nahe daran, daß es zu einem förmlichen Kampfe mit der Besatzung gekommen wäre. Der Kurfürst war äußerst entrüstet über diese Vorgänge und befahl die Bürger mit Gewalt zur Ruhe zu bringen, als aber Schwerin dringend zu milden Maßregeln rieth, weil vorläufig mit den Königsbergern Nichts zu machen sei, wurde dem Obristen

32*

wegen der unbefugten Errichtung jenes Bierschankes ein Verweis ertheilt. Aus der sehr lebhaft geführten Correspondenz über diese Angelegenheit [1]) geht übrigens hervor, daß die Besatzung jenes Festungswerkes durch ihre Räubereien und durch Zügellosigkeit eine wahre Landplage war. Die geängstigten Bürger erklärten wiederholt, sie wären getreue Unterthanen, und es bedürfte keiner Citadelle, um sie zu schrecken.

Das Schlimmste und für die Entschlüsse des Kurfürsten Hinderlichste bei der Sache war sein dringendes Geldbedürfniß. Er brauchte eine halbe Million oder doch mindestens 300,000 Thaler, um die Soldaten zu bezahlen und einige von seinen verpfändeten Domainen einzulösen, die jetzt gar Nichts einbrachten, auf deren Erträge er aber für die Erhaltung seines Hofes angewiesen war. Allein die Stände wollten sich zu keiner Bewilligung herbeilassen, so lange nicht ihren Beschwerden abgeholfen wäre. Dem Kurfürsten blieb Nichts übrig, als die Truppen auf den Domainengütern einzuquartieren und ihre Verpflegung den Bauern aufzubürden. Diese Maßregel erzeugte bald so große Noth auf dem Lande, daß, wie Friedrich Wilhelm selbst am 17. Februar 1662 an Schwerin schreibt, „zu befürchten steht, daß entweder unsere Unterthanen oder die Soldaten davon laufen müssen."

---

1) Die Originalschreiben bei Orlich III. 183 sq.

Der Kurfürst war in der größten Verlegenheit. Er mußte befürchten, daß die Stände, wenn er sie auf's Aeußerste brächte, bei Polen, Schweden oder auch bei den Oesterreichern Unterstützung fänden und so einen Kampf herbeiführten, durch welchen die ganze Souveränetät gefährdet werden könnte. Denn die Stände behaupteten fortwährend, daß sie ein Recht hätten, den Schutz des Königs von Polen gegen die Bedrückungen des Kurfürsten anzurufen, so lange sie ihres feierlich an Polen geleisteten Huldigungseides nicht ebenso feierlich entbunden wären.

Deshalb war der Kurfürst vor allen Dingen eifrigst bemüht, durch seinen Gesandten in Warschau, Hoverbek, eine solche Eidesentbindung zu erlangen. Hoverbek wandte alle Künste der Ueberredung und der Bestechung an, um den ihm gewordenen Auftrag auszurichten, allein als er zuletzt das gewünschte Document erhielt, so war in dasselbe die Klausel hineingesetzt, daß durch den Bromberger Vertrag und den Frieden zu Oliva den Vasallen des Herzogthums keines ihrer bisher besessenen Rechte entzogen werden sollte. Durch neue Bestechungen gelang es endlich, eine andere Ausfertigung der Urkunde zu beschaffen, in welcher ohne Wissen des Königs diese Klausel fortgelassen war. Dies verfälschte Document wurde den Ständen vorgelegt. Allein es hatte nur bei dem Adel einige Wirkung. Die Städte, und namentlich Königsberg, blieben bei ihrem

Widerspruch, und sie schickten den Sohn ihres Schöppenmeisters Roth nach Warschau, um für sich den Schutz des Königs zu erbitten. Der kurfürstliche Gesandte forderte zwar die Auslieferung des Aufwieglers, aber Johann Casimir wies eine solche Zumuthung von sich und ging sogar in soweit auf die Wünsche der Königsberger ein, daß er sie in einem eigenhändigen Schreiben seines Schutzes versicherte. Nun traten die Bürger zu einer förmlichen Verschwörung zusammen. Sie beschlossen, in der kneiphöfischen Kirche durch einen feierlichen Eid einander zu geloben, die polnische Oberhoheit über die brandenburgische Herrschaft anzuerkennen und keine Verletzung ihrer altverbrieften Freiheiten zu dulden.

Die Ausführung dieses Vorhabens unterblieb aber, weil die Besonneneren sich überzeugten, daß ein solcher Schritt sie nach den Gesetzen zu offenen Empörern stempeln würde.

Der Kurfürst, wohl einsehend, daß in Warschau der Hauptherd des Feuers sei, welches auszubrechen drohte, bewog endlich durch lange Unterhandlungen den schwachen Johann Casimir zu der Erklärung, daß sein früheres an die Königsberger erlassenes Schreiben erschlichen sei und also keine Geltung habe. Zugleich erhielt er, obgleich in sehr geschraubten Worten, eine Anerkennung seiner Souverainetät, mit der hinzugefügten Bitte, er möge seine Unterthanen nicht auf's Aeußerste bringen,

damit das Herzogthum nicht zuletzt die brandenburgische und die polnische Oberheit zugleich abschüttle und sich gar den Schweden in die Arme werfe.

Auch diese Erklärung vermochte indessen keineswegs die Stände zu beruhigen. Sie hatten schon früher 300,000 Gulden statt der geforderten halben Million Thaler angeboten. Der Kurfürst ließ ihnen nunmehr sagen, daß, wenn man ihm diese geringere Summe jetzt zahlen wolle, zugleich sich aber jedes Widerspruchs gegen seine Souverainetät begebe, so werde sich auch der Streit über die Accise beilegen lassen. Sie müßten dieselbe aber jedenfalls noch acht Tage lang forterheben lassen, damit der Kurfürst seiner Ehre Nichts zu vergeben brauche und diese Abgabe dann aus eigener Anregung aufheben könne. Allein auch damit drang er nicht durch. Die Bürger wollten vielmehr eine abermalige Deputation nach Warschau senden. Dies zu verhindern ließ der Statthalter Fürst Radzivil, so gut es gehen wollte, Truppen zusammenziehen und die nach Polen führenden Straßen besetzen, eine Maßregel, die jedoch des drückenden Geldmangels wegen nur sehr unvollständig ausgeführt wurde. Als nun gar auch die Bürger zu den Waffen griffen und Kanonen auf ihre Wälle führten, schien ein blutiger Zusammenstoß unvermeidlich. Der Statthalter war dem gegenüber völlig rathlos, zumal durch die Hetzereien der Geistlichkeit die unruhigen Köpfe mehr und mehr erhitzt wur-

den. Voll Verzweiflung schrieb er am 11. August nach Berlin: Wenn der Kurfürst sich nunmehr nicht entschließe, selbst nach Preußen zu kommen, so müsse er um seinen Abschied bitten, damit er nicht den Gram in's Grab nehme, Preußen sei unter seiner Verwaltung zu Grunde gegangen. Noch dringender wiederholte er diese Vorstellung am 31. August. Er sei nicht im Stande, schrieb er, sich der Person des Roth zu bemächtigen, und so lange dieser Mann auf freiem Fuße bleibe, werde die Souverainetät niemals anerkannt werden. Wolle der Kurfürst nicht selbst kommen und durch sein Ansehen die Verhaftung des Aufwieglers ermöglichen, so sei das Herzogthum verloren.

Wirklich durfte Roth, auf den Schutz seiner Mitbürger pochend, allen gegen ihn ergriffenen Maßregeln offen Trotz bieten. Obgleich man ihm Arrest angekündigt hatte, zeigte er sich ungescheut überall auf den Straßen und in der Kirche, denn es sei, sagte er, nicht seine Absicht, flüchtig zu werden; das möge man in eines Schelmen Busen suchen, der seinen König und Kurfürsten gedächte zu verrathen!

Friedrich Wilhelm überzeugte sich endlich, daß ohne seine persönliche Anwesenheit die Sachen sich stets verschlimmern mußten, und so entschloß er sich denn, obgleich höchst ungern, zur Reise nach Preußen. Er hätte sehr gewünscht, in der Mark bleiben zu können, weil er dort leichter die Fäden in der Hand behalten konnte,

an denen die rings um ihn her wachsenden politischen Verwickelungen zu leiten waren.

Den 14. Septbr. 1662 n. St. reiste er in Begleitung seiner Gemahlin von Berlin ab und traf, nachdem er unterwegs die Befestigungen von Colberg und Pillau in Augenschein genommen, am 18. October in Königsberg ein. Er wurde mit allen Zeichen des Willkomms und der Devotion empfangen. Viele der Stände waren ihm bis Pillau entgegengereist. In Königsberg veranstaltete man glänzende Feste und Abendmusiken, so daß man glauben konnte, es herrsche zwischen Fürst und Volk das allerschönste Einvernehmen. Der Kurfürst ließ sich aber dadurch nicht täuschen. Er hatte Soldaten genug in seiner Begleitung, um die Stadt in Furcht zu erhalten, und schon am 30. October befahl er Roth's Verhaftung. Man wählte zur Ausführung die Stunde, während welcher man auf Befehl die Magisträte in ihren Rathsstuben versammelt hatte. Der Zugang zu der Straße, in welcher Roth wohnte und arglos zum Fenster heraussah, wurde wie zufällig durch eine Reihe von Wagen gesperrt, einige Reiter saßen ab, drangen in die Wohnung des gefürchteten Mannes, bemächtigten sich seiner Person und warfen ihn auf einen der Wagen. In gestrecktem Galopp führte man ihn auf das Schloß, und die Bürgerschaft erfuhr von der Sache erst, als Alles abgethan war. Wer etwa Lust zum Widerstand verspürt hatte, wurde durch den

Anblick der von der Höhe der Friedrichsburg auf die Stadt gerichteten Kanonen in Furcht gehalten.

Die gegen Roth geführte Untersuchung ließ deutlich erkennen, daß es sich mehr darum handelte, ein gefährliches Parteihaupt unschädlich zu machen, als einen Schuldigen zu bestrafen. Wenn man ihn des Hochverraths bezüchtigte, so konnte er mit Grund erwiedern, daß die Rechte, welche der Kurfürst den Ständen entreißen wollte, durch die Verträge, die er mit Polen und Schweden geschlossen, nicht aufgehoben wären, weil man bei Abschluß dieser Verträge die Stände nicht zugezogen hatte, und wenn Roth dem polnischen Reichstage ein Bittschreiben überreicht, so wäre das kein Verbrechen, sondern eine ganz erlaubte Handlung.

Zu einem förmlichen Urtheilsspruch scheint es auch gar nicht gekommen zu sein. Man transportirte den Gefangenen in aller Stille zu Schiffe nach Colberg, von wo er in die Festung Peitz geführt wurde. Der Kurfürst hätte ihn später gern begnadigt, wenn Roth sich vor ihm hätte demüthigen wollen, und als Friedrich Wilhelm einige Jahre nach den eben erzählten Vorgängen in Peitz anwesend war, ließ er dem Gefangenen unter der Hand sagen, daß er seine Freiheit erhalten könne, wenn er um Gnade bitte. Roth aber kehrte mit den Worten: „Ich will meine Loslassung nur der Gerechtigkeit, nicht der Gnade verdanken" in sein Gefängniß zurück, wo man ihn, obgleich der König von Polen

und die Königsberger sich wiederholt für ihn verwendet hatten, bis zu seinem 1678 erfolgten Tode festhielt. Er wurde übrigens auf besonderen Befehl während seiner Gefangenschaft mit aller möglichen Rücksicht behandelt [1]).

Auf die Königsberger Bürgerschaft machte Roth's Verhaftung einen sehr niederschlagenden Eindruck, und nachdem ihnen der Geheimrath v. Jena auf Befehl des Kurfürsten die Erfolglosigkeit ferneren Widerstrebens sehr eindringlich vorgestellt hatte, wobei er sich zugleich ermächtigt erklärte zu versprechen, daß sie wegen der ihnen so sehr verhaßten Accise zufrieden gestellt werden sollten, so ließen sich die Städte am 16. November zu der Erklärung bewegen, daß sie wegen alles Geschehenen um Verzeihung bitten und bereit seien, die Souverainetät des brandenburgischen Hauses anzuerkennen.

Nun fehlte nur noch die Zustimmung der Oberstände. Diese forderten vor allen Dingen eine Assecuration, durch welche der Fortbestand ihrer Gerechtsame und die volle Freiheit der lutherischen Confession versichert würde, und mit besonderem Nachdruck bestanden sie darauf, daß der König von Polen sie zuvörderst von ihrem ihm geleisteten Eide entbinde, und daß für

1) Der Name dieses unglücklichen Mannes wird von den Geschichtschreibern bald Rode, Rohde, bald Rothe geschrieben. Er selbst aber nannte sich nach Ausweis vieler in Königsberg und Berlin noch vorhandener eigenhändiger Schriftstücke Roth.

den Aussterbefall des brandenburgisch-hohenzollerschen Hauses der Heimfall des Herzogthums an Polen festgestellt werde, denn ihr Selbstständigkeitsgefühl widerstrebte dem Gedanken, sich als einen Theil der kurfürstlichen Erblande anzusehen.

Noch vielfache sehr mühsame und verdrießliche Unterhandlungen waren nöthig, bis man über die endlichen Bedingungen der Erbhuldigung sich einigen konnte, und die Ungeduld des Kurfürsten stieg auf's Höchste. Er litt schon damals häufig an Gichtschmerzen, die bis zu seinem Tode seine quälenden Begleiter geblieben sind, dazu kam noch die Angst um seine in Berlin zurückgelassenen Kinder, in deren Nähe die Pockenseuche ausgebrochen war, und außerdem wurde sein Gemüth durch die Intriguen beunruhigt, welche zwischen Ludwig XIV. und der ehrgeizigen Gemahlin Johann Casimir's hin- und hergesponnen wurden und zum Zweck hatten, einem französischen Prinzen die polnische Thronfolge zu sichern, ein Plan, der leicht dahin führen konnte, die brandenburgische Herrschaft in Abhängigkeit von Frankreich zu bringen, was dem Kurfürsten ein über Alles verhaßter Gedanke war. Die drohende Gefahr des Reiches wegen der Fortschritte, welche die Türken in Ungarn machten, vermehrte noch die üble Stimmung des geplagten Fürsten. „Ich bin es von Herzen müde," schreibt er[1]), „— — — ich thue

[1]) Droysen p. 613.

allhier Nichts, als mich innerlich zu ereifern und viele harte Pillen in mich zu schlucken, —— diese Leute lassen die Cleveschen fromm erscheinen, und fürchte ich sehr, daß, wenn sie nicht gezüchtigt werden, keine Besserung zu erwarten ist."

Man erkennt aus diesen Aeußerungen, daß er die Zähigkeit, mit welcher die Stände an ihren Rechten festhielten, für einen strafbaren Eigensinn ansah, und in der That hatte er die Ueberzeugung, daß mit der Souverainetät über das Herzogthum ihm zugleich die Macht gegeben sei, die neue Herrschaft in der unbeschränktesten Weise auszuüben.

Dennoch waren die Zugeständnisse sehr bedeutend, zu denen er sich bei dem endlich am 1. Mai 1663 ausgefertigten Landtagsabschied bequemen mußte, und es gingen dieselben sogar noch über die von ihm früher abgegebenen Assecurationen hinaus. Die von den Städten nicht für die Zukunft bewilligte Accise läßt er fallen, dagegen muß Königsberg jährlich 100,000 Gulden, der Adel und die kleinen Städte 60,000 Thaler zahlen, und will der Kurfürst dieselben dafür auf drei Jahre von allen anderen Contributionen befreien, auch sich, aber nur für diesmal, seines Complanationsrechtes [1]) begeben. In Verwaltungssachen wird den Ständen eine ausgedehnte Mitwirkung zugestanden und den

[1]) Siehe auf der nächsten Seite.

Städten das Recht gelassen, ihre Magisträte und Gerichte frei zu wählen. Für Streitigkeiten in Lehnssachen wird ein Schiedsgericht bewilligt, dessen Mitglieder, um ganz unparteiisch zu sein, bis zur Entscheidung des Streites von ihrem Unterthaneneide entbunden sein sollen. In Criminalsachen erhielten die Regimentsräthe sogar das Recht, die Strafen, ausgenommen in den schwersten Fällen, zu mildern und umzuwandeln. Ebenso in Ehesachen, mit Ausnahme der „sonderlichen casus," deren Entscheidung der Kurfürst sich vorbehält. Die Königsberger sollten den Katholiken, Lutheranern und Reformirten gleiche Freiheit des Gottesdienstes gestatten, wogegen sie „denen von der Nation" (wahrscheinlich Engländern und Holländern) künftighin das Bürgerrecht nicht zu ertheilen brauchen. Es wird ferner zugestanden, daß die vier Oberräthe, die Landräthe, die Mitglieder des Consistoriums und der Universität nur aus den Bekennern der lutherischen Confession genommen werden dürfen, während jedes der höheren Gerichte zwei reformirte Beisitzer erhält, die jedoch eingeborene Preußen sein müssen. Für eine Reihe anderweiter Beschwerden wird künftige Abhilfe verheißen und vorbehalten [1]).

Das in diesem Receß erwähnte Complanationsrecht bestand darin, daß die Kurfürsten sich schon seit dem

[1]) Der Receß ist unter andern abgedruckt in Theat. Europ. IX. p. 963.

Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Befugniß beigelegt hatten, in den Fällen, wo die drei Kurien der Stände nicht übereinstimmten, durch landesherrliche Entscheidung eine Ausgleichung, Complanation, zu bewirken. Dieses Recht, dessen der Kurfürst sich hier für einen einzelnen Fall begab, hat er später noch oft genug, und zwar in sehr bedrückender Weise, ausgeübt. Wenn es sich zum Beispiel um Wiedereinführung oder Erhöhung der so verhaßten Accise handelte, so wendete er sich zuerst an den Herrenstand und den Landadel, die nicht von dieser Art der Besteuerung getroffen wurden und theils aus Eigennutz, theils aus Eifersucht gegen die Städter dann leicht ihre Zustimmung gaben. Natürlich erhoben die Städte, die ihren Handel gefährdet glaubten, desto lebhafteren Widerspruch. Alsdann befahl der Kurfürst die Erhebung der nicht bewilligten Abgabe vermöge seines Complanationsrechts und gab damit zu steter Erneuerung der heftigen Streitigkeiten Anlaß, die bis an das Ende seiner Regierung fortwährten.

In jenem Landtagsrecesse vom 1. Mai waren übrigens alle einzelnen Bewilligungen, die den Ständen gewährt wurden, so gut verklausulirt und mit gewissen unscheinbaren Wenn und Aber versehen, daß der Kurfürst, augenscheinlich stolz auf sein diplomatisches Meisterstück, an Schwerin schreiben konnte: „daß die Stände allhier in meiner Anwesenheit ein Mehreres, als zu Cleve

gut befunden worden, erhalten haben, solches werden die Landtagsacten ganz anders ausweisen, wenn man sie ohne Passion durchlesen wird.“ Was er darunter verstand, und wie wenig er gesonnen war, auf die Rechte der Stände Rücksicht zu nehmen, so oft es galt, die Bedürfnisse für seine fortwährenden Kriege und für sein stets wachsendes Kriegsheer zu befriedigen, hat die Folgezeit bewiesen.

Für jetzt schien Alles so weit geordnet, daß nur noch die Assistenz der polnischen Bevollmächtigten fehlte, durch welche die Stände von ihrem der Republik geleisteten Eide entbunden werden sollten.

Es hatte Mühe genug gemacht, die Absendung dieser Bevollmächtigten in Warschau durchzusetzen, denn die Königin von Polen, welche wohl wußte, wie sehr der Kurfürst ihre französischen Erbfolgepläne zu durchkreuzen strebte, hatte Alles aufgeboten, um seinen Wünschen entgegenzuarbeiten und es ihn entgelten zu lassen, daß er gesagt, er wolle lieber unter der Türken Protection stehen, als in französischer Dienstbarkeit. Doch zuletzt wurde auch dieser Widerstand beseitigt und der Kronvicekanzler Lesczinski mit dem Bischof von Ermeland zu Commissarien ernannt. Dieser Letztere aber bewirkte eine neue Verzögerung der Sache dadurch, daß er vor allen Dingen die Zurückgabe der Stadt Braunsberg verlangte, welche (wie wir wissen) der Kurfürst als Unterpfand für das ihm im Bromberger Vertrage ver-

sprochene Elbing in Besitz genommen hatte, und um nur endlich die sehnlichst herbeigewünschte Huldigung zu erlangen, mußte Friedrich Wilhelm diese Forderung zugestehen. Allein das Mißtrauen, welches er aller Welt durch seine diplomatischen Künste eingeflößt hatte, bewirkte, daß der Bischof darauf bestand, die Huldigung nicht eher zu gestatten, als bis ihm Braunsberg vorher wirklich übergeben wäre. Auch dazu bequemte man sich schließlich.

Die Bevollmächtigten kamen am 16. October nach Königsberg, am 17. wurde Braunsberg übergeben, und nun endlich konnte am 18. October zu der feierlichen Handlung geschritten werden [1]).

Mit großem Gepränge und unter Kanonendonner wurden die Gesandten eingeholt. Am Tage der Huldigung, nach feierlich abgehaltenem Gottesdienste, bestieg der Kurfürst Mittags 12 Uhr ein mit Scharlachtuch bedecktes Theatrum und ließ sich auf den zubereiteten Thron nieder; auf Sesseln ihm zur Seite die königlichen Commissarien. Stehend trugen die vier Herren Regimentsräthe den Kurhut, das Scepter, das Schwert und den Stab. Lesczinski hielt eine Anrede in deutscher Sprache, die im Namen der Ritterschaft und des

[1]) Stenzel hat den 26. und 28. October, wahrscheinlich hat er das Datum doppelt reducirt, denn das Theatrum Europäum IX. 977 z. B. giebt den richtigen Tag an. Ebenso Orlich I. 335. Note 1.

Volkes von dem Landrath von Tettau beantwortet wurde. Auf eine lange lateinische Rede des Bischofs von Ermeland geschah die Erwiederung in derselben Sprache. Alsdann folgte die Verlesung des Huldigungseides und des Eventualeides, durch welchen die preußischen Vasallen für den Aussterbefall des Kurhauses dem Königreich Polen verpflichtet wurden. Das Geläut sämmtlicher Glocken und mehr als tausend Schüsse aus den aufgefahrenen Kanonen verkündeten dem Volke, daß der Huldigungseid geleistet sei. Auf den Straßen wurden Gold- und Silbermünzen ausgeworfen, deren Inschrift auf der einen Seite die geschehene Huldigung verewigen sollte, während auf der anderen eine Krone mit der Ueberschrift a deo data und Scepter und Schwert im Lorbeerkranz mit dem daruntergesetzten Spruche: Pro deo et populo zu lesen waren. Wenn man auch damals die Redensart: „Alles für das Volk, Nichts durch das Volk" noch nicht kannte, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß der Kurfürst durch das Gepräge seiner Münze etwas Aehnliches ausdrücken wollte [1]).

Schmausereien, Feuerwerke und Aufzüge aller Art beschlossen in den nächsten Tagen die Feierlichkeit.

Der Kurfürst war überglücklich, das Huldigungs-

[1]) Diese Münze ist u. a. auch in Seyler's Leben des großen Kurfürsten p. 67 abgebildet.

werk nun endlich hinter sich zu haben und als anerkannter souverainer Herzog von Preußen auftreten zu können. — Nachdem er versprochen hatte, in anderthalb Jahren zurückzukommen und alsdann allen noch übrigen Beschwerden abzuhelfen, ließ er am 20./30. October „die Deichsel nach der Mark zukehren."

Die Zustände des Herzogthums waren aber dadurch noch lange nicht gebessert, und das durch den schwedisch-polnischen Krieg so tief heruntergekommene Land konnte sich nicht erholen. Ein Hauptgebrechen bestand darin, daß die Domainen zum großen Theil an Einzelne vom Adel verpfändet waren, während die übrigen von ihren adligen Verwaltern auf das Gewissenloseste vernachlässigt und ausgesogen wurden.

Niemand kehrte sich daran, daß den Bauern durch Herzog Albrecht's Testament die persönliche Freiheit zugesichert war. Sie wurden nach wie vor wie Leibeigene behandelt und schmachteten im größten Elend. Die verhältnißmäßig geringen Summen, welche in die kurfürstlichen Kassen flossen, wurden nicht nach einem festgestellten Etat verwendet, und so mußte für jedes Bedürfniß des Landes und des Hofes jedesmal durch eine neue für diesen besonderen Zweck aufgelegte Abgabe gesorgt werden, und eine jede solche Auflage hatte neue Streitigkeiten zwischen dem Kurfürsten und den Ständen im Gefolge. Sollte eine Grundsteuer, Hufensteuer genannt, erhoben werden, so widersprach der

Adel, und die auf den Handel drückenden Abgaben fanden Widerspruch bei den Städten.

Die beständigen Kriege, in welche Friedrich Wilhelm durch seine nach allen Seiten hin geschäftige Politik bis an's Ende seiner Regierung stets von Neuem verwickelt wurde, hatten eine beständige Vergrößerung der Armee zur Folge. Auf die Leistungsfähigkeit des Landes nahm er dabei wenig Rücksicht, weil seine Anforderungen, wie er sagte und wie er auch überzeugt war, das Wohl des gemeinen Besten und den Schutz der Unterthanen zum Zweck hatten. Vergebens stellten die beständig mit neuen Lasten, Einquartierungen und Naturallieferungen bedrängten Einwohner vor, daß ihnen Haus und Hof genommen würde, um aus dem Verkauf die Steuern zu decken, vergebens schickten sie Proben des Gemenges von Kleie und Baumrinde nach Berlin, welches dem hungernden Landmann die Stelle des Brodtes ersetzen sollte — Vertröstung auf bessere Zeiten oder zornige Abfertigungen wegen ihrer Widersetzlichkeit war Alles, was sie erlangten. Klagten sie über die Zügellosigkeit der Soldaten, die wie Räuber hausten, den Bürger und Bauer mißhandelten, oder über den Hochmuth und die Rohheit der Officiere, von denen sie sich Schläge und Fußtritte gefallen lassen mußten, so antwortete der Kurfürst [1]): Die Stände

[1]) Orlich I. p. 392.

müßten wohl begreifen, daß man eine Armee von soviel Tausend Mann nicht an einem Faden führen kann. Würden die Thäter aber namhaft gemacht und überführt, so wüßten die Stände wohl, daß es an ernster Bestrafung nicht mangle.

Das war schlechter Trost, denn man hatte genugsam erfahren, wie es fast unmöglich war, gegen Soldaten Recht und Gerechtigkeit zu erlangen, weil der Kurfürst, der die hartgedrückte Provinz nur durch militärische Gewalt von offenem Aufruhr zurückhalten konnte, den Soldaten große Nachsicht bewies.

Wie man bei Hofe über das Verhältniß zwischen Militär und Civil damals dachte, dafür ist uns ein merkwürdiger Belag in dem Tagebuche aufbehalten, welches Schwerin als Erzieher des Kurprinzen über dessen geistige Entwickelung aufgezeichnet hat[1]). Als er einst sich bemühte, seinen Zögling über die Pflicht der Gerechtigkeit eines Regenten aufzuklären, und ihn fragte: „Wenn ein Bauersmann Sr. kurfürstl. Durchlaucht klagte, daß ein Officier ihm große Gewalt gethan und geschlagen, was J. k. D. dem Officier thun wolle? Darauf sagte sie: Nichts! Als ich nun fragte, wenn denn der Bauer dem Officier Etwas gestohlen und darüber geklagt würde? da sagte der Prinz: Alsdann wollte er den Bauer strafen." Dergleichen Ansichten, die der

[1]) Abgedruckt im Anhang zum 1. Band von Orlich.

junge Fürstensohn doch schwerlich aus sich selbst gesogen, waren also im siebzehnten Jahrhundert am Hofe verbreitet.

Unter dem Druck der Belästigungen durch das Militär und der stets wachsenden Abgaben stieg denn auch der Widerwille der Stände gegen jede neue Bewilligung, jedoch verstand es der Kurfürst, sie so in Furcht zu erhalten, daß er in jedem einzelnen Falle dennoch seinen Willen durchsetzte und die geforderten Summen erhielt. Der Adel wußte die ihn treffenden Lasten auf die Schultern der Bauern abzuwälzen und von denselben noch mehr zu erpressen, als er selbst gezahlt hatte. Die Bürger wurden durch angedrohte Wiedereinführung oder Erhöhung der Accise zur Nachgiebigkeit gebracht und bitter getäuscht, wenn nach erfolgter Zahlung die Erschwerung der Verbrauchsabgabe dennoch über sie verhängt wurde. Noch unerträglicher aber wurde die Steuerlast dadurch, daß die Vertheilung in den Händen der Junker lag, die z. B. bei den ebenfalls zum Oefteren ausgeschriebenen Kopfsteuern es für ihr adliges Vorrecht erklärten, selbst und für ihre Familien Befreiung zu genießen, so daß ihr Antheil von den Armen noch obendrein getragen werden mußte. Neben allen diesen Lasten, die man als die regelmäßigen bezeichnen kann, kamen aber noch Leistungen für außerordentliche Fälle. Wenn der Kurfürst z. B. einen Gesandten nach Polen oder Rußland zu schicken hatte, so

wurden die Stände ohne Weiteres angewiesen, für dessen Equipage und Ausrüstung zu sorgen, was damals nichts Geringes war, denn ein solcher Gesandter, der die Person seines Herrn vorstellte, mußte mit fürstlichem Gefolge versehen und unterhalten werden.

Bedenkt man nun dabei, daß die Provinz gerade in den Jahren von 1660—1680 fortwährend von Mißwachs, Pestkrankheiten und Viehsterben heimgesucht war, so wird man dreist behaupten können, daß im Grunde die ganze Misere des dreißigjährigen Krieges dort noch fernere dreißig Jahre weiterwucherte. Die Klagen und Beschwerden der Stände und der Landtage wiederholen sich in trübem ermüdendem Einerlei. Man berief sie nur, um Geld zu erhalten, und der Kurfürst, der seine Forderungen mit Rücksicht auf sein jedesmaliges Bedürfniß vielmehr als mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Unterthanen abmessen mußte, reizte dadurch zu wiederholten Versuchen, die Hilfe des Königs von Polen gegen die Bedrückungen des neuen Souverains anzuflehen. Dies berührte den Kurfürsten an seiner empfindlichsten Seite und ward auch Veranlassung, daß er durch einen Act furchtbarer Strenge, gegen dessen Gerechtigkeit sehr gewichtige Bedenken zu erheben sind, endlich die ihn fortwährend beunruhigende Opposition mit Einem Schlage zu vernichten suchte.

Wie man einst den Vertreter der Opposition des Bürgerstandes in der Person des Roth nur durch Gewalt und List beseitigen konnte, so kam der Kurfürst bald einem Mitgliede des Adels gegenüber in dieselbe Verlegenheit. Christian Ludwig von Kalkstein, der Bruder des oben erwähnten Generals, hatte in polnischen Kriegsdiensten sich den Ruf großer Tapferkeit erworben. Seine preußischen Gutsnachbarn fürchteten ihn wegen seines heftigen gewaltsamen Wesens, aber die Geradheit und Offenheit seines Charakters erwarben ihm zugleich allgemeine Achtung. Da er wie sein Bruder der Opposition angehörte, so hatte man versucht, ihn durch Ertheilung der einträglichen Amtshauptmannschaft Oletzko für die Sache des Kurfürsten zu gewinnen, und als er dessenungeachtet auf den Landtagen seine früheren Ansichten vertrat, machte man ihm wegen unregelmäßiger Verwaltung den Prozeß, und obgleich ihm Nichts nachgewiesen werden konnte, als was fast allen seinen Standesgenossen damals zur Last fiel, nahm man ihm dennoch die Amtshauptmannschaft. Sein eigentliches Verbrechen bestand darin, daß er dem Kurfürsten die Huldigung nicht geleistet hatte, weil er während der Huldigungsfeier in Warschau war, und auch nachher den Eid standhaft verweigerte.

Wie der Kurfürst einen solchen Widerstand ansah, hatte er selbst in einem eigenhändigen Schreiben an Schwerin schon früher (1. Februar 1662) zu erkennen

gegeben. „Wenn sie nicht huldigen wollen," schreibt er, „werde ich die Macht, so mir Gott gegeben, gebrauchen, und da Einer Etwas dawider thun wird, ihm den Kopf vor die Füße legen lassen."

Da Kalkstein nun, der sich parteiisch behandelt glaubte, beschuldigt ward, gefährliche Drohungen gegen die Person des Kurfürsten ausgestoßen zu haben, so wurde er der Majestätsbeleidigung angeklagt und zum Tode verurtheilt (1668). Nachdem er ein Jahr in Gefangenschaft gesessen, begnadigte ihn der Kurfürst auf Bitten seiner zweiten Gemahlin, welche so eben ihren ersten Sohn geboren hatte. Doch mußte er eidlich geloben, sich ruhig zu verhalten, seine Güter nicht zu verlassen und 10,000 Thlr. zu zahlen, von denen ihm jedoch später die Hälfte erlassen wurde.

Kalkstein betrachtete dies ganze Verfahren, wohl nicht ohne Grund, als eine unter dem Schein des Rechts gegen ihn ausgeübte politische Verfolgung und glaubte deshalb auch an den ihm abgenommenen Eid, den er für erzwungen erklärte, nicht gebunden zu sein. Als nun nach der Abdankung Johann Casimir's die widerstreitenden Interessen der politischen Parteien dazu führten, daß seltsamer Weise ein unbedeutender einfacher Edelmann, Michael Koributh, auf den Thron erhoben wurde, da mag bei Kalkstein zu der Erbitterung gegen den Kurfürsten noch das Interesse an den Verhältnissen, denen er früher so nahe gestanden, hinzugekommen sein,

um seine schon gereizte Stimmung auf's Höchste zu steigern und ihm den auferlegten Zwang vollends unerträglich zu machen. Er begab sich im März 1670 nach Warschau, wo auch Roth's Sohn sich befand, und knüpfte mit dem Reichstage Unterhandlungen an, indem er sich nach den Aeußerungen, die er von seinen Freunden vernommen, für einen Bevollmächtigten der preußischen Stände ansah und auch als solcher auftrat. Der wahre Sachverhalt wird niemals aufgeklärt werden können, weil Diejenigen, welche von seiner Unternehmung Hilfe gegen die Bedrückungen des Kurfürsten erwarteten, sich wohl gehütet haben, etwas Schriftliches von sich zu geben. Die Stände selbst verleugneten ihn natürlicherweise, denn als der kurfürstliche Gesandte in Warschau, v. Brandt, bei dem neuen Statthalter in Königsberg, dem Prinzen v. Croy, deshalb anfragte, erklärten jene Adligen schriftlich, daß ihnen von der Sendung eines Bevollmächtigten nach Warschau Nichts bekannt sei.

Kalkstein übergab dem Reichstage eine Schrift, welche die im Namen der Stände ausgesprochene Bitte enthielt, den Kurfürsten mit Gewalt dahin zu bringen, daß derselbe die den Vasallen im Bromberger Vertrage gewährleisteten Rechte nicht antaste. Brandt verlangte, daß man sich mit dem gefährlichen Menschen nicht einlasse, man solle ihm seine Vollmachten abfordern. Kalkstein erwiederte, daß er allerdings Vollmachten hätte,

sich aber hüten würde, dieselben vorzuzeigen und seine Freunde der Rache des Kurfürsten preis zu geben. Dieselben wären gezwungen worden, die Schrift auszustellen, durch welche sie ihn verleugnet hätten.

Diese Behauptungen besaßen allerdings viel innere Wahrscheinlichkeit, denn unter der Statthalterschaft des Prinzen von Croy, der die wieder eingeführte Accise und die drückende Kopfsteuer auf Befehl des Kurfürsten mit militärischer Execution eintreiben ließ, war die Unzufriedenheit im Lande wieder auf's Höchste gestiegen, und Aller Augen sahen nach Warschau, von wo sie Beistand hofften. Schwerin, welcher fürchtete, daß der Kurfürst durch seine unbeugsame Strenge sich die Gemüther vollends entfremdete, rieth fortwährend vergeblich zur Milde. In seinen diese Angelegenheit betreffenden Briefen kommt folgende merkwürdige Stelle vor: „In der Geschichte findet sich, daß diejenigen Regenten auch mit den allerwiderwärtigsten Unterthanen am besten zurecht gekommen, welche liberal in Bestätigung der Privilegien gewesen sind, wenn auch nicht viel Effekt darauf erfolgt. Ich gestehe gern, daß die Führung des Regiments auf solche Art etwas schwerer fällt, als wenn man ganz freie Hand hat, aber eben darum ist das Geschick zu regieren eine so große Kunst."

Kalkstein, der von allen Maßregeln, durch welche die Gährung in Preußen gesteigert wurde, zuverlässige Nachrichten erhielt, wurde immer kühner. Er ließ

öffentlich eine deutsch und lateinisch verfaßte Schrift verbreiten, welche die Beschwerden der Stände und deren Bitte um Hilfe enthielt, und als der brandenburgische Gesandte nachdrücklich die Auslieferung des Unruhestifters verlangte, nahm König Michael denselben in Schutz. Brandt versuchte es nun mit der Hinterlist. Er ließ sich mit Kalkstein in Unterhandlungen ein und bewog ihn sogar, zum Besuch in das Gesandtschafts-Hotel zu kommen. Kaum aber hatte er das Haus betreten, als die Dragoner, welche unter ihrem Hauptmann Montgomeri die Ehrenwache des Gesandten bildeten, über ihn herfielen, ihn knebelten, an Händen und Füßen gebunden in eine von der Wand herabgerissene Tapete wickelten und auf einen Wagen warfen. So wurde er heimlich in größter Eile nach der Festung Memel geschafft. Unterwegs hatte man den Gefangenen erkannt und den König von dessen Entführung benachrichtigt. Brandt, darüber zur Rede gestellt, leugnete jede Mitwissenschaft von der Sache.

Ein solches Verfahren reizte die ganze polnische Bevölkerung zur äußersten Wuth, und der Gesandte, der seines Lebens nicht mehr sicher war, mußte die Flucht ergreifen und sich nach Königsberg begeben.

Der König von Polen verlangte in den stärksten Ausdrücken Genugthuung für die Verletzung des Völkerrechts und vor allen Dingen die Auslieferung Kalkstein's. Friedrich Wilhelm antwortete in gleich starkem

Tone, und es wäre fast zu einer Kriegserklärung gekommen, wenn der Kurfürst nicht auf Schwerin's Ermahnungen zu rechter Zeit eingelenkt hätte, indem er erklärte, Kalkstein's Gefangennehmung wäre ohne sein Vorwissen erfolgt. Er mußte sich sogar dazu bequemen, gegen Brandt und Montgomeri zum Schein eine Untersuchung einzuleiten, während in der That Beide mit seinem Vorwissen sich bereits außer Landes begeben hatten. Gegen dieselben wurde in contumaciam auf Verlust ihrer Güter erkannt, und Brandt zur Verbannung, Montgomeri gar zum Tode verurtheilt[1]).

Dem gefangenen Kalkstein machte man inzwischen den Prozeß, und zwar nicht nach den Gesetzen des Landes, sondern vor einer eigens dazu zum Theil aus Nichtpreußen zusammengesetzten Commission. Man verfuhr gegen ihn auf Befehl des Kurfürsten mit der Folter, um die Namen von Mitschuldigen zu erpressen, in geradem Widerspruch mit der Criminalordnung von 1620, welche erst nach Erschöpfung aller anderen Beweismittel die Anwendung der Tortur gestattet. Die Commission benahm sich im Bewußtsein ihrer Ungesetzlichkeit sehr schwankend, denn nachdem sie anfangs wegen Hochverrath, Fälschung und Eidbruch auf Todesstrafe erkannt hatte, reichte sie später eine Vorstellung

---

[1]) Puffendorf IX. 103, 104, wo diese Vorgänge mit der größten Naivetät erzählt werden.

mit dem Antrage ein, der Kurfürst wolle den Angeklagten lebenslänglich in Tapiau gefangen halten. Der König von Polen und die preußischen Stände, deren Privilegien durch das Verfahren geradezu gebrochen waren, verwendeten sich eifrig für Kalkstein. Der Kurfürst aber befahl das Todesurtheil zu vollstrecken. Am 7. November wurde der Unglückliche mit dieser Entscheidung bekannt gemacht. Er hörte die Vorlesung des Erkenntnisses mit größter Fassung an und äußerte sogar scherzend, da er gerade heut sein Podagra verloren, so müsse das Köpfen wohl ein gutes Mittel dagegen sein. — Die Nacht brachte er größtentheils mit Schreiben zu und richtete an den Kurfürsten und an seine Familie Versicherungen seiner Unschuld.

Am 8. November ward er enthauptet.

Der König von Polen war über dies Verfahren empört, allein da er sehr bald seiner eigenen Bedrängniß wegen die Hilfe des Kurfürsten in Anspruch nehmen und denselben auffordern mußte, die im Bromberger Vertrage zugesicherten 1500 Mann Hilfstruppen zu senden, so war man beiderseits geneigt, die Kalkstein'sche Sache in der Stille abzuthun.

Brandt und Montgomeri wurden aus der Verbannung zurückgerufen und reich beschenkt und befördert. Um für die Erledigung der von Polen geforderten Auslieferung Kalkstein's eine Form zu finden, erbot sich der Kurfürst, denselben (er war längst hingerichtet) nunmehr

herauszugeben, worauf der König antwortete, daß er die Auslieferung jetzt nicht mehr verlange.

Ob Kalkstein ein Verbrecher oder ein Opfer der Politik war, kann auch durch Einsicht der Acten nicht aufgeklärt werden, weil der Prozeß nicht in der gesetzlichen Form geführt wurde. Die Zeitgenossen hielten dafür, daß der Kurfürst seine Souverainetätsbestrebungen durch eine Hinrichtung habe fördern und den preußischen Adel in Schrecken setzen wollen.

Sei dem wie ihm sei, das Mittel war jedenfalls für Erreichung des Zweckes klug gewählt, und der Kurfürst konnte seitdem seine unablässigen Geldforderungen bei den Ständen leichter durchsetzen, weil Jeder fürchten mußte, durch hartnäckigen Widerstand gegen ungesetzliche Ansprüche das Leben auf's Spiel zu setzen.

Im Bewußtsein des Eindruckes, den die gewaltsame Unterdrückung der Kalkstein'schen Bestrebungen hervorgebracht, glaubte der Kurfürst jetzt zu einem neuen Mittel greifen zu dürfen, um seine Finanzen zu verbessern. Während des schwedisch-polnischen Krieges nämlich hatten die Oberräthe, denen verfassungsmäßig die Verwaltung sämmtlicher Majestätsrechte zustand [1]), und welche auch berechtigt waren, Domainen zu veräußern und zu verpfänden, in der Noth des Augenblicks eine große Anzahl landesherrlicher Güter in Ver-

[1]) v. Baczko, Geschichte Preußens V. 395.

satz gegeben, um die nöthigen, sonst auf keine Weise zu beschaffenden Summen zu erhalten, deren sie zur Vertheidigung des Landes und zur Bestreitung der auferlegten Contributionen bedurften. Diese Maßregeln waren niemals von irgend einer Seite angefochten worden, bis der Kurfürst plötzlich eine Commission niedersetzte, und zwar zum Theil aus fremden, mit den Gesetzen und Verhältnissen des Landes unbekannten Leuten, welche die Weisung erhielten, die eingegangenen Verträge zu prüfen und alle nicht von ihm oder von seinem Vater persönlich unterzeichneten Verpfändungsurkunden für null und nichtig zu erklären. Damit noch nicht genug, sollten auch Diejenigen, welche im Lauf der Zeit höhere Erträge bezogen hätten, als die ursprünglich dargeliehenen Summen betrugen, ihres Pfandrechts verlustig sein.

Vergebens baten die Stände, die Entscheidung dieser in das Privatrecht tief einschneidenden Fragen den ordentlichen Gerichten zu überlassen. Die Absetzung des Hofhalsgerichtspräsidenten, welcher in einer solchen Verpfändungsangelegenheit sich durch sein abgegebenes Gutachten das Mißfallen des Kurfürsten zugezogen hatte, war die Antwort auf diese Bitte.

Von Neuem beschwerten sich hierauf die Stände, weil die Absetzung nicht in Folge eines gesetzlichen Verfahrens, sondern durch bloßes Rescript erfolgt war. Sie beriefen sich auf die ihnen so oft ertheilten kurfürst-

lichen Bestätigungen ihrer Privilegien. Allein man antwortete ihnen, sie möchten die Aussprüche des Kurfürsten nicht gegen die Wohlfahrt des Staates mißdeuten und ihn dadurch zwingen, selbst alles Nöthige so lange anzuordnen, bis sie die von ihm geforderten Summen bewilligt hätten.

Immer weiter und immer gewaltsamer schritt Friedrich Wilhelm auf dem betretenen Wege fort. Unbewilligte Steuern wurden erhoben und in der drückendsten Art vertheilt. So oft z. B. ein Kopfgeld ausgeschrieben war (und das geschah mehrmals in jedem Jahr, ja mehrmals in einem und demselben Monate), so forderte man von dem kleinsten Krämer einer Provinzialstadt denselben Beitrag wie von dem größten Königsberger Handelsherrn. Auch die Steuerfreiheit des Adels, damals ein völlig unbestrittenes Recht, wurde nicht geachtet, weil der Kurfürst behauptete, dieselbe beziehe sich nur auf die ordnungsmäßig bewilligten, nicht aber auf die von ihm eigenmächtig ausgeschriebenen Steuern, und er war sehr ungehalten, daß die Preußen sich diesen gewaltsamen Interpretationen nicht willig fügten, sondern mit einer Festigkeit, die in seinen Augen nichts als Hartnäckigkeit und Widersetzlichkeit war, an ihrem guten Rechte festhielten.

Als der Kurfürst später durch seine Kriegsthaten und namentlich durch den Sieg über die Schweden bei Fehrbellin die Welt mit seinem Kriegsruhme erfüllte,

da hoffte er, daß dies einen „Umschwung" in der Gesinnung der Stände zur Folge haben sollte. Die Preußen aber waren nicht im Stande zu begreifen, daß sie durch die Siege des Kurfürsten ihre verfassungsmäßigen Rechte einbüßen müßten, was er dann als eine noch größere Halsstarrigkeit betrachtete. Die härtesten militärischen Zwangsmittel und die gewaltsamsten Executionen wurden verfügt, und die Bürger sahen sich der Rohheit des gemeinen Soldaten preisgegeben, bis die geforderten Summen bezahlt waren. Dies Verfahren gereichte namentlich den Städten Königsberg zum größten Verderb, denn der Schaden, den solche Executionen anrichteten, betrug oft mehr als das Doppelte der Summen, welche ursprünglich gefordert waren.

Auf diese Weise gelang es denn, wenn auch nicht der Form, so doch der Sache nach, die unbeschränkte Herrschaft über das Herzogthum auszuüben. Das so sehr bequeme Complanationsrecht spielte dabei eine große Rolle, und sehr bald war von einer Frage nach Bewilligung der geforderten Summen eigentlich nicht mehr die Rede, sondern die Stände hatten lediglich dafür zu sorgen, wie die unabwendliche Leistung unter die einzelnen Einwohner vertheilt werden sollte. Dem unglücklichen Lande wurden, ohne Rücksicht auf Mißwachs, Krankheiten und auf die bitterste Noth der Einwohner stets von Neuem die Summen abgepreßt, welche die für den Umfang des Landes unverhältnißmäßig große

Armee, die beständigen Kriege, die vielen Gesandtschaften, deren man sich zu diplomatischen Verhandlungen mit allen Ländern bediente, und endlich der Luxus des Hofes und die Kunstliebhabereien des Kurfürsten verschlangen.

Durch ein ganz ähnliches Verfahren, wie das in Preußen beobachtete, erreichte der Kurfürst auch in den übrigen Provinzen, in der Mark, in Cleve, Minden und Magdeburg nach und nach die gleichen Erfolge.

Mit dem festen Entschlusse, sich zum Selbstherrscher zu machen, nahm er auf die verbrieften Rechte des Adels und der Städte ebensowenig Rücksicht, als auf seine eigenen stets wiederholten feierlichen Zusagen und Assecurationen. „Die Zeit ist stärker als alle alten Rechte," pflegte er zu sagen, und keiner Einzelheit gestand er die Macht zu, sich dem Wohl des Ganzen, wie er es begriff, hindernd in den Weg zu stellen.

Er sprach damit nur die Ueberzeugung aus, welche sich um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in ganz Europa geltend machte, wo der Absolutismus der Fürsten mit vernichtendem Tritt über die alte ständische Freiheit hinwegschritt.

Es lag in der Natur des Kurfürsten, der seine diplomatische Ueberlegenheit allezeit mit der Vorliebe eines Künstlers geltend zu machen suchte, daß er auch in diesem Kampfe so selten wie möglich zu offenen Gewalthandlungen sich hinreißen ließ und fast immer den Rath-

schlägen derjenigen Männer Gehör gab, die wie Schwerin darauf hinwiesen, daß ein Regent seine eigenmächtigen Absichten am leichtesten erreicht, wenn er sich scheinbar der bestehenden Verfassung unterwirft und, in die Formen derselben seine Entschlüsse kleidend, das Wesen und den Kern der widerstrebenden Gewalten von innen heraus vernichtet.

Wie unvereinbar auch ein solches Verfahren mit dem Wesen eines großen Kriegshelden zu sein scheint, so ist das gerade eine Besonderheit in Friedrich Wilhelm's wunderbar gemischtem Charakter, daß seine Willenskraft klar und fest genug war, um solche Widersprüche zu versöhnen. Wie denn auch sein schnell aufbrausender Zorn jedesmal nach kurzen Augenblicken der eisernen Selbstbeherrschung weichen mußte, mit der er seine Leidenschaftlichkeit zu zügeln verstand. Den Beweis für die Zweckmäßigkeit des Verfahrens lieferte der Erfolg, denn gar bald stand er in seinen gesammten Landen dem Wesen nach ebenso uneingeschränkt und willkürlich gebietend da, wie Ludwig XIV. in den seinigen, und wenn dessenungeachtet z. B. nach wie vor die Bewilligung der Gelder von den Ständen gefordert werden mußte, so waren doch diese so gedemüthigt, daß sie weder Muth noch Kraft hatten, um bei einer ernsten Weigerung zu beharren. Die Betrachtung der Finanzen des Kurfürsten wird uns überdies bald das

Mittel zur Anschauung bringen, durch welches er die Hauptquelle der Staatseinnahmen auch ohne ständische Mitwirkung in seine Kassen zu leiten verstand.

Neunzehntes Kapitel.

Haus- und Hofstaat. Innere Angelegenheiten.

Nach Abschluß des Oliver Friedens hatte der Kurfürst viele Jahre lang keinen auswärtigen Krieg zu führen. Denn daß er 1663 nach dem Beschluß des Regensburger Reichstages dem Kaiser Leopold zweitausend Mann Hilfstruppen gegen die Türken zur Verfügung stellte, kann als ein von ihm geführter Krieg nicht angesehen werden [1]).

[1]) Den ihm angetragenen Oberbefehl über die Reichsarmee lehnte der Kurfürst wohlweislich ab. Seine Brandenburger aber, unter Anführung des Herzogs von Holstein Beck, zeichneten sich bei allen Belagerungen und Gefechten in Ungarn sehr vortheilhaft aus. Stets in den vordersten Reihen kämpfend trugen sie nicht wenig zu dem Siege bei, den die Kaiserlichen am 20. Juli 1664 über die Türken erfochten. Kaiser Leopold wünschte deshalb eine Verstärkung des tapferen Truppencorps, als aber der Kurfürst diese Gelegenheit benutzen wollte, um die alten brandenburgischen Ansprüche auf Jägerndorf von Neuem geltend zu machen, so zerschlugen sich die Unterhandlungen.

Um die widersprechenden Interessen seiner weit auseinander gelegenen Landesgebiete, der rheinischen, märkischen und preußischen Besitzungen, besser überwachen und leiten zu können, residirte der Kurfürst abwechselnd in Cleve, Berlin und Königsberg, doch blieb natürlich Berlin der Hauptsitz der Regierung und Verwaltung des Ganzen, und seine Sorge war auf die Erweiterung und Verschönerung dieser Stadt unablässig gerichtet.

Nicht nur bei dem jedesmaligen Wechsel des Aufenthalts in den drei genannten Residenzstädten, sondern auch auf allen Zügen und Reisen in Krieg und Frieden begleitete ihn stets seine Gemahlin, wie er denn überhaupt in dem ehelichen Beisammenleben die größte persönliche Befriedigung fand. Da war es von den segensreichsten Folgen, daß seine Wahl auf eine so durchaus tugendhafte und verständige und alle Interessen ihres Herren theilende Gattin gefallen war, wie die Prinzessin Louise Henriette. Ihr Rath und ihr mildes besänftigendes Wesen übten auf seinen Geist einen entscheidenden Einfluß, und sie wußte in seinem mit Staats- und Regierungssorgen erfüllten Herzen die Theilnahme für das Häusliche und für die Entwickelung ihrer Kinder bis in's Einzelnste stets lebendig zu erhalten [1]).

[1]) Daß die Kurfürstin ihren Rath zuweilen auch ungebeten und in einer dem Gemahl nicht zusagenden Weise ertheilte, namentlich wo es sich um confessionelle Streitigkeiten handelte, ergiebt theils die Stelle im Constantinus Germanicus p. 352,

In den ersten Jahren seiner Ehe hatten mehrfache unglückliche Zufälle die Hoffnung des Kurfürsten, einen Erben zu erhalten, immer wieder vereitelt. Ein 1648 in Cleve geborener Prinz starb bald darauf wieder während der Reise nach Berlin. Erst sieben Jahre später wurden der Kurfürstin „sonderliche tägliche Gebete und Gelübde um Erben erhört und sie von dem höchsten Gott abermals gesegnet, und blieben Ihre kurfürstliche Durchlaucht mit großer unglaublicher Geduld wohl gegen fünf Monat im Bette liegen und wurden selbst zur Ader gelassen [1]." Endlich am 6/16. Februar 1655, dem Geburtstage des Kurfürsten, kam der Kurprinz zur Welt, welcher die Namen Carl Emil erhielt, und am $\frac{27. \text{ Novbr.}}{7. \text{ Decbr.}}$ 1657 wurde in Königsberg der nachherige erste König von Preußen, Friedrich, geboren.

Carl Emil war ein Prinz von offener edler Gemüthsart, aber heftig und zum Jähzorn geneigt, mit sehr geringer Lust am Lernen und früh ausgesprochenen soldatischen Neigungen. Bei einer Weihnachtsbescheerung ließ er alle Spielsachen unbeachtet und griff nach einem kleinen Degen. — Schwerin, der neben seinen

theils die von Förster (Leben Fr. W. I. Bd. 1. p. 177) mitgetheilte Aeußerung eines Zeitgenossen, daß Louise Henriette dem Kurfürsten oft den Kopf so warm gemacht, daß er ihr mit Bitterkeit den Hut vor die Füße geworfen und sich ihre Nachthaube ausgebeten.

[1]) Orlich p. 537.

Geheimraths-Geschäften auf besonderen dringenden Wunsch des Kurfürsten und dessen Gemahlin das schwierige und zeitraubende Amt eines Prinzengouverneurs übernommen hatte, führte ein umständliches Tagebuch über die Lebensweise, den Unterricht und die geistige und körperliche Entwickelung der ihm anvertrauten jungen Herrschaften [1]). Man gewinnt aus demselben die Ueberzeugung, daß, wenn Carl Emil zur Regierung gelangt wäre, wahrscheinlich bereits unmittelbar nach dem Tode des großen Kurfürsten die Soldatenwirthschaft begonnen hätte, welche durch Friedrich Wilhelm I. eingeführt worden ist. Aber der junge Prinz sollte vorzeitig ein Leben beschließen, auf dem so große Hoffnungen ruhten. Er begleitete im Jahre 1674 seinen Vater während des erfolglosen an den Rhein unternommenen Feldzuges. In Straßburg erkrankte der Prinz und starb daselbst nach längerem Leiden am 27. Novbr. Der Kurfürst empfing in Colmar, wo er sich aufhielt und durch Boten öftere Erkundigung über des Sohnes Befinden einzog, die Trauerbotschaft und äußerte die Besorgniß, daß eine Vergiftung im Spiele sein möchte. Man warf Verdacht auf einen französischen Koch des Prinzen, vor dem man ihn öfters gewarnt hatte, allein Carl Emil hatte das in seiner leichten Manier mit der Bemerkung abgewiesen: Mein

[1]) Auszugsweise abgedruckt bei Orlich.

Vater hat sogar einen Franzosen als General! — Der dem Kurprinzen sehr ergebene junge Reisemarschall Friedrich Wilhelm's, Siegfried von Buch, schreibt über ihn in sein Tagebuch[1]: Er war ein Prinz begabt mit allen schönen Eigenschaften des Körpers und der Seele, welche man nur wünschen kann, und von denen die Handlungen kommen, welche Quintus Curtius Alexander dem Großen zuschreibt. —

Von dem zweiten Sohne des Kurfürsten wird später noch genugsam die Rede sein. Nach ihm kam ein Zwillingspaar, welches in frühester Kindheit dahinstarb, und der jüngste Sprößling aus dieser Ehe war der 1666 geborene Markgraf Ludwig, welcher auch in der Blüthe seiner Jahre 1687, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, aus dem Leben schied. Der Kurfürst hatte ihn als kaum vierzehnjährigen Knaben mit einer reichen vielumworbenen Erbin, der Tochter des Statthalters Fürsten Radziwil, vermählt und dadurch die Absichten des Königs von Polen und vieler Großen des polnischen Reichs vereitelt, welche ihre Hand, oder vielmehr ihre Güter zu gewinnen hofften. Friedrich Wilhelm war vom Vater der jungen Dame zu deren Vormund ernannt worden, mit der Verpflichtung, dafür zu sor-

[1]) Herausgegeben von Kessel. 1864. Das im Staatsarchiv befindliche Original ist größtentheils in französischer Sprache abgefaßt.



gen, daß sie dem reformirten Bekenntnisse treu bleibe. Um dies zu erreichen und dabei zugleich seinem geliebten jüngsten Sohne erster Ehe eine glänzende Versorgung zu verschaffen, bediente er sich einer List. Ohne jede vorherige Ankündigung schickte er ganz plötzlich den noch völlig knabenhaften Markgrafen Ludwig nach Königsberg und ertheilte dem Statthalter Fürsten v. Croy den gemessenen Befehl, sogleich nach Ankunft des Prinzen denselben durch den reformirten Hofprediger mit der dreizehnjährigen jungen Prinzessin trauen zu lassen. Dieser Befehl wurde denn auch mit solcher Eile vollzogen, daß man nicht einmal Zeit hatte, ein Brautkleid für das Kind anfertigen zu lassen, sondern sie in eine alte, aus den Koffern ihrer Mutter hervorgesuchte Robe stecken mußte. Sie war eine lebenslustige und lebhafte junge Polin. Nach siebenjähriger Ehe wurde sie durch den plötzlichen Tod des Markgrafen zur Wittwe, und der Kurfürst verlangte und erhielt noch auf seinem Todbette von ihr das feierliche Versprechen, daß sie der evangelischen Lehre treu bleiben wolle. Dessenungeachtet entfloh sie unmittelbar nach dem Tode ihres Schwiegervaters heimlich aus dem Schlosse und vermählte sich heimlich in einem Privathause mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, welcher ihr besser gefiel als der Prinz Jakob Sobieski, dem sie bereits so gut wie verlobt war. Sie entfernte sich mit ihrem neuen Gemahl sofort aus Berlin und wurde katholisch. Dieser Vorfall machte

das größte Aufsehen in der ganzen Welt und rief die moralische Entrüstung der Fürstenhöfe hervor. Die junge Dame starb in ihrem 29. Jahre 1695 zu Insbruck, wo ihr Gatte damals als Statthalter von Tyrol residirte.

Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte schon 1667 seine erste von ihm hochverehrte und mit der größten Zärtlichkeit geliebte Gemahlin verloren, und obgleich er unmittelbar nach Ablauf des Trauerjahres sich zum zweiten Male verheirathete, weil er weiblicher Pflege nicht entbehren konnte, so hat er doch das Andenken an seine erste tugendhafte und verständige Gattin stets in hohen Ehren gehalten, und in ernster und schwieriger Lage soll er oft voll Betrübniß ausgerufen haben: „O Louise, wie sehr vermisse ich Deinen Rath!" Behufs seiner Wiederverheirathung hatte er zuerst auf dieselbe pfälzische Prinzessin sein Auge geworfen, welche später als Herzogin von Orleans und Mutter des Regenten von Frankreich, noch mehr aber durch ihre ebenso naiven als derben und treuherzigen Aufzeichnungen bekannt ist, in denen sie den Hof Ludwig des XIV. und des Regenten beschreibt. Sie war eine Enkelin des Winterkönigs, Nichts weniger als schön, aber klug, witzig, unterhaltend und dabei eine durchaus edle weibliche Natur, und es ist zu bedauern, daß sie die Bewerbung des Kurfürsten ausschlug, weil sie Bedenken trug, Stiefmutter schon erwachsener Prinzen zu werden. Friedrich Wilhelm

richtete alsdann seine Wahl auf Dorothea, Tochter des Herzogs Philipp von Holstein-Sonderburg, welche zwei Jahre mit dem Herzoge von Braunschweig-Zelle vermählt gewesen und damals Wittwe war. Im Sommer 1668 wurde zu Grüningen im Halberstädtischen das Beilager vollzogen.

Dorothea wurde für den Kurfürsten eine ebenso treue und liebevolle Pflegerin, wie es dessen erste Gattin gewesen war. Auch sie begleitete ihn auf allen seinen oft sehr beschwerlichen Zügen und suchte ihn während der schmerzhaften Anfälle der Gicht zu zerstreuen und zu erheitern. Allein ihre Güte und Liebe scheint sich auf den Gatten und die sieben Kinder, die sie ihm gebar, beschränkt zu haben, denn im Volke galt sie für hartherzig und geizig. Ganz besonders waren die Berliner schon im Voraus so sehr gegen sie eingenommen, daß ihr feierlicher Einzug in die Residenz unter allgemeinem Schweigen der Zuschauer eher einem Leichenzuge als einem Hochzeitsgepränge gleichgesehen haben soll, und die Erbitterung steigerte sich noch, als sie ihrem Gemahl zu Liebe von dem lutherischen Bekenntnisse zu dem reformirten übertrat. Denn gerade in Beziehung auf die Religionsverhältnisse hatte man erwartet, daß die neue streng lutherisch erzogene Kurfürstin sich ihrer Glaubensgenossen annehmen werde, während man der verstorbenen oranischen Gemahlin Friedrich Wilhelm's vielfach Schuld gab, zur Unterdrückung der

Lutheraner gerathen zu haben[1]). Sie kannte diese Volksstimmung sehr wohl und rächte sich dadurch, daß sie den Kurfürsten veranlaßte, das Schloß in Potsdam auszubauen und größtentheils daselbst zu residiren.

Ihr Verhältniß zu den Stiefkindern war ein sehr schlechtes. Es steht fest, daß sie auf alle Weise versuchte, die Kinder zweiter Ehe auf Kosten der älteren Brüder zu bevorzugen und zu bereichern, und wir werden sehen, wie sie die zunehmende Schwäche des alternden Kurfürsten in späteren Tagen dazu benutzte, um denselben zu letztwilligen Anordnungen zu bestimmen, welche leicht die ganze Zukunft des Staates hätten gefährden können. In wiefern der Verdacht, daß sie sogar dem Leben der älteren Markgrafen nachgestellt habe, rein aus der Luft gegriffen ist, wird sich mit Sicherheit nicht feststellen lassen. Das Publikum glaubte ihr die Schuld am Tode des Kurprinzen Emil zuschreiben zu müssen, und es war damals im Lager unter den Soldaten eine ausgemachte Sache, daß der in der Armee sehr beliebte junge Prinz von der bösen Stiefmutter vergiftet worden. Der Kurprinz Friedrich entfloh vom Hofe seines Vaters, weil er glaubte, von seiner Stiefmutter Gift erhalten zu haben, und er schrieb seine Errettung nur einem Gegenmittel zu,

[1]) Constant. Germanici ad Justum Sincerum epistola. p. 352.



welches sein damaliger Gouverneur Dankelmann ihm eingegeben [1]). Als nun gar kurz vor des Kurfürsten Tode dessen dritter Sohn erster Ehe, der einundzwanzigjährige Markgraf Ludwig nach dem Genuß einer Orange, welche die Schwester der Stiefmutter ihm gereicht [2]), plötzlich unter heftigen Schmerzen erkrankte und am anderen Morgen starb, da wurde die Kurfürstin auf offener Straße vom Volke unter den entsetzlichsten Verwünschungen als Mörderin genannt. Eine gerichtliche Untersuchung der Todesursache fand nicht statt.

Der Name dieser verhängnißvollen Frau lebt noch heut auf sehr friedliche Weise in Berlin fort. Der Kurfürst hatte ihr nämlich ein großes Terrain im Westen der damaligen Stadtgrenze geschenkt, welches sie durch Verkauf von Baustellen trefflich zu verwerthen verstand, so daß eine neue Stadt, die Dorotheenstadt, den beiden alten Städten Köln und Berlin hinzugefügt wurde. Sie legte sogar Wirthshäuser daselbst an, die sie für ihre Privatrechnung verwalten ließ, und sorgte so im Großen wie im Kleinen vortrefflich für das Beste ihrer Person und ihrer Kinder.

Die Zerwürfnisse in der Familie des Kurfürsten, welche durch die zweite Ehe entstanden, hinderte aber

[1]) Pöllnitz. Memoiren in der deutschen Uebersetzung I. 132, 157. König's Berlin III. 243.

[2]) Von seinem Verhältniß zur Stiefmutter wird später noch die Rede sein.

nicht, daß die Hofhaltung auf's Prächtigste eingerichtet und bis an's Ende mehr und mehr auf königlichen, ja wie die Augenzeugen versichern, fast auf kaiserlichen Fuß gesetzt wurde [1]), was mit der großen Armuth und Erschöpfung des Landes einen grellen Contrast bildete. Die Unterhaltung des Hofes kostete 1674 schon 150,000 Thaler, doch stieg diese Summe gegen das Ende der Regierung auf 220,000 Thaler, das heißt ebensoviel, wie hundert Jahre später Friedrich der Große für seinen ganzen Hof und für die Apanagen des königlichen Hauses angesetzt hatte. Bedenkt man, daß der Werth des Geldes von 1680 bis 1780 sich wenigstens verdreifacht hat, und daß Friedrich II. über viermal soviel Unterthanen herrschte, als der große Kurfürst, daß ferner im Jahre 1780 das Land seit fast zwanzig Jahren des Friedens genossen hatte, während die unruhige kriegerische Regierung Friedrich Wilhelm's stets von Neuem die durch den dreißigjährigen Krieg geschlagenen Wunden wieder aufriß, die noch kaum zu verharrschen begannen, so ist der Luxus, welchen der Kurfürst trieb, ein ganz ungeheurer zu nennen.

Dies Mißverhältniß zwischen der Pracht des Hofes und dem Elend des Landes findet seine Erklärung theils in der persönlichen Neigung des Kurfürsten für alles Prächtige, theils darin, daß in jenen Zeiten Fürsten und

[1]) Constant. German. l. c. 353.

Völker es für ein angeborenes Recht der Regenten hielten, ohne Rücksicht auf die Lage der Unterthanen sich mit Glanz und Herrlichkeit zu umgeben, ganz so, wie heutzutage der Bauer und Tagelöhner ohne Mißgunst, sogar mit Stolz und Selbstbefriedigung das Schloß des Gutsherrn neben der Lehmhütte emporsteigen sieht, in welcher er kümmerlich, voll Mühe und Arbeit sein Leben fristet.

Auch darf man nicht vergessen, welche Anschauungen Friedrich Wilhelm und seine junge Gemahlin aus den Niederlanden mitbrachten. Unerträglich mußte es ihnen erscheinen, als sie in das Berliner Schloß einzogen, dessen Dach den Regen in die unschönen Gemächer dringen ließ, und zu dessen Einfahrt man nur durch die schmutzigen Pfützen des übergetretenen Spreewassers vordringen konnte! Wenn es in den ersten Jahren Mühe kostete, die gemeinsten Lebensmittel für die Hoftafeln herbeizuschaffen, da durfte das jugendliche Herrscherpaar sich wohl die Frage vorlegen, ob sie nicht Anspruch darauf hätten, wenigstens ebenso gut zu wohnen und zu speisen wie der Bürgermeister von Delft oder gar von Amsterdam?

Bei dem Kurfürsten war es ein Ausfluß der Universalität seines Geistes, daß er alle Theile des Staatsganzen, welches ihm vorschwebte, gleichzeitig auszubauen unternahm, und daß er dabei von der Ueberzeugung ausging, die Mittel für das, was er als nützlich

und nothwendig erkannte, müßten sich finden. Und wie er bei Errichtung seiner Armee viel mehr die Stärke des Feindes, den er bekämpfen wollte, als die Leistungsfähigkeit seiner Unterthanen in Betracht zog und es den Provinzen überließ, wie sie die ihnen auferlegten Summen herbeischaffen wollten, so war er bei dem tiefsten Verfall des Wohlstandes in dem ganzen Bereich seiner Herrschaft, selbst noch bevor der dreißigjährige Krieg zu Ende war, auch schon auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft thätig. Er besoldete tüchtige Musiker für seine Hofcapelle, sammelte Bücher, Gemälde und Münzen, und ganz besonders die Raritäten, welche damals für begehrungswürdige Schätze galten. Viele der schönen niederländischen Bilder im Berliner Museum und sehr viele der kostbaren Spielereien in der königlichen Kunstkammer sind schon damals von ihm erworben worden. Seine Residenten mußten ihm dergleichen aus Holland, aus Hamburg und aus aller Welt überschicken. Durch niederländische und italienische Künstler ließ er seine Gemächer verzieren und beschäftigte und unterstützte eine große Zahl von Malern, Bildhauern, Kupferstechern und Baumeistern. Er besoldete Gelehrte eigens zu dem Zweck, um die Geschichte seiner Regierung zu schreiben. Er pflegte jedes Ereigniß seines Privat- und Staatslebens durch Schaumünzen zu verherrlichen, zu deren Anfertigung er die besten Stempelschneider an seinen Hof zog. Geburten,

Sterbefälle, Vermählungen, Huldigungsfeste, Belagerungen, Schlachten und Friedensschlüsse gaben Gelegenheit zur Bethätigung dieser Liebhaberei, und solche Münzen sind schätzbare Hilfsmittel geworden, um manche sonst streitige geschichtliche Thatsachen aufzuklären. Er hat goldene Medaillen von fast unerhörter Größe schlagen lassen und schenkte noch auf seinem Todbette eine solche, mehrere hundert Dukaten schwere Münze dem Kurprinzen. Alles um ihn her mußte prächtig sein [1]). Er kleidete seine Diener in die reichsten Stoffe und bewies im Großen und Kleinen, wie richtig sein königlicher Urenkel ihn beurtheilte, wenn er sagte, es habe in Friedrich Wilhelm die Seele eines gewaltigen Königs gewohnt, dem aber nur die Mittel eines kleinen Kurfürsten zu Gebote standen [2]).

Was den Hofhalt besonders kostbar machte, war die unverhältnißmäßig große Zahl der Dienerschaft, welche nach damaligen Begriffen für die Würde der Fürsten unentbehrlich schien, und welche z. B. auf den Reisen und während der Kriegszüge, auf denen der Kurfürst stets von seiner Gemahlin begleitet wurde, einen Troß bildeten, der an die Reichstagsfahrten des Mittelalters erinnert. Im schwedisch-polnischen Kriege führte der Kurfürst in seinem persönlichen Gefolge nicht weniger

---

[1]) Dohna's Memoiren. Berlin 1833. p. 58.

[2]) Memoires de Brandenbourg II. 1.

als 136 Herren, 353 Diener und 601 Pferde mit sich, die Kurfürstin 23 Herren, 58 Diener und 96 Pferde, und der Kurprinz außerdem 13 Herren, 35 Diener und 71 Pferde, zusammen 622 Personen mit 768 Pferden. Man kann sich denken, wie lange ein Dorf oder eine kleine Stadt, wo diese Schaar ihr Nachtlager aufschlug, sich solcher Ehre nachher auf's Empfindlichste zu erinnern hatte, denn die unentgeltliche Gestellung des Vorspannes und der Fourage, so wie der hauptsächlichsten Lebensmittel lag den Unterthanen ob. Nach dem Frieden von 1660 wurde allerdings auf demüthigstes Andringen der Stände eine Verringerung dieses Personenstandes angeordnet, und Gehälter wurden eingezogen und herabgesetzt, doch kehrte Alles gar bald auf den alten Fuß zurück [1]). Sehr groß war im Vergleich mit den Bedürfnissen heutiger Regenten die Zahl der Heilkünstler, welche der brandenburgische Hof unterhielt, und in Anbetracht des Gichtleidens Friedrich Wilhelm's und des reichen Kindersegens aus beiden Ehen wurden nicht weniger als acht Leibärzte, drei Apotheker und zwei Hebammen vom Kurfürsten besoldet [2]).

Die Festlichkeiten am Hofe wurden mit entsprechend großer Pracht begangen. Das Tafelgeschirr war von Silber, zum Theil von Gold oder vergoldet, die Zahl-

---

[1]) König's Berlin 267.

[2]) Daselbst p. 388.

der Speisen nach unseren Begriffen übermäßig, und immer von neuem füllte der edelste Wein die gewaltigen Becher. Jeden Trinkspruch verkündeten Kanonenschüsse dem draußen harrenden Volke. Besondere Beschreibungen solcher Festlichkeiten, auf einzelne Blätter gedruckt und im Publikum verbreitet, geben von dem eigenthümlichen Geschmack Zeugniß, der dabei herrschte. So hatte der Kurprinz z. B., als er einst seinen Vater bei sich bewirthete, unter anderen kostbaren Ausschmückungen seiner Gemächer einen großen silbernen Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser und ein gewaltiges Transparent anfertigen lassen, auf welchem der Kurfürst zu Pferde abgebildet war, mit einem Gefolge von Pagen, die auf ihren Spießen die Köpfe erschlagener Feinde trugen [1]). Auch die Zahl der eingeladenen Gäste war solchem Prunke angemessen. Sechsundfünfzig Tafeln, jede zu vierzig Couverts, sah man bei Gelegenheit einer Vermählung im kurfürstlichen Schlosse servirt [2]).

Zu den Lieblingsergötzlichkeiten Friedrich Wilhelm's gehörte vor allen Dingen die Jagd, von früher Jugend an seine Leidenschaft. Von der Kühnheit, mit welcher er sich bei solchen Gelegenheiten nicht minder als im Kriege den größten Gefahren aussetzte, gingen märchen-

[1]) Steinwehr'sche Bibliothek, Biographica Friedr. Wilhelm's.
[2]) Memoires de Brandenbourg III. 50.

hafte Erzählungen um, und seine eigenen Briefe an befreundete Fürsten lassen erkennen, wie er so recht mit ganzer Seele dabei war, wenn er den Hirsch verfolgte. Den Genuß zu erhöhen mußte auch die Jagd mit aller Pracht betrieben werden, und das zahlreiche Gefolge in glänzender Kleidung auf schön gezäumten Pferden erscheinen. Die Unterhaltung der Jägerei kostete jährlich 54,000 Thaler. Die hohe Jagd auf Hirsche, Schweine, Dammwild und Elenthiere war fast ausschließlich kurfürstliches Vorrecht, und mit größter Strenge, zum Theil mit den grausamsten Strafen, wie Handabhauen und Augenausstechen, war nach den damaligen barbarischen Criminalgesetzen die Verletzung desselben bedroht. Die Mylius'sche Edictensammlung enthält eine ganze Reihenfolge der schärfsten Verordnungen gegen die Wilddiebe. Sogar die abgeworfenen Gehörne der Thiere gehörten dem Kurfürsten, ebenso die Häute des gefallenen Wildes, und ein Gerber, der eine solche kaufte, ohne sich den Erlaubnißschein von dem Verkäufer vorzeigen zu lassen, lief Gefahr in's Zuchthaus zu wandern. Wilddiebe, die sich nicht einfangen lassen wollten, durften ohne Weiteres niedergeschossen werden [1]). Der Landmann blieb schutzlos gegen die Ver-

[1]) Mylius IV. 1. 2. — Die gleichzeitigen Strafgesetze beweisen, daß es in Deutschland damals überall so und oft noch strenger gehalten wurde.

wüstungen, welche das Wild auf seinen Feldern und in seinen Gärten anrichtete. Jede Anstalt, die er getroffen hätte, und durch welche ein kostbarer Hirsch in Gefahr gerathen wäre, sich zu verletzen, war strenge verpönt, wie es denn bekanntlich erst in unsern Tagen gelungen ist, die natürliche Rechtsanschauung der alten Deutschen wieder herzustellen, nach welcher das Wild herrenloses Gut ist und von Jedem auf seinem eigenen Grund und Boden getödtet werden darf, sofern er sich dabei den Beschränkungen unterwirft, welche das Wohl des Ganzen erheischt.

Die körperliche Anstrengung, welche der Kurfürst auf der Jagd und auf seinen Reisen und Feldzügen beständig zu ertragen hatte, waren daran schuld, daß sein quälendes Gichtleiden ihn bis an's Ende nicht verließ. Allein er liebte die Aufregung dieser mühevollen Unterhaltungen zu sehr, um auf seine Gesundheit dabei Rücksicht zu nehmen.

Diese verschiedenen Liebhabereien hinderten den Kurfürsten in keiner Weise, sich nach allen Richtungen hin auf's Lebhafteste für die Erscheinungen auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften zu interessiren, welche er mit der ihm eigenthümlichen Vielseitigkeit des Geistes beständig im Auge behielt. Von jeder neuen Erfindung und Entdeckung nahm er Notiz, nicht nur mit Rücksicht auf den Nutzen, der dem Staate möglicherweise daraus erwachsen konnte, sondern aus reiner

Liebe an den Fortschritten des menschlichen Geistes. Auch seine Kinder wünschte er für solche Dinge empfänglich zu machen und ließ z. B. den berühmten Otto v. Guerike eigens von Magdeburg kommen, um den beiden ältesten Prinzen die neuerfundene Luftpumpe und deren Zusammensetzung und Wirkung anschaulich zu machen. Er selbst betrieb mit Eifer chemische Versuche, nicht ohne die Hoffnung, dabei das Geheimniß der Goldmacherkunst zu entdecken, welche damals noch ganz allgemein für eine nicht unlösbare Aufgabe gehalten wurde. Er hatte unter Aufsicht seines vertrauten Kammerdieners Kunkel sich ein eigenes Laboratorium bauen lassen, und es wurden bei dieser Gelegenheit so große Summen verdestillirt, daß Kunkel deshalb unter der folgenden Regierung in Untersuchung gerieth. Da derselbe sich aber überall auf die ihm ertheilten mündlichen Befehle des Kurfürsten berufen konnte, so war ihm nicht beizukommen. Er habe, sagte er, selbst zuweilen Vorstellungen darüber gemacht, daß es mit der Verrechnung der nöthigen Gelder bei den Rentkassen Ungelegenheit geben könnte, der Kurfürst habe ihn aber beruhigt und gesagt: „darum dürft ihr euch nicht bekümmern, ich frage Niemand darum. Was ich haben will, muß geschehen. Ich habe allezeit soviel in meiner Chatulle, daß ich Keinen darum fragen darf. Ich spiele jetzt nicht sonderlich mehr, habe aber öfter tausend Thaler auf einmal verspielt, auch wohl zu mei-

nem Vergnügen so viel in die Luft fliegen lassen. So kann ich auch zu meinem Vergnügen auf allerhand Wissenschaft Etwas verwenden, und darf mir Niemand einreden, was ich thun und lassen will [1])."

Nicht viel mehr als bei diesen Goldmacherkünsten kam bei dem Versuche heraus, durch einen eigens besoldeten Gelehrten chinesische Manuscripte entziffern zu lassen, welche der Kurfürst in Holland erkauft hatte; doch giebt auch dieser Versuch ein neues rühmliches Zeichen dafür, wie der Fürst selbst bis in die entlegensten Gebiete des menschlichen Wissens seine Theilnahme erstreckte, die oft sogar nicht ohne eine phantastische Beimischung blieb. Das beweist unter anderem der Plan zu der Gelehrtenrepublik, für welche er durch den schwedischen Projectenmacher Skytte so sehr eingenommen wurde, daß die Stiftungsurkunde der seltsamen Akademie bereits ausgefertigt und die Inschrift des Siegels, welches sie führen sollte, von dem Kurfürsten bestimmt war, als es einigen umsichtigen Mitgliedern des Geheimenraths noch zur rechten Zeit gelang, die Unmöglichkeit der Ausführung überzeugend nachzuweisen. Der Schwede wurde mit einem reichen Geschenke abgefunden, und man ließ die Sache auf sich beruhen. Sein Plan ging dahin, eine Art von Prytaneum für die größten Gelehrten der ganzen Welt zu stiften. Wer

[1]) König's Berlin 193.

seiner Ueberzeugungen oder seines Glaubens wegen aus dem Vaterlande vertrieben worden, sollte hier Zuflucht und Muße für seine Studien finden. Ein anmuthig gelegenes, zum Unterhalt der Akademiker ausreichendes Gebiet müßte ihnen überwiesen und ein Tempel der weltbeherrschenden Weisheit daselbst errichtet werden. Bis zur Vollendung desselben wollte der Kurfürst für das Unterkommen der weisen Männer sorgen. Vorträge, nicht für Schüler, sondern für Gelehrte berechnet, sollten gehalten werden, und der Zutritt jedem an den dreieinigen Gott glaubenden Christen offen stehen [1]). Auch Türken, Juden und andere Ungläubige, wenn sie nur nicht Proselyten machen wollen, können durch besondere Genehmigung des Kurfürsten in die Anstalt aufgenommen werden. Alle Bewohner dieser eigenthümlichen Ansiedelung sollen auf zehn Jahre, die Gelehrten selbst aber für ewige Zeit von allen Steuern, Lasten und Abgaben frei sein. Sie erwählen ihre Beamten selbst, nur den Präsidenten ernennt der Kurfürst aus der Zahl der Gelehrten. Alle benachbarten Potentaten werden sich dazu verstehen, dem neuen Weisheitsstaat unverletzliche Neutralität und Befreiung von Kriegslasten zuzusichern.

Das sind die Grundzüge des phantastischen Planes.

---

[1]) Diese Bestimmung ging gegen die in der Mark und in Preußen gleich verhaßten Socinianer.

Derselbe schien jedoch auch eine praktische Seite darzubieten, welche nicht ohne Einfluß auf die Entschließungen des Kurfürsten geblieben ist. Skytte hatte ihn nämlich überredet, daß die Gründung des Weisheitstempels einen Zusammenfluß berühmter, vornehmer und vor allen Dingen reicher Leute aus allen Weltgegenden zur Folge haben und also mit der Zeit auch den Finanzen des Staates zum größten Vortheil gereichen müßte.

Das war denn eine Rücksicht, welche ein Fürst nie aus den Augen lassen durfte, der zu den verschiedenartigsten Zwecken des Geldes so dringend benöthigt war und der kein Mittel aus den Augen lassen durfte, um seine Einnahmen zu vergrößern. Da kam es denn vor allen Dingen darauf an, den Handel in den Städten und den Ackerbau auf dem Lande, die beiden Grundlagen alles Volkswohlstandes, möglichst einträglich zu machen, und Friedrich Wilhelm hat während seiner ganzen langen Regierung dieses Ziel mit größter Umsicht und Weisheit und mit unermüdlicher Thätigkeit verfolgt.

Man kann den Gedanken, welcher seiner Staatswirthschaft zu Grunde lag, in wenig Worte zusammenfassen: Er wollte über möglichst viele und möglichst reiche Unterthanen herrschen und von denselben möglichst hohe Abgaben erheben.

Das durch den Krieg verarmte und entvölkerte

Land mußte deshalb vor allen Dingen durch Einwanderer neue Kräfte erhalten, und wir wissen, wie sehr der Kurfürst solche aus allen Ländern herbeizuziehen sich bestrebte, indem er ihnen wüste Stellen unentgeltlich anwies und sie durch Abgabenfreiheit auf viele Jahre, durch Lieferung von Baumaterial und sonstige Unterstützungen zu fesseln suchte.

Da nun nach dem damaligen Stande der Staatswissenschaft der Reichthum eines Landes von der Masse des baaren Geldes abhängig betrachtet wurde, welches die Unterthanen besaßen, so kam es darauf an, sie zu verhindern, daß sie ihre Bedürfnisse nicht von auswärts bezögen, und daß das Geld dafür nicht über die Grenze ginge. Daraus folgte das Verbot der Ausfuhr von Rohstoffen und der Einfuhr fertiger Fabrikate aus dem Auslande. Der Kurfürst beförderte deshalb auf jede Weise die Anlage von Fabriken. Eisen- und Kupferhämmer, Glasfabriken, Gerbereien, Zuckersiedereien u. s. w. wurden errichtet und unterstützt, und einige dieser Erwerbszweige erlangten eine große Vollkommenheit. Die Glasschleiferarbeiten des siebzehnten Jahrhunderts z. B. sind noch jetzt bewundernswürdig, und der obenerwähnte Kunkel, welcher von seinem Herrn die heut sogenannte Pfaueninsel bei Potsdam zum Geschenk erhalten hatte, betrieb daselbst die Anfertigung und das Schleifen der Gläser mit großem Erfolge. Namentlich ließ

er die verschiedenen zum chemischen und alchymistischen Gebrauche dienenden Flaschen und Retorten in größter Mannichfaltigkeit herstellen.

Den Gewerbefleiß in den Städten suchte der Kurfürst dadurch zu heben, daß er vielen bisher von den Zünften ausgeschlossenen Personen den Eintritt in dieselben eröffnete und allerlei Mißbräuche abstellte. Auch nöthigte er die Handwerker, welche bisher, den bestehenden gesetzlichen Beschränkungen zuwider, sich auf dem platten Lande angesiedelt hatten, wieder in die Städte zu ziehen, wodurch die Einwohnerzahl derselben beträchtlich vermehrt und auch viele wüste Stellen mit Häusern bebaut wurden. In den Dörfern durften fortan nur die für den Ackerbau unentbehrlichen Arbeiter, als Stellmacher, Schmiede und dergleichen sich aufhalten. Für Berlin namentlich hatte diese Maßregel sehr gute Folgen, und die arg verwüstete Stadt begann sich zu heben. Dennoch sah es daselbst in jeder Beziehung noch sehr ärmlich aus. Die Reinlichkeit und Beleuchtung der Straßen sowie die Bauart der Häuser ließ viel zu wünschen übrig, und bis an's Ende seiner Regierung mußte der Kurfürst immer wieder von Neuem einschärfen, daß die Schweine nicht auf den Straßen, namentlich nicht in der neu angelegten Lindenallee herumlaufen sollten. Die Pflasterung der Stadt machte nur sehr langsame Fortschritte, und aus der Feuerlöschordnung von 1672 ersieht man, daß in Berlin noch

eine Menge mit Stroh gedeckter und mit hölzernen Schornsteinen versehener Häuser sich befand. Viele sogar hatten gar keinen Schornstein, sondern nur Oeffnungen im Dach, durch welche der Rauch abziehen mußte. Diese Feuerlöschordnung ist übrigens so sachgemäß und gründlich abgefaßt, daß die Bestimmungen derselben bis in die neuesten Zeiten mit wenigen Abänderungen anwendbar geblieben sind.

Eine der wichtigsten Unternehmungen für die Hebung des Handelsverkehrs war die Anlegung des großen Kanals, durch welchen die Elbe mit der Oder verbunden wurde.

Wir haben gesehen, daß bereits Joachim II. den Plan zu einer solchen Wasserstraße entworfen hatte. Die damals begonnenen Arbeiten waren aber liegen geblieben, und der dreißigjährige Krieg hatte seine zerstörende Wirkung auf dieselben geübt, so daß von dem alten Graben kaum noch eine Spur übrig war. Friedrich Wilhelm ließ nun im Jahre 1662 das Werk auf eigene Kosten unter Leitung der Architecten de Chiese und Blesendorf in Angriff nehmen [1]). „Die Hauptschwierigkeit machte der Umstand, daß das Niveau der Spree um 50 Fuß höher liegt als das der Oder, weshalb in dem drei Meilen langen, sechszig Fuß breiten und sechs Fuß tiefen Kanal fünfzig Schleusen angebracht werden

[1]) Orlich II. 421.



mußten. Nach achtjähriger angestrengter Arbeit war das Werk vollendet. An dem Tage, wo die Verbindungsschleuse zwischen der Spree und der neuen Wasserstraße geöffnet werden sollte, speiste der Kurfürst mit seinem ganzen Hofe auf dem Boden des noch trockenen Grabens. Nach der Tafel wurde die Schleuse aufgezogen, das Wasser stürzte brausend in die geöffnete Bahn, und der erste Kahn ward unter großem Jubel auf die Reise geschickt. Bald konnten die Breslauer mit Erstaunen die Schiffe aus Hamburg auf der Oder sehen.

Das gewaltige, für jene Zeiten bewundernswürdige Werk machte überall das größte Aufsehen. Münzen wurden geschlagen, um dasselbe zu verherrlichen, und die überschwenglichsten deutschen und lateinischen Lobgedichte ertönten zu Ehren des Kurfürsten und zum Nutzen der Verfasser. Eins dieser Gedichte, betitelt „die wunderbare Durchstechung des märkischen Isthmus“[1]), bittet um Verzeihung, daß der Poet die Arbeit des großen Kurfürsten mit den Arbeiten des Herkules zu vergleichen wagt, da dessen Thaten doch nur dem Fabelreich, Friedrich Wilhelm's Werke aber der Wirklichkeit und Wahrheit angehören. Es geben diese Lobgedichte, von denen die Fürsten damals auf

[1]) In der Steinwehr'schen Sammlung unter Biographica Friedrich Wilhelm's.

Schritt und Tritt begleitet wurden, ein trauriges Zeugniß von dem schlechten Geschmack, der in der deutschen Literatur der herrschende war. Die Schmeichelei ist von der Art, daß man, wie Lessing das ausdrückt, den Gefeierten nicht sowohl beräucherte, als ihm das Weihrauchfaß an den Kopf warf.

Der Kurfürst hatte in der That alle Ursache, mit dem, was er für den Handel und die Binnenschifffahrt gethan, sich befriedigt zu fühlen, und wir werden sehen, in wie großartiger, die Kräfte des Landes leider überflügelnder Weise er sogar bestrebt war, sich auch eine Handelsflotte und eine Kriegsmacht zur See zu schaffen. Er erreichte Großes auf vielen Gebieten, weil er überall das Größte wollte.

Auch zu Lande beförderte er den Verkehr durch Postverbindungen, und nicht ohne große Schwierigkeiten und heftigen Streit, theils mit dem Thurn- und Taxisschen Hause, theils mit dem König von Polen, konnte endlich der Plan durchgesetzt werden, zwischen Hamburg und Königsberg eine eigene, nur von dem Kurfürsten abhängige Post einzurichten, für deren Verbesserung und Vervollkommnung er unablässig bemüht war.

Alle diese neuen Anstalten mußten durch eine Menge von Beamten eingeführt und dem jeder Neuerung widerstrebenden Publikum fast mit Gewalt aufgezwungen werden. Der Kurfürst, der von seiner höheren Einsicht überzeugt war und das Bewußtsein hatte, daß

seine Maßregeln das allgemeine Beste bezweckten, war sehr empfindlich gegen jeden Widerstand und jeden Tadel, und er ließ den harten Gesetzen über Majestätsbeleidigung freien Lauf, so daß eine große Anzahl von Menschen wegen mißliebiger Aeußerungen in's Gefängniß wandern oder schwere Geldstrafen erlegen mußten.

Weit mehr aber als durch die vorerwähnten Neuerungen wurde die Unzufriedenheit im Volke durch die Belästigungen erregt, welche die Unterhaltung eines stehenden Heeres mit sich führte. Wohl war man an die Leiden des Krieges hinlänglich gewöhnt. Seit Menschengedenken hatten Bürger und Bauern ihr Hab' und Gut, oft ihr Leben und ihre gesunden Gliedmaßen der Willkür übermüthiger Feinde preisgeben müssen, aber man duldete das, je nach der Gemüthsart des Einzelnen, entweder voll Ingrimm gegen die verhaßten Urheber der Unbill, oder voll Ergebung in den Willen Gottes, dessen strafende Hand man zu empfinden glaubte. Jetzt aber war Frieden im Lande, und man sollte nun von den Truppen des eigenen Fürsten nicht viel Geringeres ertragen und dulden, als man vom Feinde erduldet hatte. Die Einquartierung spielte den Herrn im Hause der Unterthanen, die Werber nahmen den Sohn und den Knecht des Bauern mit Gewalt und List mit sich fort, oft unter schweren Mißhandlungen und willkürlicher Erpressung, wie die stets wiederholten, aber wirkungslosen Verbote des Kurfürsten

selbst zu erkennen geben [1]). Dem Ackersmann spannte man auf dem Felde die Pferde vom Pfluge, um Geschütze und Bagagewagen fortzuschaffen, die Kavalleriepferde, auf den Dörfern untergebracht, weideten die Saaten ab. Dabei steigerten mit der Noth des Landes sich die Contributionen zur Erhaltung der Armee, und die Klagen der Stände, stets lauter und dringender wiederholt, fanden keine Erhörung, oder wurden mit leeren Worten und Versprechungen vertröstet. Noch hatten die Fürsten es nicht vermocht, dem Volke den Glauben beizubringen, daß ein dem willkürlichen Befehl des Herrschers gehorchendes, stehendes Heer zur Erhaltung des Friedens nothwendig sei, sondern die Truppen erschienen, so lange kein Feind sich zeigte, als eine unnütze

---

1) Z. B. Edikt vom 6. Mai 1657 wider die Desordres der Soldatesque, bei Mylius III. 1. Nr. 18: So müssen wir doch nicht ohne sonderbaren Verdruß — — vernehmen, daß ihrer viel zu Roß und Fuß ohn eintzige Verlaubniß oder Paß hin und wieder marschiren, sich eigenmächtig bei den Unterthanen einlegen, Essen, Trinken, Gastereien und Postfuhren mit Gewalt erpressen, die armen Leute mit Schlägen übel traktiren, ihnen ihr Brot und Saatkorn nebst dem jungen Vieh wegnehmen, Wagen, Pferde, Gesinde von der Post zurückbehalten ꝛc. Wenn das der Kurfürst selbst sagt, so kann man sich denken, was die geplagten Unterthanen in Wirklichkeit von den Soldaten zu erdulden hatten, und wie wenig geneigt sie waren, das Geld herzugeben, für welches diese ihre Peiniger unterhalten wurden.

Last und ein allezeit bereites Werkzeug für die gewaltsame Unterdrückung der Stände und der Einzelnen.

Es läßt sich nachweisen, daß Friedrich Wilhelm selbst erst sehr allmählich auf den Gedanken kam, ein eigentliches stehendes Heer zu unterhalten; denn auch nach dem schwedisch-polnischen Kriege versprach er noch mehr als einmal den andringenden Ständen feierlich, die Miliz zu entlassen, sobald nur die politischen Verhältnisse es gestatten würden. Auch geben die großen Schwankungen in der Stärke seines Heeres deutlich zu erkennen, wie er nur eine den jedesmaligen Umständen entsprechende Kriegsmacht aufrecht erhalten wollte.

Bei seinem Regierungsantritt fand der Kurfürst 9—10,000 Mann unter den Waffen [1]). Nach Entlassung der Regimenter, welche dem Kaiser geschworen hatten, blieben kaum 1200 Mann übrig. Durch fortwährende Verstärkungen scheint die höchste Zahl, zu welcher die Armee sich erhob, 38,500 Mann betragen zu haben, und beim Tode Friedrich Wilhelm's belief sich die Stärke derselben auf etwa 25,000 Mann. Die allgemeine Einführung des Schießgewehrs trat merkwürdiger Weise früher bei der Reiterei als beim Fußvolke ein. Den Kern der schweren Infanterie bildeten

---

[1]) v. Ganéauge, das brandenb.-preuß. Kriegswesen. p. 68, Note 1. Stuhr's Kriegsverfassung I, 150 u. f

Pikeniere mit Brustharnisch und Helm und fünfzehn Fuß langen Lanzen. Die mit Flinten bewaffneten Musketiere bedienten sich langer, keineswegs gleichmäßiger Luntengewehre, welche beim Abfeuern auf eine Gabel gestützt wurden.

Die Artillerie, von verschiedenem Kaliber, mußte durch requirirte Pferde von einem Ort zum andern geschafft werden, und der große Kurfürst war der erste, der seit 1656 eigene Artilleriepferde zu stehender Bespannung hielt. Waffen und Munition bezog man noch lange vom Auslande, bis es gelang im Brandenburgischen Gewehr- und Pulverfabriken einzurichten (1667). Durch niederländische Ingenieure und durch Inländer, die um den Festungsbau zu studiren in's Ausland geschickt wurden, ließ Friedrich Wilhelm die alten Festungswerke überall nach holländischem Muster verbessern. Auch die Gräben und Wälle um Berlin wurden demgemäß erweitert, jedoch in einer Art, welche Friedrich der Große später für nicht ganz zweckmäßig erklärt hat.

An Belagerungsgeschütz fehlte es noch, und den Mangel desselben suchte man durch häufige Anwendung der Minen zu ersetzen oder durch heftiges Bombardiren der Städte, welches die Bürger aufrührerisch machte und in mehr als Einem Falle die Besatzung zur Uebergabe zwang.

Als Hauptverdienste des Kurfürsten um die Verbesserung des vaterländischen Heereswesens sind zu bezeichnen[1]): die Begründung einer geregelten Verpflegung und einer damit zusammenhängenden festeren Organisation und strengeren Disciplin, Verbesserung der Bewaffnung, namentlich der Feldartillerie, und besonders eine höhere Ausbildung der Taktik, wonach die Truppen leichter beweglich und die verschiedenen Waffengattungen in Stand gesetzt wurden, einander zu unterstützen.

Auch ein Kriegsrecht[2]) ließ Friedrich Wilhelm (1656 und 1664) abfassen, und schloß sich dabei den niederländischen und schwedischen Kriegsrechten an, denen manche Abänderung im Sinne einer humaneren Behandlung der Truppen und der Gefangenen hinzugefügt wurde. Er selbst war die Seele seiner Armee, und die Zeitgenossen wiesen ihm mit Recht den Platz unter den ersten Feldherren seines Jahrhunderts an[3]).

Für die Unterhaltung des Heeres konnte der Natur der Sache nach ein fester Etat nicht bestehen, weil die Kosten natürlich mit der so oft wechselnden Stärke der Truppenzahl sich eben so oft verändern mußten. Zuschläge zu der Grund- und Gebäudesteuer (Hufen- und Giebelschoß) wurden allerdings für die Armee erhoben,

---

1) Gansauge p. 88.

2) Gedruckt erschienen Berlin 1665 in 12. — Mylius III. 1. 25.

3) Z. B. Constantins Germanicus l. c.

desgleichen eine Abgabe vom Getreide [1]), die sogenannte doppelte oder Kriegsmetze, doch war das in den verschiedenen Landestheilen sehr verschieden, und wo diese Abgaben nicht ausreichten, forderte der Kurfürst bestimmte Summen für Einmal oder auch für eine Reihe von Jahren, die dann auch immer, obgleich in der Regel nach vielem Sträuben und Klagen, gezahlt werden mußten [2]).

Die Kosten der Unterhaltung der Armee lassen sich nicht angeben, weil die darauf bezüglichen Rechnungen nicht vollständig veröffentlicht sind. Auch würden die vielen Naturallieferungen die Aufstellung einer genauen Berechnung fast unmöglich machen. Dazu kommt, daß man von Kasernirung der Truppen noch wenig wußte. Nur in den Festungen war ein Theil der Besatzungen in Casematten untergebracht, die übrige Armee lag bei Bürgern und Bauern im Quartier, und die Kavallerie- und Artilleriepferde mußten, wie gesagt, vom Landvolk unterhalten werden, namentlich während des Sommers. Auch die Fortschaffung des Trains und der Bagage lag den spannpflichtigen Unterthanen ob. — Die Besoldungen der Officiere waren sehr hoch, und wenn man den

---

[1]) Seit 1654 in Gelde. Vom Scheffel Weizen 1 Gr., vom Roggen 6 Pf. und vom Sack Malz 4 Gr.

[2]) Baßko's preußische Geschichte giebt in Bezug auf dies Herzogthum eine sehr anschauliche Vorstellung des Verfahrens.



Werth des Geldes im siebzehnten Jahrhundert gegen heut in Betracht zieht, so erscheinen die gezahlten Gehälter noch höher. Die baaren vom Kurfürsten zu zahlenden Gelder für die Armee scheinen gegen das Ende seiner Regierung, wo man die gesammten Staatseinkünfte auf drittehalb Millionen Thaler anschlagen kann, ziemlich die Hälfte derselben verschlungen zu haben.

Was nun die Staatseinkünfte selbst betrifft, so waren dieselben keineswegs so fest geregelt und für jedes Jahr im Voraus veranschlagt, wie man es nach heutigen Begriffen als eine der ersten Lebensbedingungen des Staates anzusehen gewohnt ist. Directe und indirecte Abgaben liefen durch- und nebeneinander, ohne daß man sich die wesentliche Unterscheidung beider Besteuerungsarten recht klar gemacht hätte.

Allerdings erklärte der Kurfürst zur Rechtfertigung der Accise, welche er allmählich sehr wider Willen der Einwohner überall in den Städten durchsetzte, daß dieselbe ein bequemes und billiges Mittel wäre, um die gemeinen Lasten nicht hauptsächlich den Armen aufzubürden oder allein auf die liegenden Gründe und die Häuser zu vertheilen, weil jeder Einwohner, jenachdem er mehr oder weniger verzehrte, auch mehr oder weniger zu veraccisen hätte [1]). Dessenungeachtet enthält aber die Acciseordnung von 1667 neben den Steuer-

[1]) Mylius IV. III. 2. Nr. 5.

sätzen für die verschiedensten Gebrauchsgegenstände auch die Anordnung eines Kopfgeldes, welches von Meistern und Gesellen bis herab zum Tagelöhner erhoben wurde. Allerdings läßt sich aus anderen Verordnungen[1]) erkennen, daß die Absicht des Kurfürsten dahin ging, die Accise allmählich so hoch zu schrauben, daß die meisten übrigen Abgaben, namentlich die Contribution, alsdann wegfallen sollten; allein dahin kam es nicht, weil die durch neue Kriegsunternehmungen stets wachsenden Unterhaltungskosten für das Heer die nothwendige Folge hatten, daß die alten Steuern neben der Accise nicht nur fortbestehen blieben, sondern auch sehr oft auf längere oder kürzere Zeit noch erhöht werden mußten. Zuweilen begnügte sich auch der Kurfürst damit, eine bestimmte Summe von den Ständen der einzelnen Landestheile zu fordern, denen dann überlassen blieb, wie sie dieselbe aufbringen wollten.

Die größte Unzufriedenheit über den wachsenden Steuerdruck empfanden die Bürger in den Städten, und vielfach kam es zu tumultuarischen Auftritten, die dann gewaltsam unterdrückt wurden und zur Folge hatten, daß außer den großen Staatslasten noch sehr hohe Geldstrafen, gewöhnlich zu öffentlichen Zwecken, gezahlt werden mußten. Die Sätze solcher Geldstrafen waren unmäßig hoch. Ein Bürger der kleinen Stadt Ber-

---

[1]) Mylius IV. III. 2. Nr. 17. Edict vom 12. April 1667.

nau z. B. mußte wegen Gotteslästerung 500 Thaler zahlen [1]), und in Berlin konnten ganze Stadttheile aus den Erträgen der Strafgelder gepflastert werden.

Das Drückendste bei der Accise aber war, daß der Adel nicht nur für seine persönlichen Bedürfnisse, sondern auch in Bezug auf die Erzeugnisse seiner Güter davon befreit war, und nur gegen den Mißbrauch eiferte der Kurfürst mit großer Strenge, daß die Herren die Befreiung auch auf solche Bauerländereien ausdehnen wollten, welche sie mit Wirthen nicht wieder besetzt, sondern zu ihren Gutshöfen geschlagen hatten.

Neben den erwähnten Steuern und Abgaben brachten noch die Schifffahrtszölle, vor allen der Elbzoll bei Lenzen, und die Gebühren, welche die ankommenden und abgehenden Handelsschiffe in den preußischen Häfen zu entrichten hatten, einen großen Ertrag. Auch die Domainen, welche bei Antritt der Regierung fast gar keinen Nutzen abwarfen, waren durch die Bemühungen des Kurfürsten so sehr verbessert, daß sie insbesondere zur Unterhaltung des prachtvollen Hofstaates große Summen liefern konnten.

Leider gehörte zu den Finanzmaßregeln Friedrich Wilhelm's auch die Münzverschlechterung, welche von der verrufenen Kipper- und Wipperzeit her noch wohl

---

[1]) Handschriftliche Chronik in der Joachimsthal'schen Gymnasialbibliothek.

im Gedächtniß war. Die Noth war stärker als die Warnung, welche man aus jenen unheilvollen Zuständen sich hätte nehmen sollen, und so oft die Kassen leer waren, wurden leichte Münzen geprägt. Zwar zog man dieselben dann auch bald wieder ein und gab bessere an deren Stelle aus, allein diese konnten sich nicht das volle Zutrauen des Publikums erwerben, weil man niemals wußte, wie bald das Land von Neuem mit schlechten Münzen überschwemmt werden würde. Deshalb wiederholen sich beständig, aber mit stets ungenügender Wirkung die scharfen Edikte, daß man die kurfürstlichen Münzen für voll annehmen müsse, und durch ein Gesetz vom 30. März 1670 wurde dem Uebertreter eine Strafe von 500 Thalern angedroht. Vergessen darf man nicht, daß es damals auch bei dem besten Willen fast unmöglich war, einen festen und gesicherten Münzverkehr herzustellen und aufrecht zu erhalten, so lange es in Deutschland viele Hunderte von münzberechtigten, kleineren Souverainen und freie Reichsstädte gab, welche alle mehr oder weniger gewissenlos bei der Verwaltung eines so hochwichtigen Rechtes verfuhren. Das Auskunftsmittel, durch Staatsschuldverschreibungen die laufenden Bedürfnisse zu decken, kannte man noch nicht. Die lebende Generation mußte für ihre Bedürfnisse selbst zahlen und konnte nicht die Abtragung ihrer Schulden den kommenden Geschlechtern aufbürden.

Nachhaltiger aber, als durch Accise, Steuern, Zölle

und Münzreductionen wirkte der Kurfürst für die Erhöhung seiner Einkünfte dadurch, daß er den Wiederanbau des verwüsteten Landes unablässig im Auge behielt. Die während der Kriegszeiten mit dürren Fichten bewachsenen Aecker befahl er zu lichten und wieder anzubauen; die wüsten Bauerhöfe mußten besetzt, die Lücken in den Häuserreihen der halbzerstörten Städte durch neue Gebäude ausgefüllt werden. Der Kurfürst versprach allen Denen, welche seine Zwecke auf diese Art befördern helfen wollten, Abgabenfreiheit für eine Reihe von Jahren, und ließ ihnen aus seinen übergroßen Waldungen das kieferne und fichtene Bauholz umsonst, das eichene zum halben Preise verabfolgen. Da nun auch die neuen Fabrikanlagen und Bergwerke allmählich anfingen einen lohnenden Ertrag zu gewähren, so waren für das Aufblühen des Landes die schönsten Hoffnungen vorhanden, als leider der Kurfürst sich in neue Kriegshändel verwickelte und dadurch seine weitläufigen Besitzungen der Gefahr aussetzte, alle diese heranreifenden Früchte zu verlieren, noch ehe sie geerntet werden konnten.

Bevor wir zur Erzählung der politischen und Kriegsbegebenheiten übergehen, welche in die jetzt folgenden Zeitabschnitte fallen, sollten an dieser Stelle eigentlich noch verschiedene auf die inneren Zustände des Landes sich beziehende Verhältnisse, namentlich auch die kirchlichen Angelegenheiten und die Zerwürfnisse zwischen

den verschiedenen Confessionsverwandten erwähnt werden. Wir behalten uns indessen die Besprechung derselben für ein späteres Kapitel vor, weil sich alsdann ein klarerer Ueberblick der gesammten Thätigkeit Friedrich Wilhelm's auf diesem Gebiete eröffnen wird.

Zwanzigstes Kapitel.

Kriegsjahre bis zum Frieden von St. Germain.

In den Machtverhältnissen der europäischen Staaten war durch den dreißigjährigen Krieg ein gewaltiger Umschwung eingetreten; denn als bei den westphälischen Friedensverhandlungen die Ansprüche der betheiligten Länder und Fürsten einander gegenübertraten, zeigte sich bald, daß Frankreich und Schweden das große Wort führten, und daß unser heiliges römisches Reich deutscher Nation und das Haus Habsburg sich mit der zweiten Rolle begnügen mußten. Schwedens Glanz ist hellstrahlend aber schnell verschwindend, einer Kometenerscheinung vergleichbar, über Europa auf- und untergegangen. Frankreich dagegen hat bis auf den heutigen Tag durch seine Geschichte bewiesen, daß, wenn ein kluger und thatkräftiger Mann an seiner Spitze steht, kein anderer Staat die Bahnen dieser mächtigen Nation ungestraft durchkreuzen darf.

Das kam zuerst zum allgemeinen Bewußtsein, als

Ludwig XIV. nach Mazarin's 1661 erfolgtem Tode in eigener Person die Regierung übernahm.

Ganz erfüllt von dem Durst nach Glanz und Ehre, welcher das französische Volk beseelte, verstand er es nach allen Seiten hin, demselben Befriedigung zu verschaffen. Im Felde und in der Politik hatte Frankreich alsbald sich auf den ersten Platz in Europa gestellt, und Ludwig blieb für die anderen Fürsten lange Zeit ein Vorbild, dem sie nacheiferten, ohne Hoffnung, sich ihm gleichstellen zu können. Die unerschöpflichen Hilfsquellen seines schönen Landes waren durch Colbert's weise Maßregeln geöffnet, so daß dem jungen thatenlustigen Fürsten die Mittel für seine Unternehmungen jederzeit zu Gebote standen und er noch Reichthümer genug zur Verfügung behielt, um die Gegner, die er nicht mit den Waffen bezwang, durch die Macht des Goldes zu gewinnen.

Spanien war durch den pyrenäischen Frieden gedemüthigt und hatte große Landstriche an Frankreich abtreten müssen (1659). Ludwig's Vermählung mit der ältesten Tochter des Königs sollte noch weitergehenden Aussichten und Ansprüchen den Weg bahnen, und als die Geburt eines spanischen Thronfolgers denselben in den Weg trat, nahm er eine privatrechtliche, in Brabant geltende Erbfolgeordnung zum Vorwande, um trotz des Verzichtes, den seine Gemahlin geleistet hatte, den Besitz der spanischen Niederlande für sich zu fordern.

Philipp V. von Spanien starb 1667, und schon zwei Jahre nachher hatte der König von Frankreich einen großen Theil der reichen Niederlande erobert. Nächst Spanien waren dadurch am meisten die Holländer gefährdet, und sie mußten darauf denken, sich vor der Nachbarschaft eines so mächtigen und ländergierigen Fürsten zu schützen. Sie brachten deshalb mit England und Schweden die berühmte Tripelallianz zu Stande, ein Schutzbündniß, dem der Gedanke zu Grunde lag, daß dasselbe sich später in ein Angriffsbündniß gegen Frankreich verwandeln sollte. Das bewirkte denn den Abschluß des Aachener Friedens vom 2. Mai 1668, durch welchen Ludwig einen Theil seiner Eroberungen, namentlich die Franche Comté, an Spanien zurückgab, dagegen zwölf Städte in den Niederlanden behielt. Die Tripelallianz wurde durch französisches Geld und durch die Liebenswürdigkeit französischer Damen gesprengt, welche den charakterlosen Carl II. von England für das Interesse ihres Königs gewannen, während Schweden ebenfalls Subsidien von Frankreich nahm und gegen Zahlung einer jährlichen Summe von 600,000 Thaler kriegsbereit zu sein versprach, um den Kaiser und jeden der deutschen Reichsfürsten anzugreifen, der es wagen würde den bedrohten Holländern zu Hilfe zu eilen. Da es Ludwig ferner verstand, auch den Kurfürsten von Köln und den kriegerischen Bischof von Münster, Bernhard von Galen,

welcher auf einige holländische Gebietstheile Anspruch zu haben glaubte, in sein Interesse zu ziehen, und er außerdem den katholisch gewordenen Herzog von Hannover und dessen Bruder, den Bisthumsverweser von Osnabrück für sich gewann, so konnte er nun mit um so größerer Sicherheit die längst vorbereitete Kriegserklärung gegen Holland ergehen lassen, für welche er sich der nichtigsten und kleinlichsten Vorwände bediente, weil er seine eigentlichen Beweggründe, nämlich die Eifersucht auf den Handel und den Reichthum des kleinen, gewerbfleißigen Volkes nicht offen aussprechen durfte.

Sehr gern hätte er auch den Kurfürsten von Brandenburg auf seine Seite gezogen, und es erschien im August 1669 ein französischer Gesandter mit den schmeichelhaftesten Anerbietungen in Berlin, um den Kurfürsten zu gewinnen. Dieser hatte allerdings ein Interesse dabei, die Holländer, welche noch immer einen Theil seiner cleveschen Städte besetzt hielten, durch einen Krieg zur Räumung derselben genöthigt zu sehen, und vielleicht bei dieser Gelegenheit auch jene alte Hofisersche Schuld los zu werden. Allein Unruhen in Polen, welche das Herzogthum Preußen in Mitleidenschaft zu ziehen drohten, ließen es ihm nicht gerathen erscheinen, sich in eine Fehde zu verwickeln, welche ihn nöthigen mußte, seine ganze Kriegsmacht an den Rhein zu führen. Er versuchte also für's Erste noch den Frieden zu erhalten, indem er den Holländern von dem Unwetter

Nachricht gab, welches sich gegen sie zusammenzog. Dabei hoffte er zugleich für seine guten Dienste von dem Rathspensionair van Witt, welcher damals an der Spitze der herrschenden, antioranischen Partei stand, die Räumung seiner clevesschen Festungen auf dem kürzesten Wege zu erlangen. Als dies keinen Erfolg hatte, überlegte der Kurfürst lange und ernstlich mit seinen vertrautesten Geheimen Räthen, Schwerin und Meinders, welche Partei er zu ergreifen hätte. Neutral wollte er nicht bleiben, „denn was neutral zu sein heißt," schreibt er am 27. April 1671, „habe ich schon vor diesem erfahren, und wenn man schon die besten Conditiones hat, wird man doch übel traktiret. Ich habe auch verschworen, mein Lebelang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen dabei beschweret." Aber die Entscheidung war nicht leicht. Er selbst hielt sich überzeugt, daß die sämmtlichen bei dem bevorstehenden Kriege betheiligten Mächte auf seine Unterstützung großes Gewicht legten. Er hatte 1666 während seines Aufenthaltes in Cleve die Genugthuung gehabt, daß sich Gesandtschaften von Frankreich, England und Spanien, sowie vom Kaiser und vielen Reichsfürsten an seinem Hoflager einfanden und zum Theil mit kostbaren Geschenken um seine Gunst bewarben. Aber gerade diese Wichtigkeit, die er selbst sich und Andere ihm beilegten, bewirkte, daß er seine endliche Entscheidung so lange wie möglich hinausschob, und deshalb wurde er auch sehr

ungehalten [1]), als er erfuhr, daß die Holländer von seiner Bundesgenossenschaft wie von einer ausgemachten Sache sprachen. Die Weisheit, mit welcher er zuletzt seinen Entschluß faßte, ist nicht genug anzuerkennen. Es wirkte dabei keine Art von großmüthiger Gefühlspolitik mit, wie man das öfters dargestellt hat, noch weniger waren für ihn die Gesetze, welchen die privatrechtlichen Verhältnisse unterworfen sind, in Staatssachen das Entscheidende, sondern nachdem er sich die Bedenken für und wider auf's Gründlichste von seinen Räthen hatte vortragen lassen, gab die Betrachtung den Ausschlag, daß ein deutscher Reichsfürst nun und nimmer dazu beitragen dürfte, den Franzosen durch Unterdrückung der holländischen Republik gleichsam die Thür zum deutschen Reiche zu öffnen. Puffendorf, welcher [2]) diese Erwägungen sehr ausführlich mittheilt, führt unter den Gründen, welche schließlich den Ausschlag gaben, auch den Horazischen Vers an: „Denk' an die eigne Gefahr, wenn die Wand des Nachbars in Brand steht!" Und nur zu bald sollten über den deutschen Nachbarn die Flammen zusammenschlagen.

Angeblich um den Kurfürsten von Köln gegen die widerspenstigen Bürger der Stadt zu schützen, rückten die Franzosen an den Rhein vor. Noch ein Mal ver-

[1]) Schreiben vom 21. September 1671 an Schwerin. Bei Orlich an der betreffenden Stelle.

[2]) Puffendorf XI. 21—25.

suchten sie den Kurfürsten von Brandenburg zur Neutralität zu bewegen und versprachen ihm Schutz seiner Länder, vollständigen Ersatz für allen Schaden, den er etwa durch den Krieg erleiden würde, und Uebergabe der von den Holländern im Cleve'schen besetzten festen Plätze [1]), — aber vergebens.

So faßte denn der Kurfürst den kühnen Entschluß, sich allein der gesammten Macht Frankreichs und der mit demselben verbündeten Fürsten entgegenzustellen, und es also möglicher Weise mit den Schweden, den Engländern und einer großen Anzahl deutscher Reichsstände als Feinden aufnehmen zu müssen. Ja, wie groß auch ein solches Wagniß ihm erscheinen mußte, es war in Wirklichkeit noch größer, als er selbst übersehen konnte. Denn er glaubte zuverlässig darauf rechnen zu dürfen, daß der Kaiser, gegen dessen Haus und dessen Einfluß Ludwig XIV. seine Unternehmungen zugleich mitgerichtet hatte, sich ihm verbinden und ihn mit allen Kräften unterstützen würde. Allein der schwache, ganz von den Jesuiten geleitete Leopold wurde von Gewissensscrupeln geplagt, weil es sich um eine Unterstützung der ketzerischen Holländer handelte, und sein Minister Lobkowitz war durch französischen Einfluß und französisches Gold gewonnen, obgleich derselbe bei eigenem, größtem Reichthum solchen Verführungen hätte völlig unzugäng-

[1]) Jedoch nicht aller. Puffendorf XI. 21—25.

lich sein sollen. Von den geheimen Machinationen, die deshalb zwischen dem französischen Gesandten in Wien und dem kaiserlichen Minister gesponnen wurden, konnte Friedrich Wilhelm allerdings keine Kenntniß haben.

Im April 1672 rückte die französische Armee von Köln aus rheinabwärts gegen Holland vor und machte auf ihrem Siegeslaufe so rasche Fortschritte, daß die Republik ihren Untergang vor Augen sehen mußte. Nun endlich faßte der Kurfürst den Entschluß, den Bitten der Bedrängten nachzugeben, die auf's Dringendste seinen Beistand ersehnten. Der Prinz von Oranien ließ ihm sagen, daß er nirgends anders Hilfe zu finden hoffe, als bei ihm. Da versprach er denn, mit 20,000 Mann nach Holland zu eilen, und ließ zugleich durch seinen Gesandten, den Fürsten von Dessau, bei dem Kaiser die dringendsten Vorstellungen machen, daß man nun nicht mehr zögern möge, sich mit ihm zu verbinden. Leopold, welcher so eben noch dem Könige von Frankreich zu seinen Siegen hatte Glückwünsche zugehen lassen, konnte sich doch unmöglich die Schmach anthun, dem Kurfürsten allein einen Kampf zu überlassen, der das Bestehen des deutschen Reiches so nahe anging und die Grenzen desselben gegen einen übermüthigen Nachbar zu vertheidigen bestimmt war. Er versprach also seine Truppen zu den brandenburgischen stoßen zu lassen, wobei er sich, in Betracht seiner heimlich gegen Frankreich geleisteten Versprechungen der

Ausflucht bediente, daß er nicht als Kaiser, sondern als österreichischer Erzherzog in den Krieg ziehe.

In Holland selbst war inzwischen eine große Umwälzung vorgegangen. Die Republikaner, an deren Spitze die Brüder de Witt standen, waren durch die Oranische Partei gestürzt und beide edle Männer selbst der blinden Volkswuth zum Opfer gefallen. Mit Beseitigung des sogenannten immerwährenden Edikts [1]) wurde Wilhelm III. von Oranien, der bereits Generalcapitän von Holland und Seeland war, zugleich zum Statthalter erwählt, und derselbe rüstete sich, um dem zu seiner Unterstützung herbeieilenden brandenburgisch-österreichischen Heere in die Hände zu arbeiten.

Die Kaiserlichen stießen unter Montecuculi mit 16,000 Mann zum Kurfürsten, den sie in Halberstadt antrafen, um gemeinschaftlich den Zug nach dem Rheine zu unternehmen. Allein die Befehle, welche der österreichische General vom Hofe erhielt, waren so sehr in französischem Interesse und lähmten so vollständig jede kräftige Kriegsführung, daß Montecuculi einst in seiner sarkastischen Weise ausrief: „Ich will mir meine Befehle künftig lieber direct aus Paris holen, statt auf dem weiten Umwege über Wien."

[1]) Durch dasselbe war verboten, daß die Würde eines Generalcapitäns mit der des Statthalters sich jemals in derselben Hand befinden sollte.

Alle Erfolge, welche die Einsicht und Entschlossenheit des Kurfürsten hätten erreichen können, wurden durch den bösen Willen der österreichischen Minister vereitelt, und die Geduld Friedrich Wilhelm's hatte die härtesten Proben zu bestehen. Seine Absicht war es gewesen, den Krieg in Feindes Land zu spielen und zu dem Ende den Rhein zu überschreiten. Allein dem widersetzten sich die Kurfürsten von Trier und von Mainz im französischen Interesse, und als der Kurfürst, der durch die Umtriebe dieser Fürsten bei Coblenz und Mainz zurückgewiesen war, einen dritten Uebergangspunkt bei Nierstein ermittelt hatte, da weigerte sich nicht nur der Kurfürst von der Pfalz, denselben zu gestatten, sondern Montecuculi selbst mußte erklären, daß er Befehl habe, nicht weiter vorzugehen. Die Holländer, ungeduldig über die Verzögerung der sehnlichst erwarteten Hilfe, hielten nun die vertragsmäßig zu zahlenden Hilfsgelder zurück, des Kurfürsten clevesche Besitzungen wurden von den Franzosen überschwemmt und auf's Aergste verwüstet, der evangelische Gottesdienst daselbst verboten und die Kirchen der Reformirten den Katholiken übergeben, während die Grafschaft Mark den Angriffen des Bischofs von Münster ausgesetzt blieb, und indem so zu der Erfolglosigkeit des ganzen Unternehmens noch der Ruin der eigenen Besitzungen des Kurfürsten hinzukam, sah derselbe sich genöthigt, seinen Rückzug über die Weser zu nehmen, um nicht

ohne einzelne harte und tapfere Kämpfe gegen verfolgende Feindesschaaren, die Winterquartiere in Westphalen zu erreichen.

Groß und gerecht war sein Unmuth über die Erfolglosigkeit einer Unternehmung, in welche er sich in bester Absicht und unter den gefährlichsten Umständen eingelassen. Sein Feldherrnstolz war tief gekränkt, denn mehr als einmal hatte er solche Stellungen einzunehmen gewußt, die ihm gestatteten, einen Angriff auf die Franzosen zu wagen und seinem sehnlichsten Wunsche gemäß sich mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts, dem er selbst die ersten Lehren in der Kriegskunst verdankte, auf dem Schlachtfelde zu messen. Aber jedesmal verstanden es die österreichischen Verbündeten, ihm soviel Schwierigkeiten in den Weg zu legen, daß der günstige Moment darüber versäumt wurde, und Turenne Zeit bekam, sich an unangreifbaren Orten festzusetzen.

So hatten die Holländer durch das ganze Unternehmen einen unmittelbaren Beistand nicht erhalten. Die einzige Erleichterung für sie entsprang aus dem Umstande, daß die Franzosen genöthigt waren, durch Absendung der unter Türenne's Befehl stehenden Truppen ihre Angriffsarmee zu schwächen. Dafür wußten sie aber dem Kurfürsten wenig Dank. Dieser hatte sich vielmehr noch zum Ueberfluß die Feindschaft aller der Herren zugezogen, durch deren Länder er ohne ihre

besondere Erlaubniß hatte marschiren müssen, und Mainz, Trier, Hessen, Hannover und Köln schrieen geradezu über offenen Friedensbruch und verlangten Entschädigung.

Alle Versuche, sich auswärts Bundesgenossen zu werben, schlugen fehl. Man hatte sich an die Schweizer gewandt und sogar einen vergeblichen Versuch gemacht, den König von England zu gewinnen, der aber ein so stark abgefaßtes Antwortschreiben erließ, daß der brandenburgische Gesandte in London sich weigerte, dasselbe entgegenzunehmen, und man es direct an den Kurfürsten senden mußte [1]).

Das Jahr 1672 war so für den Kurfürsten ein sehr unglückliches geworden, und auch der Feldzug von 1673 wurde in ganz ähnlicher Weise durch die Stände des Wiener Hofes erfolglos gemacht; denn so oft Turenne sich in einer gefährlichen Lage befand, veranlaßten die Oesterreicher so lange Berathungen, bis jener Zeit gewann, sich aus derselben herauszuziehen. Das war namentlich der Fall, als bei Ochsenfurth in Franken die feindlichen Heere unter solchen Verhältnissen einander gegenüberstanden, daß die völlige Vernichtung der Franzosen unvermeidlich erfolgt wäre, wenn Montecuculi nicht von seinem Ministerium den bestimmtesten Befehl erhalten hätte, keine Schlacht zu liefern. Montecuculi

[1]) Puffendorf XI. 76.

schämte sich denn auch zuletzt dieser eines Feldherrn so unwürdigen Rolle. Er legte sein Commando nieder und Bournonville trat an seine Stelle. Doch war das nur ein Wechsel in der Person, nicht in der Sache. Auch er ließ den Marschall Turenne absichtlich aus jeder üblen Lage entkommen, in welcher er von dem Kurfürsten und dessen Verbündeten hätte mit Aussicht auf Erfolg angegriffen werden können. Einer dringenden Gefahr anderer Art entging der französische Feldherr noch dadurch, daß der Kurfürst den Antrag eines Franzosen, der sich Marquis v. Villeneuve nannte (ein Name, der dem Verräther wahrscheinlich nicht zukam), und der sich erbot, Turenne durch Dolch oder Gift umzubringen, mit gebührender Verachtung von sich wies und dem Marschall von dem Vorfall Anzeige machte, wofür dieser auf's Artigste seinen Dank abstattete.

Die Erfolglosigkeit eines Krieges, bei welchem er von seinen Bundesgenossen eigentlich nur zum Schein unterstützt wurde, mußte endlich den Kurfürsten zu der Ueberzeugung bringen, daß er auf diesem Wege Nichts zu erwarten habe, als fortgesetzten unnützen Verlust an Mannschaften und Geld, wobei er noch zum Ueberfluß sich alle diejenigen deutschen Fürsten zu Feinden machte, deren Land er mit seinen Schaaren zu betreten gezwungen war; denn nach dem damaligen Zuschnitte der militärischen Einrichtungen war der Durchzug, selbst eines befreundeten Heeres, stets mit Plünderung und Ver-

wüstung der ganzen Gegend verbunden, durch welche der Marsch ging.

Nach vielen reiflichen Erwägungen sah er ein, daß die Umstände ihn nöthigten, einseitig mit Frankreich in Friedensunterhandlungen zu treten. Indem er dies dem Kaiser erklärte, mußte er zwar anerkennen, daß ein solcher Schritt den mit Oesterreich getroffenen Vereinbarungen entgegen sei, indessen habe er damals von der geheimen Verbindung des Kaisers mit dem Könige von Frankreich Nichts gewußt, und spreche ihn dieser Umstand von allen eingegangenen Verbindlichkeiten los. Der Kaiser suchte sich in seiner Entgegnung auf alle Weise zu entschuldigen und erbot sich nicht nur seine Armee zu verstärken, sondern auch dafür zu sorgen, daß Spanien sich mit einem Corps von 15,000 Mann dem Unternehmen anschließe, und daß der Krieg von nun an mit wirklichem Ernst und Nachdruck geführt werde. Aber Friedrich Wilhelm war von zu großem Mißtrauen gegen alle diese Verheißungen erfüllt, als daß er sich in seinem Entschlusse hätte wankend machen lassen.

Noch weit mehr Grund als der Kaiser hatten die Holländer darüber entrüstet zu sein, daß sie nun den Angriffen Frankreichs schutzlos preisgegeben wurden. Indessen traf auch sie der Vorwurf, daß sie ihre Verpflichtungen nicht erfüllt hätten. Weder die versprochene Anzahl von Truppen hatten sie gestellt, noch die Hilfsgelder in den versprochenen Terminen gezahlt, und

dadurch in der That den Kurfürsten außer Stand gesetzt, seine fast 40,000 Mann starke Armee länger zu besolden. Es konnte ihm nicht zugemuthet werden, allein und auf eigene Kosten als Erretter Hollands aufzutreten und dafür einen großen Theil seiner Länder der Verwüstung Preis zu geben und dieselben vielleicht auf immer zu verlieren.

Das Alles bewog ihn auf den Vorschlag des Pfalzgrafen von Neuburg einzugehen, welcher sich erbot, zwischen ihm und Ludwig XIV. die Vermittlerrolle zu übernehmen, ein Geschäft, zu welchem dieser Fürst um so mehr berufen war, als sein eigenes Land großentheils bisher den Kampfplatz hatte abgeben müssen, ihm also ganz vorzüglich an der Beendigung des Krieges gelegen war.

Der König von Frankreich zeigte sich sehr bereit zu unterhandeln, denn er wünschte sehnlich die Holländer des Beistandes zu berauben, den sie von einem so entschlossenen und kriegserfahrenen Fürsten hoffen konnten.

Im französischen Lager bei Löwen wurden die Unterhandlungen zwischen dem Minister Pomponne und dem brandenburgischen Geheimrath Meinders geführt, und am 16. Juni 1673 kam zu Vossem, einem Dorfe zwischen Löwen und Brüssel, der Frieden zu Stande.

Der Kurfürst verpflichtete sich, den Holländern nicht ferner Beistand zu leisten, wogegen die Franzosen alle von ihnen besetzten brandenburgisch-cleveschen Orte zu

räumen versprachen, bis auf Wesel, Lippe und Rees, welche bis zur Beendigung des Krieges zwischen Holland und Frankreich in ihren Händen bleiben sollten. Der Kurfürst gelobte, sich mit keinem Feinde Frankreichs zu verbinden, doch behielt er sich die Freiheit des Handelns vor, wenn Ludwig XIV. das deutsche Reich angreifen sollte. Er erhielt außerdem 80,000 Livres als Ersatz für die von den Franzosen in seinen Staaten durch den Krieg verursachten Beschädigungen, und Frankreich versprach dafür zu sorgen, daß in dem künftigen Friedensschlusse die Holländer zur Zahlung der rückständigen Subsidien angehalten würden.

Die Holländer empfanden zwar den Abfall ihres Bundesgenossen äußerst übel, allein sie verzagten deshalb nicht, sondern setzten unter der tapferen und klugen Führung Wilhelm's von Oranien den Krieg nur um so eifriger fort. Sie erneuerten ihr Bündniß mit dem Kaiser, zu welchem auch Dänemark, Spanien und Lothringen hinzutraten, und König Carl von England wurde durch 200,000 holländische Gulden von seiner Allianz mit Frankreich losgekauft, gerade so wie Ludwig XIV. den Beistand desselben früher für eine Geldsumme zu erkaufen vermocht hatte.

Nun mußten die Franzosen, um so vielen Feinden entgegentreten zu können, den größten Theil ihrer holländischen Eroberungen wieder im Stich lassen, und Wilhelm von Oranien bewies sich so sehr als eben=

bürtigen Gegner der Condé und Turenne, daß die Franzosen auch die Vortheile, welche sie 1674 in einem neuen Feldzuge errungen hatten, nicht behaupten konnten, und Ludwig XIV. sehnlich wünschte, durch einen Separatfrieden die Holländer von ihren Bundesgenossen zu trennen. Den Rhein zur Grenze von Frankreich zu machen, war damals wie heut der Wunsch der Franzosen, und das konnte im Kampfe gegen die spanischen Niederlande und das deutsche Reich mit besserem Erfolge unternommen werden, wenn Holland aus dem Spiele blieb. Diese Erwägungen hatten denn auch zuletzt die Wirkung, daß beim Abschluß des Friedens die Republik mit vollkommen ungeschmälertem Gebiete aus dem ungleichen Kampfe hervorging.

Wir haben gesehen, daß der Kurfürst von Brandenburg sich in dem Vertrage von Vossem vorbehalten hatte, den Kaiser gegen Frankreich zu unterstützen, wofern das deutsche Reich angegriffen würde. Dieser Fall trat schnell genug ein, als Turenne mit seinem Heere in die Pfalz einbrach und das Land auf das Entsetzlichste verwüstete. Obgleich Grausamkeit keineswegs in seinem Charakter lag, so war damals auch der beste und mildeste Feldherr nicht im Stande, seine Armee im Feindesland von Verübung der größten Rohheiten zurückzuhalten. Es gehörte das eben zum Kriege.

Unser Kurfürst überlegte, ob er diesen Angriff auf ein deutsches Land zum Vorwand der Kriegserklärung

gegen Frankreich ergreifen sollte. Vielfache Gründe sprachen dafür. Er hatte, so warf man ihm vor, die Holländer im Stich gelassen und es dadurch den Franzosen leicht gemacht, in Deutschland einzudringen, und deutsch gesinnt wie er war, mußte dieser Vorwurf ihn um so heftiger kränken, weil er keineswegs ungegründet war. Dann aber hatte er in Hoffnung auf die holländischen Subsidien ein viel größeres Heer zusammengebracht, als er mit den Einkünften seines Landes erhalten konnte. Er hätte wenigstens 15,000 Mann mit einem Male entlassen müssen, was unter damaligen Verhältnissen nicht viel Anderes bedeutete, als sein Land mit 15,000 Räubern überschwemmen. Die holländischen Hilfsgelder blieben aus, auch die von Frankreich versprochene Entschädigungssumme wurde nicht gezahlt. Schloß er sich den gegen Frankreich verbündeten Mächten an, so mußte der Kaiser und Spanien sich dazu verstehen, seine Truppen zu unterhalten. So dringend auch Frankreich und Holland ihn unter nicht zu verachtenden Anerbietungen für sich zu gewinnen strebten, so blieb er doch bei dem Entschlusse, das Bündniß mit dem Kaiser einzugehen.

Leider war er durch seine nie ruhende Lust an diplomatischen Verhandlungen in eine Lage gerathen, welche ihm keine vollständige Freiheit des Handelns gestattete. Er hatte nämlich kurz zuvor den Plan gefaßt, im Verein mit Schweden eine sogenannte dritte Partei zu

bilden, welche den Frieden zwischen den streitenden Mächten herstellen und aufrecht erhalten sollte, und so sehr auch seine Räthe ihm einen solchen Schritt widerriethen, hatte er dennoch am 1. December 1673 zu dem Ende auf zehn Jahre ein Bündniß mit Schweden geschlossen, dem jedoch ein geheimer Artikel beigefügt war, wonach es jedem von beiden Theilen freistehen sollte, nach vorangegangener Kündigung an dem Kriege theilzunehmen, falls der Zweck des Bundes nicht erreichbar wäre. Diese bundesmäßige Kündigung hatte der Kurfürst nicht ergehen lassen, als er sich mit dem Kaiser in Unterhandlungen einließ, und die Schweden, welche von jeher Frankreichs natürliche Bundesgenossen gewesen sind, verargten ihm das mit Recht und fanden nur zu bald Gelegenheit, sich grausam zu rächen.

Dadurch ließ sich aber der Kurfürst für jetzt nicht abhalten, am 1. Juli 1674 zu Berlin ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Kaiser, den Spaniern und den Holländern zu schließen, durch welches er sich verpflichtete, zu einem gemeinsamen Kriege gegen Frankreich 16,000 Mann auszurüsten und selbst zu befehligen, während die Bundesgenossen für die Unterhaltungskosten dieses brandenburgischen Corps zu sorgen hätten.

Bereits am 8. und 10. August konnten die Truppen in zwei Colonnen, geführt von Derflinger und Görtzke, sich in Marsch setzen. Der Kurfürst folgte in Begleitung seiner Gemahlin und traf das Heer jenseit der

Elbe, unweit Magdeburg. Der neunzehnjährige Kurprinz Carl Emil diente als Generalmajor, der Prinz von Homburg befehligte einen Theil der Kavallerie. Es waren im Ganzen 16,426 Mann brandenburgische und preußische Soldaten, darunter etwa 2000 Mann Reiterei und zwanzig Feldgeschütze mit vollständiger Bespannung [1]). Der Marsch ging durch Thüringen und Franken in gerader Linie auf Straßburg los.

Der ganze Feldzug verlief leider ebenso kläglich wie die beiden früheren und aus ganz ähnlichen Ursachen. Friedrich Wilhelm konnte sich sehr bald davon überzeugen, daß die Oesterreicher lieber auf alle ernstlichen Erfolge verzichten, als dieselben den Brandenburgern verdanken wollten. Es war ihnen aber nicht gelegen, „daß ein neuer König der Vandalen sich an der Ostsee erheben wollte!" Nur über seine eigenen Truppen wurde dem Kurfürsten das Commando zuerkannt, den Oberbefehl über das ganze verbündete etwa 36,000 Mann starke Heer führte Bournonville, und ein Kriegsrath sollte entscheiden, so oft beide Feldherren sich nicht einigen könnten.

Gegenüber einem so entschlossenen und thatkräftigen General wie Turenne mußte auch das tapferste Heer unterliegen, wenn es einheitlicher Leitung ent-

---

[1]) v. Kessel, Einleitung zu v. Buch's Tagebuch, hat ein Verzeichniß der einzelnen Regimenter.

behrte, und zum Ueberflusse hatte Bournonville, weil er die Ehre eines Siegers nicht mit den Brandenburgern theilen wollte, die Ankunft des Kurfürsten gar nicht abgewartet, sondern sich schon am 4. October in eine Schlacht eingelassen, in welcher er geschlagen wurde und mehrere tausend Mann verlor. Auch nach der Vereinigung mit dem Kurfürsten wurden dessen wohlberechnetsten Pläne jedes Mal vereitelt und die weisesten Rathschläge Friedrich Wilhelm's verworfen, ja es gingen soviele Parlamentaire zwischen Bournonville und den Franzosen unter den auffallendsten Umständen fast täglich hin und her, daß der Verdacht einer förmlichen Verrätherei nahe genug zu liegen schien [1]).

„Sie sind neutral," sagte Friedrich Wilhelm zu dem spanischen Gesandten, der sich im Lager befand, „Sie werden der Welt bezeugen können, was hier vorgegangen ist; ich will entschuldigt sein wegen Allem, was daraus entsteht!"

Er versuchte nun mit seinen Truppen selbstständig Etwas zu unternehmen, und führte eine Art von kleinem Kriege, in welchem sich die Brandenburger, und namentlich Obrist Henniges, durch große Tapferkeit auszeichneten, aber bedeutende Erfolge waren dabei natürlich nicht zu erreichen, und höchst unzufrieden bezog man

[1]) Dies erzählt v. Buch umständlich an verschiedenen Stellen seines Tagebuches.

zuletzt die Winterquartiere. Friedrich Wilhelm nahm das seinige in Colmar. Es fehlte überall an Geld und Lebensmitteln, die Soldaten konnten oft drei bis vier Tage lang kein Brot erhalten und mußten sich mit Rüben nähren, die sie auf dem Felde suchten. Krankheiten rafften viele hinweg[1]). Der klägliche Verlauf, dessen Einzelheiten kein weiteres Interesse darbieten, bewies einmal wieder, daß große Unternehmungen nicht gelingen, wenn mehrere gleichberechtigte Befehlshaber an der Spitze stehen.

Das Jahr 1674 sollte indessen für das Haus Hohenzollern noch in anderer Weise als durch diesen vergeblichen Feldzug eine folgenschwere Bedeutung erlangen. Am 22. November erhielt der Kurfürst die Nachricht, daß sein ältester Sohn in Straßburg schwer erkrankt sei. Das Uebel nahm schnell eine bedenkliche Wendung, und schon am 27. war der junge Prinz entschlafen. Der Kurfürst hatte seinen Reisemarschall von Buch zu dem Kranken geschickt und ließ sich täglich über das Befinden desselben Bericht erstatten. Daß er ihn nicht selbst besuchte, bleibt auffallend, da man den Weg von Colmar nach Straßburg in sieben Stunden zurücklegen konnte. Die Todesnachricht erschütterte ihn tief, und er äußerte den Verdacht, daß eine Vergiftung im Spiele wäre.

---

[1]) v. Buch p. 45.

Wenn ihm selbst solche Gedanken kamen, so ist es nicht zu verwundern, daß man im Lager den Verlust des allbeliebten Kurprinzen der bösen Stiefmutter zur Last legte. Laut und öffentlich wurde sie der Giftmischerei angeklagt und mit den entsetzlichsten Verwünschungen belegt. Irgend ein thatsächlicher Anhalt für diesen schmählichen Verdacht ist nirgends aufzufinden, viel wahrscheinlicher dürfte es sein, daß die gewaltsamen Kuren, denen man den jugendlichen Kranken unterwarf, und namentlich die oft wiederholten Aderlässe seinen Tod herbeigeführt haben.

Es ist immer mißlich, erforschen zu wollen, was geschehen sein würde, wenn etwas Anderes nicht geschehen wäre. Dessenungeachtet kann man behaupten, daß es für die Entwickelung des preußischen Staates entscheidend war, als auf den großen Kurfürsten nicht ein thatkräftiger und großsinniger Fürst, sondern ein körperlich und geistig unfähiger Regent folgte. In wie anderer Weise hätten alsdann die Hohenzollern sich die Königskrone auf's Haupt setzen können!

Zu derselben Zeit, fast an demselben Tage, wo der Kurprinz aus dem Leben schied, war es dem französischen Einfluß in Stockholm gelungen, die Schweden, ziemlich wider Willen des Königs und der Nation dahin zu bringen, daß sie einen Einfall in die Mark Brandenburg unternahmen, um auf diese Art den Kurfürsten zu nöthigen, seine Armee von der französischen Grenze

zurückzuziehen, damit Ludwig XIV. desto freiere Hand für seine Unternehmungen behalte. Dieser listige König, welcher sich selbst niemals durch andere als eigennützige Beweggründe leiten ließ, stellte es als den schwärzesten Undank dar, daß der Kurfürst trotz der Vortheile, die ihm Frankreich angeblich in dem Frieden von Vossem verschafft, und trotzdem, daß man ihm seine cleveschen Festungen zurückgegeben, nunmehr sich gegen seinen französischen Wohlthäter erhoben hätte, — und doch hatte Ludwig diese Festungen nur darum geräumt, weil er die Besatzungen zu anderen Zwecken nicht entbehren konnte.

Auch Schweden warf dem Kurfürsten vor, daß er das zur Aufrechthaltung des Friedens so eben erst geschlossene Bündniß gebrochen habe, und der schwedische Gesandte war ihm bis an den Rhein gefolgt, um wo möglich noch auf dem Marsche die Umkehr des brandenburgischen Heeres zu erwirken; denn der junge König Carl XI. trug gerechtes Bedenken, gegen den kriegserfahrenen Friedrich Wilhelm in dessen eigenem Lande als Feind aufzutreten, und die Franzosen konnten nur durch die Drohung, ihre Hilfsgelder so lange zurückzubehalten, bis die Schweden wirklich sich zum Einmarsch in die Mark anschickten, den Widerwillen Carls gegen einen solchen Schritt überwinden. So mißtrauisch waren sie bis zum letzten Augenblick, daß der französische Gesandte in Person der Einschiffung der Truppen

beiwohnte, um sich von deren wirklicher Absendung zu überzeugen [1]).

Nun endlich setzten sich die Truppen von zwei Seiten her über Pommern und Bremen gegen das Brandenburgische in Bewegung. Der berühmte Gustav Wrangel erhielt den Oberbefehl. Eine förmliche Kriegserklärung wollte man so lange wie möglich vermeiden, und Wrangel rückte unter vorgängiger Anzeige an den Statthalter Fürsten von Dessau in die Uckermark, angeblich allein aus dem Grunde, weil ihm in Pommern die Lebensmittel fehlten. Er verlange auch weiter Nichts als Unterhalt für seine Soldaten, werde strenge Mannszucht halten und wieder nach Pommern zurückkehren, sobald der Kurfürst seine Feindseligkeiten gegen Frankreich eingestellt hätte.

Friedrich Wilhelm wurde durch einen Eilboten von diesem Friedensbruch der Schweden benachrichtigt. Weit entfernt, dadurch beunruhigt zu werden, rief er vielmehr aus: „die Schweden fallen in die Mark ein, das ist eine Gelegenheit ihnen ganz Pommern zu nehmen!" — Dem Statthalter befahl er, 1200 Mann aus dem Halberstädtischen an sich zu ziehen, und diese kleine Schaar durch schleunige Werbungen bis auf 8000 zu bringen. Mit denselben sollte er die Garnisonen der

[1]) v. Gansauge: Veranlassung und Geschichte des Krieges von 1675.

Festungen verstärken und den Rest zum Schutz des Landes unter den Befehl des Generals v. Sommerfeld stellen. Da eine förmliche Kriegserklärung nicht erfolgt war, sollte man die Schweden nicht reizen und mit ihnen sich zu vergleichen suchen, wenn sie außer Lebensmitteln auch Kriegscontributionen eintrieben, ohne daß der Statthalter amtlich davon Kenntniß nähme. Die Schweden verfuhren ungescheut, als ob sie sich in Feindes Land befänden, besetzten eine Menge von Städten und legten Befestigungen an, hielten aber anfangs noch ziemlich gute Mannszucht[1]).

Der Kurfürst war indessen nicht müssig. Er wollte sich vor allen Dingen durch Bundesgenossen verstärken; denn seine Vorliebe für Bündnisse ist sich stets gleich geblieben, so wenig dieselben ihm auch während seiner ganzen Regierung genützt haben. Er begab sich, sobald sein Gichtleiden es gestattete, über Cleve nach dem Haag und nach Amsterdam, wo er mit großen Ehren von der Bevölkerung auf's Festlichste empfangen wurde. Er traf daselbst mit der Mutter und den Schwestern seiner ersten Gemahlin zusammen und verhandelte eifrig mit Wilhelm von Oranien und den kaiserlichen, spanischen,

---

[1]) Es steht fest, daß Wrangel Befehl bekommen hatte, in Hinterpommern und der Mark Alles mit Feuer und Schwert zu vernichten, worauf er aber antwortete: Ich bin ein redlicher Soldat und kein Mordbrenner. cf. v. Kessel, Treffenfeld p. 78, Note.

lothringischen, dänischen und vielen deutschen Gesandten[1]).

Es wurde ausgemacht, daß Holland und Spanien, denen sich später auch Dänemark anschloß, unter gewissen Voraussetzungen den Krieg an Schweden erklären sollten, allein zu schneller, augenblicklicher Hilfe konnten sie nicht bewogen werden.

Durch einen holländischen Kaufmann Raulé, dessen er sich auch später bei allen auf das Seewesen bezüglichen Angelegenheiten bediente, ließ der Kurfürst einige Schiffe ausrüsten, welche als Kaperschiffe gegen Schweden gebraucht werden sollten. Er selbst führte, aus Holland zurückgekehrt, sein Heer nach Franken und schlug in Schweinfurt das Hauptquartier auf.

Inzwischen hatten sich die Zustände in der Mark gar sehr verschlimmert. Gustav Wrangel war erkrankt und hatte den Oberbefehl an seinen Bruder übergeben, welcher weder die Kraft noch den guten Willen besaß, um der Zügellosigkeit der Soldaten Einhalt zu thun. Alle Schrecken des dreißigjährigen Krieges begannen sich zu wiederholen. Die Einwohner wurden ausgeplündert und auf's Grausamste gemißhandelt. Der scheußliche Schwedentrank diente als Foltermittel, um

[1]) Der englische Gesandte Sir W. Temple machte in Etiquettenfragen soviel Schwierigkeiten, daß der Kurfürst deshalb nicht mit ihm zusammenkommen konnte. Puffendorf XIII. 9.

den letzten Sparpfennig des zu Grunde gerichteten Landmannes zu erpressen. Weiber wurden ruchlos beschimpft und verstümmelt, die Kirchen ausgeraubt und die heiligen Geräthe unflätig besudelt.

Der Statthalter bat dringend um Hilfe, aber der Kurfürst hoffte von Tage zu Tage auf die Kriegserklärung der Dänen und Holländer, und glaubte, daß auch der Kaiser sich entschließen würde, dem Bunde wirksam beizutreten, umsomehr, als man in Wien ernstlich in Sorge war, die Schweden hätten ihr eigentliches Absehen auf Schlesien gerichtet, wo die bedrückten Protestanten von den überseeischen Glaubensbrüdern Hilfe und Erlösung hofften.

Der einzige von allen Fürsten, welcher dem Kurfürsten wirklich einige Hilfe leistete, war dessen bisheriger Gegner, der Bischof von Münster, welcher von Frankreich viele Versprechungen, aber keine wirklichen Vortheile erhalten hatte, und ärgerlich darüber die Partei der Gegner ergriff. Er versprach die Grenzen der cleveschen Besitzungen durch seine Truppen zu decken, wenn der Kurfürst mit seiner ganzen Heeresmacht zur Rettung seiner Erbländer ostwärts ziehen müßte. Um nun alle seine Kräfte möglichst auf einem Punkte zu vereinigen, beschloß Friedrich Wilhelm auch diejenigen Truppen zurückzufordern, welche er dem Könige von Polen gegen die Türken nach der Ukraine zu Hilfe geschickt hatte. Es waren das zwölf wohlausgerüstete

Compagnien Dragoner, die er damals zu besolden außer Stande war, und deren Verpflegung die Polen mit Freuden zu übernehmen versprachen. Diese Brandenburger hatten auch in polnischen Diensten ihre allbekannte Tapferkeit glänzend bewiesen, und nur sehr ungern, und nachdem man alle möglichen Vorwände erschöpft hatte, um sie zurückzuhalten, wurden sie endlich in die Heimath entlassen. Allein nur 700 Mann kehrten zurück. Der Ueberrest hatte in der Fremde auf den Schlachtfeldern und bei den Belagerungen den Tod gefunden, für eine ihnen fremde Angelegenheit nach Art der alten Landsknechte kämpfend, voll Lust am Kriegerhandwerk, gleichviel für wen und für welche Sache das Schwert gezogen wurde.

Die bedrängten märkischen Unterthanen wurden zur Geduld ermahnt, bis der Kurfürst kommen und Hilfe bringen würde. Solche Mahnung mochte ihnen erklingen wie dem Ertrinkenden der gute Rath eines am Ufer Vorübergehenden, der ihn auffordert sich nur so lange über Wasser zu halten, bis man einen Schwimmkundigen zur Hilfe herbeigeholt hätte.

Die Bauern in ihrer Verzweiflung rotteten sich selbst zu kleinen bewaffneten Banden zusammen und thaten den Schweden soviel Schaden wie sie konnten. Grausam rächten sie die erfahrene Schmach, wo sie über einzelne Haufen Meister wurden, und grausam mußten sie büßen, wenn sie einer stärkeren Feindesschaar

begegneten. Auf ihre Fahnen schrieben sie mit rother Schrift den bekannten Vers [1]):

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm gnädigen Kurfürsten mit unserm Blut.

Die Barbarei der Schweden war zu solcher Höhe gediehen, daß der erkrankte Wrangel selbst an seinen Bruder schrieb: So lange er Soldat sei, habe er solche Greuel von Christen nicht gehört. Allein die übrigen Generale hatten die Macht verloren, ernstlich Einhalt zu thun, selbst wenn sie gewollt hätten [2]).

Endlich am 5. Juni brach der Kurfürst von Schweinfurt auf, nachdem er sein Heer durch Werbungen bis auf 15,000 Mann verstärkt hatte. In Eilmärschen ging es nach Magdeburg, welche Stadt er am 11/21. Juni erreichte, nachdem er Tags zuvor in Staßfurt zur Erbauung und Stärkung der Truppen einen feierlichen Feldgottesdienst über Jeremias XII.

---

[1]) Noch heutzutage wird in einem Dorfe der Magdeburger Gegend eine solche Fahne in der Kirche aufbewahrt.

[2]) In der mehrerwähnten Chronik des Städtchens Bernau, aus der Bibliothek des Joachimthal'schen Gymnasiums, steht unter 1675: Es kamen 16,000 Schweden, plünderten drei Tage und füllten 300 Wagen mit Raub, forderten dann noch 500 Thaler. Erhielten 100 Thaler baar und über 400 Thaler eine Obligation auf 14 Tage. — Das giebt einen Maßstab für die Art und Weise, wie das Land ruinirt wurde.

11 und 12 [1]) hatte abhalten lassen. Der Marsch war mit solcher Schnelligkeit vollzogen worden, daß die Schweden den Kurfürsten noch tief in Franken wähnten, während er schon in der Elbfestung war. Er ließ die Thore schließen und bewachen, damit dem Feinde, der unter dem wiedergenesenen Gustav Wrangel das ganze Havelland besetzt hielt, keine Kunde von dem Nahen der rächenden Macht zukäme.

Sechstausend Kürassiere [2]), die Dragoner-Regimenter Bomsdorf und Derflinger, 1200 Musketiere auf 146 Wagen, und dreizehn Geschütze mit doppelter Bespannung gingen in der Nacht vom 12. zum 13. Juni über Genthin nach Rathenow, wo Obrist Wangelin mit seinem Regimente lag. Die Grundlosigkeit der durch strömenden Regen erweichten Wege machte den Marsch äußerst beschwerlich. Zur großen Freude des Kurfürsten überzeugte man sich mittelst ausgeschickter Kundschafter, daß die Schweden von dem Anrücken der Brandenburger keine Ahnung hatten, vielmehr der Meinung waren, dieselben ständen noch tief in Franken.

---

[1]) Ich sehe bereits, wie es so jämmerlich verwüstet ist, ja das ganze Land ist wüste, aber es will es Niemand zu Herzen nehmen. Denn die Verstörer fahren daher über alle Hügel der Wüste, und das fressende Schwert des Herrn von einem Ende des Landes bis zum andern, und kein Fleisch wird Frieden haben.

[2]) v. Buch's Tagebuch: Einleitung zum Jahr 1675. p. 88.

Des Kurfürsten Schnelligkeit und Vorsicht hatte diese fast wunderbare Täuschung des Feindes bewirkt, was allerdings dadurch erleichtert wurde, daß unter der auf's Höchste ergrimmten Bevölkerung des Landes sich kaum Jemand gefunden hätte, welcher den Schweden zu Liebe den Verräther spielen mochte.

Die für eine Vertheidigung äußerst günstige Lage der Stadt Rathenow auf einer Flußinsel würde es der kleinen anrückenden Schaar sehr erschwert haben, sich des Platzes zu bemächtigen, wenn nicht die Unwissenheit der Schweden und eine von Derflinger ersonnene Kriegslist zu dem glücklichen Erfolge mitgewirkt hätten.

In der frühen Morgendämmerung des 15/25. Juni erschien der Feldmarschall mit einer kleinen Reiterschaar vor der aufgezogenen Havelbrücke, wo ein Corporal mit sechs Mann die Wache hatte. Von diesen angerufen gab Derflinger sich für einen schwedischen Officier aus, der von den Bauern verfolgt, in der Stadt Zuflucht suchte. Die Zugbrücke wurde herabgelassen. Der General ritt hinüber und seine Begleiter hieben einen Theil der Wache nieder. Die übrigen entflohen eilig in die Stadt und allarmirten die Besatzung. Unterdessen war der Kurfürst über eine eilig geschlagene Nothbrücke von der einen Seite, und eine Abtheilung seines Heeres in Kähnen auf der Havel von der anderen Seite her zum Angriff herbei geeilt. Die Besatzung, die in der Ueberraschung nicht einmal Zeit gehabt, ihre Waffen

vollständig anzulegen, wehrte sich tapfer, indessen nach heftigem Kampfe von anderthalb Stunden waren die Brandenburger Herren der Stadt. Von den schwedischen Soldaten entkamen nur wenige, die meisten wurden getödtet oder gefangen genommen. Unter den letzteren befand sich der Obrist Wangelin, dessen ganze sehr werthvolle Habe den Siegern in die Hände fiel. Die unbegreifliche Sorglosigkeit der Schweden wurde ihnen noch verderblicher dadurch, daß ein in der Stadt wohnender Edelmann mit Vorwissen des Kurfürsten die sämmtlichen Offiziere der Besatzung am Abend vorher zu sich eingeladen und so reichlich mit Wein bewirthet hatte, daß man ihres festen Schlafes während der Nacht versichert sein konnte.

Die Einnahme von Rathenow war um deshalb von der größten Wichtigkeit, weil durch dieselbe die beiden Abtheilungen der schwedischen Armee von einander getrennt gehalten wurden, welche unter Gustav Wrangel in Havelberg und unter dessen Bruder in Brandenburg standen. Der Kurfürst beorderte nun das in Magdeburg zurückgebliebene Fußvolk in größter Eile zu sich, doch konnte er dessen Ankunft nicht abwarten, weil inzwischen durch einen Offizier, Namens Strauß[1]), ausgekundschaftet worden, daß die in Brandenburg liegenden Schweden bereits aufgebrochen wären, um sich mit

[1]) Puffendorf XIII. 35.

den in Havelberg stehenden bei Fehrbellin am Rheinflusse zu vereinigen. Nun kam es darauf an, alle Brücken, welche die Schweden auf ihrem Marsche zu passiren hatten, unverzüglich abbrechen zu lassen. Dies konnte durch wenig zahlreiche, zu dem Ende nach Fehrbellin, Kremmen und Oranienburg entsendete Trupps bewirkt werden, weil das Landvolk der Umgegend sich überall zur Hilfeleistung bereit zeigte.

In Rathenow ließ man 500 Mann als Besatzung zurück. Der Kurfürst eilte seinem Heere voraus, welches Abends in Barnewitz eintraf und noch die Spuren des am Morgen verlassenen schwedischen Lagers daselbst vorfand. Die Schweden hatten sich hinter die Seen von Bähnitz zurückgezogen. Am 17.[1]) früh ging der Zug über den zwischen diesen Seen gelegenen Damm nach Gohlitz, und die Trümmer von allerlei Heeresgeräth, die den Weg bedeckten, gaben zu erkennen, mit welcher Hast der Rückzug der Schweden erfolgt war. Der Nachtrab derselben wurde bei Nauen eingeholt. Es waren etwa tausend Reiter. General Lüdike vernichtete einen großen Theil derselben, als sie eben in die Stadt einziehen wollten. Immer weiter zogen die Schweden sich zurück, ohne indessen ihre

[1]) Da sich v. Buch während dieser ganzen Zeit in unmittelbarer Nähe des Kurfürsten befand, so ist hier sein Tagebuch überall benutzt.

schlagfertige Haltung aufzugeben, und da sie alsbald alle Brücken abgebrochen hatten, so mußte für heute die weitere Verfolgung unterbleiben.

Beide Theile lagerten einander gegenüber, nördlich von Nauen. Der Kurfürst sandte 200 Reiter ab, um die Feinde zu umgehen und dieselben im Rücken anzugreifen, allein ein Wasser, welches die Reiter schwimmend passiren mußten, verzögerte ihren Marsch und die Schweden erhielten Zeit zu entkommen.

Die Schweden hatten sich schon am 17. des schmalen Dammes versichert, der nördlich von Nauen durch das dortige Bruchland führt. Auf dieser Nordseite der Stadt erhebt sich eine weite erhöhte Sandfläche, der Glien genannt, an dessen Nordabfall Kremmen gelegen ist. Nordwestlich schließt sich hieran ein zweites ähnliches Plateau, das Land Bellin, an dessen nördlicher Spitze das Städtchen Fehrbellin liegt. Ueber diese beiden Hochflächen nahm das schwedische Heer eiligst seinen Rückzug, um bei dem letztgenannten Orte das Luch und den Rhin zu überschreiten und sich aus dem schwierigen Terrain herauszuziehen [1]).

Am 18. früh hatte der Kurfürst erfahren, daß der jüngere Wrangel seinem Bruder nach Fehrbellin entgegen marschire, um sich daselbst mit ihm zu vereinigen.

---

[1]) Diese kurze anschauliche Beschreibung der Gegend ist aus F. Voigt, Preußische Geschichte p. 287.

Dies mußte verhindert werden. Der Prinz von Homburg, dem auf seinen Wunsch der Befehl über die 1600 [1]) Pferde starke Vorhut [2]) übertragen worden, erhielt Befehl, den Marsch der Schweden möglichst aufzuhalten, bis der Kurfürst selbst herankäme. Der Prinz fand auf seinem Wege soviel zerbrochene Wagen und sogar Küraße und Helme der Reiterei, daß man erkennen konnte, es habe sich der Rückzug der Schweden in eine förmliche Flucht aufgelöst. — Bald gelangte von Seiten des Prinzen an den Kurfürsten die Meldung, daß er die Schweden genöthigt habe, Halt zu machen. Zugleich bat er um Erlaubniß, mit dem Angriff zu beginnen.

Der Kurfürst hielt Kriegsrath. Die Generale, vor allen Derflinger, waren dagegen, daß man sich in eine offene Schlacht einlasse. Er glaubte, man werde durch Abbrechung der Brücken und Besetzung der Dämme die Schweden so abschneiden und einschließen können, daß sie sich binnen zwei Tagen ergeben müßten. Der Kurfürst aber, unter dem Einfluß der von dem Prinzen von Homburg empfangenen Meldung, erklärte: da man so

[1]) Stenzel giebt 1500 an. Vergl. jedoch Orlich p. 178 und die Memoires de Brandebourg.

[2]) Die Vorhut bestand aus den Regimentern Derflinger und Anhalt. Das erstere wurde von dem Hauptmann v. Kotwitz commandirt, weil der Obristlieutenant bei Rathenow gefallen und der Major im französischen Kriege verwundet war.

nahe beim Feinde sei, müsse er Fell oder Federn lassen, worauf Derflinger antwortete[1]): „Gnädigster Herr, ich glaube als General meine Meinung sagen zu müssen, wie ich es am vortheilhaftesten und am sichersten halte. Aber wenn es Ew. Hoheit gefällt anderer Meinung zu sein, so werde ich darum doch dem Feinde allen Schaden thun, wenn es auch mit mehr Gefahr und größerem Wagniß verbunden ist."

Darauf wurde der Befehl zum Vorrücken gegeben, und man beeilte den Marsch so sehr, als es auf dem durch Gehölz unterbrochenen Moorboden nur irgend möglich war[2]).

Das schwedische Heer bestand aus 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern und 38 Geschützen. Der Kurfürst, dessen Infanterie noch nicht hatte nachkommen können, befehligte 5600 Mann Reiterei und 13 Ge-

---

[1]) Aus dem Französischen (Tagebuch v. Buch p. 122) übersetzt, daher nicht wörtlich.

[2]) Daß der Prinz von Homburg in jugendlichem Eifer (er war 41 Jahr alt und hatte nur Ein Bein) gegen den Befehl des Kurfürsten die Schweden angegriffen und dadurch den Kurfürsten zur Schlacht gezwungen habe, worauf dieser ihm gesagt, daß er eigentlich den Tod verdient, ist eine jetzt vollständig widerlegte Sage. Richtig scheint dagegen, daß es dem Kurfürsten nicht angenehm war, nicht selbst den ersten Angriff gemacht zu haben, und daß er deshalb sich gegen den Prinzen nicht so dankbar zeigte, als derselbe es verdiente. Das geht aus dem von Orlich mitgetheilten Originalschreiben der Mutter des Prinzen deutlich hervor.

schütze. Die Schweden hatten bei dem Dorfe Linun in einer Torfmoorgegend eine gutgedeckte Stellung eingenommen (die Berichte sind darüber uneins, ob die Deckung in einem Wall oder einem Graben bestanden habe), die sie aber, als der Kurfürst dem Prinzen von Hessen zu Hilfe eilte, wieder aufgaben, um sich gegen Fehrbellin hin von Neuem zu ordnen, immer noch in der Hoffnung, die Vereinigung mit dem anderen Theile der schwedischen Armee zu bewirken. In gleicher Absicht nahmen sie bald darauf eine dritte Stellung ein, welche von einigen Sandhügeln beherrscht wurde. Derflinger erkannte die Wichtigkeit dieser Höhen, und es gelang ihm, auf eine derselben Geschütze zu führen, bevor die Schweden, durch dicken Nebel an der freien Aussicht gehindert, dies bemerken konnten. Um diese Hügel entspann sich ein heftiger Kampf, welcher durch den Prinzen von Homburg zu Gunsten der Brandenburger entschieden wurde. Bei einem nochmaligen Angriff auf die Geschütze leitete auf speciellen Befehl des Kurfürsten der Obrist von Mörner die Vertheidigung derselben. Der tapfere Mann sank mit dem Rufe: „Eher sterben als die Geschütze verlieren!" von einer feindlichen Kugel getroffen zu Boden. Der Kurfürst selbst war überall im dichtesten Kugelregen, oft in augenscheinlicher Lebensgefahr und genöthigt, mit der drei Fuß langen spanischen Klinge seines Schwertes die

Angreifer von sich abzuwehren [1]). Einige Compagnien, deren Hauptleute gefallen waren, führte er selbst gegen den Feind, ihnen zurufend: „Ich, Euer Fürst, bin jetzt Euer Hauptmann und will mit Euch siegen oder ritterlich sterben.“ Sein Begleiter mußte ihn aus dem Gewühl andringender Feinde befreien. Der Stallmeister Froben, der ihm nicht von der Seite gewichen war, wurde wenige Schritte von ihm von einer Kanonenkugel getödtet [2]).

1) Die Sturmhaube, der Hut und das Schwert, welches er in der Schlacht getragen, werden in der Kunstkammer in Berlin aufbewahrt. Orlich 186. Note 1.

2) Die Erzählung, daß Froben den Kurfürsten überredet, das Pferd mit ihm zu tauschen, weil die feindlichen Kugeln besonders auf den Schimmel, den der Kurfürst ritt, gerichtet waren, ist nachweislich erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verbreitet und allgemein geglaubt worden. Der bekannte Ordensrath König regte die ersten Zweifel dagegen an (nicht, wie Stenzel angiebt, der berüchtigte Demagogenverfolger v. Tschoppe). Neuerdings hat v. Kessel (Buch's Tagebuch I. p. 61) und ein Aufsatz in Foß Zeitschrift, Januarheft 1865, die Frage nochmals aufgenommen. Es soll ein Reitknecht Uhle gewesen sein, der den Pferdetausch gethan, worauf denn der Schimmel unter ihm erschossen worden. Die Froben'sche sowohl, als die Prinz Homburg'sche Erzählung, haben jedenfalls die innere Wahrheit, daß die Fehrbelliner Schlacht im Bewußtsein des Volkes als eine so staunenswerthe That sich lebendig erhielt, um romantische Vorstellungen aller Art durch dieselbe zu erzeugen.

Die Schweden leisteten sehr tapferen Widerstand, und einige ihrer besten Regimenter wurden fast vollständig vernichtet. Als Wrangel nun außerdem noch durch die auf einem falschen Gerüchte beruhende Meldung getäuscht wurde, daß ein kaiserliches Hilfscorps zur Unterstützung des Kurfürsten im Anmarsch sei, gab er die Schlacht verloren und der Rückzug begann. Um zehn Uhr war der Kampf entschieden, aber die Schweden kämpften auch auf dem Rückzuge noch so tapfer, daß die erschöpften Brandenburger nicht die Flucht des geschlagenen Heeres nach Fehrbellin verhindern konnten. Der Verlust der Schweden wird auf 2500 Mann angegeben, während von dem brandenburgischen Heere nur 500 geblieben sein sollen.

Die am Nachmittag des 18. im Eilmarsch von Berlin angekommene Infanterie, etwa 2000 Mann, war zu sehr ermüdet, um noch zur Verfolgung des Feindes verwendet zu werden. Erst am andern Morgen ging Derflinger nach Fehrbellin; doch hatten die Schweden diese Stadt bereits verlassen und alle Brücken hinter sich abgebrannt, wodurch eine weitere Verfolgung für jetzt verhindert wurde. Die Fliehenden warfen sich in's Mecklenburgische; allein nur eine geringe Anzahl gelangte dorthin, weil die besten Regimenter in der

---

[1]) Die Namen der gebliebenen und verwundeten Officiere sind angegeben bei v. Kessel: Treffenfeld und seine Zeit. p. 64.

Schlacht aufgerieben waren und von den übrigen zusammengeworbenen Truppen die meisten unterwegs davonliefen.

Der Kurfürst hatte alle Ursache, mit dem gerechtesten Stolze auf diesen glänzenden Sieg zu blicken. Die Kühnheit, mit welcher er das Heer der tapfersten Nation des Nordens mit einer der Zahl nach viel schwächeren Reiterschaar, ohne alle Unterstützung des Fußvolkes angegriffen hatte, die Kaltblütigkeit, die ihn befähigte in jedem Augenblick die richtigen Maßregeln anzuordnen, und dabei seine persönliche todesverachtende Tapferkeit, ließen ihn durch ganz Europa in strahlendem Heldenglanze erscheinen. Ein Augenzeuge schildert den Anblick des kämpfenden Fürsten mit folgenden begeisterten Worten: „Seine Augen schienen wie zwei feurige Kometen, woraus ein rechtes Heldenfeuer blitzte; sein Verhalten, seine Stimme, sein Gesicht, die Gluth seiner hitzigen Action brachen in eine dermaßen edle und brennende Heftigkeit aus, daß er gleichsam außer sich selbst, weit über der Helden Charakter erhaben zu sein schien!"

Die unmittelbare Folge der Schlacht war ein erhöhtes Selbstgefühl des Kurfürsten, der hier zum ersten Mal allein an der Spitze seiner Brandenburger und Preußen den Kampf gegen das gewaltige Kriegsvolk der Schweden bestanden hatte und sich nunmehr den großen Mächten Europa's als ein Ebenbürtiger zur Seite stellen durfte.

Das Volk theilte seine Freude, und überall erzählte man mit Stolz, wie er die tapferen Genossen seines Sieges geehrt und belohnt hatte. Man erfuhr mit besonderer Genugthuung, daß die beiden Anführer, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten, den niederen Ständen entsprossen waren. Feldmarschall Derflinger galt allgemein für einen ehemaligen Schneidergesellen, und Obrist Hennigs war ein Bauernsohn. Diesem hatte der Kurfürst auf dem Schlachtfelde den Adelstand und den Namen Henniges von Treffenfeld verliehen, dabei ein Recht seiner preußischen Souverainetät ausübend, denn im deutschen Reiche verlieh allein der Kaiser den Adel [1]). Den tödtlich verwundeten Obristen Mörner ließ Friedrich Wilhelm in seiner eigenen Karosse vom Schlachtfelde fortführen, und dem treuen Froben wurde die letzte Ruhestätte im Dom zu Berlin neben den Kurfürsten von Brandenburg angewiesen.

Der Kurfürst hatte bei der Einnahme von Fehrbellin nicht unbeträchtliche Beute gemacht; namentlich wurde eine große Anzahl von Schlachtvieh in Beschlag genommen und an die Soldaten und die hungernden Landbewohner in der Umgegend vertheilt. Die Bauern gaben sich dem glücklichen Gefühle hin, daß die Drangsale, welche sie von den rohen schwedischen Banden

[1]) Der Kurfürst hatte schon früher einigen Personen den Adel verliehen, z. B. seinem Hoflieferanten Enkeforth.

Monate lang zu ertragen gehabt, nun zu Ende wären.

In Berlin ließ der Statthalter ein feierliches Dankfest abhalten, und zur Ergötzung der Einwohner wurde ein prachtvolles Feuerwerk auf der Spree abgebrannt.

Waren die Folgen dieses großen Sieges für die Stellung des Kurfürsten, dem eigenen Lande gegenüber, unstreitig von schwerwiegender Bedeutung, so wurden dieselben noch wichtiger und weitgreifender für die politischen Verhältnisse von ganz Europa. Der Glaube an die Unbesieglichkeit der gefürchteten Schweden war vernichtet; ein einzelner Fürst des Reiches hatte sie mit geringer Truppenzahl, im bloßen Reiterkampfe überwunden. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen raffte der Tod wenige Wochen nach der Schlacht einen anderen großen Gegner des Kurfürsten, den Marschall Turenne, hinweg, der am 27. Juli bei Saßbach von einer Kanonenkugel getroffen wurde. Der Verlust dieses genialen Anführers nöthigte die Franzosen für den Augenblick sich über den Rhein zurückzuziehen.

Nunmehr fand auch der König von Dänemark den Muth zu einer förmlichen Kriegserklärung gegen Schweden, nahm zu gleicher Zeit dem dieser Macht verbündeten Herzog von Holstein-Gottorp die Festung Tönningen fort, und zwang ihn sich aller Vortheile zu begeben, die ihm der Roeskilder Frieden zugesichert hatte. Trotz der feindlichen Einflüsse an seinem Hofe

ließ der König sich sogar zu einem geheimen Bündnisse mit Friedrich Wilhelm bewegen, welches am 1. September bei einer persönlichen Zusammenkunft in Gadebusch geschlossen wurde und den Zweck hatte, das schwedische Pommern gemeinschaftlich zu erobern und mit einander zu theilen [1]).

Auch den Herzog von Braunschweig-Zelle und den Bischof von Münster, der noch immer ein verhältnißmäßig großes Kriegsheer unterhielt, gewann der Kurfürst für sich, indem er beiden die Aussicht auf Antheile an den Bremisch-Verdenschen Besitzungen der Schweden eröffnete. Er selbst war mit seiner Armee den fliehenden Schweden in's Mecklenburgische nachgezogen und verstärkte dieselbe durch Truppen, die er aus Vorpommern und Preußen herbeirief; auch traf endlich nach mancherlei Verzögerungen ein kaiserliches Hilfscorps ein, denn die Schweden waren, wenn auch nicht dem Buchstaben, doch der Sache nach, für Reichsfeinde erklärt.

Dem Kaiser war allerdings das Wachsen des bran-

[1]) Der König ließ sich von den brandenburgischen Offizieren wiederholt von den Affairen bei Rathenow und Fehrbellin erzählen, über die er seine Bewunderung nicht genug ausdrücken konnte. Auch zeigte er sich sehr erstaunt, als er hörte, daß die brandenburgischen Soldaten Zaubermittel und Zauberzeichen auf ihrem Körper trugen, um sich hieb- und stichfest zu machen, was er bisher nicht hatte glauben wollen. v. Buch I. 146.

denburgischen Ansehens sehr unbequem, und diese Eifersucht bewirkte, daß er sich bei der Unterstützung des Kurfürsten höchst lau bewies; doch wollte er sich einerseits durch seine Mitwirkung einen Antheil an den künftigen Vortheilen des Krieges sichern, andererseits bedurfte er der Hilfe Friedrich Wilhelm's bei seinen Kriegen mit den Türken, und er durfte denselben sich also nicht ganz zum Feinde machen.

Der Kurfürst hatte sein Hauptaugenmerk auf Stettin gerichtet, und um diese Stadt von der See abzuschneiden, wurden noch in diesem Jahre Wolgast, die Insel Wollin und Wismar erobert. Sehr gern hätte der Kurfürst auch Stralsund durch Ueberrumpelung gewonnen, allein die dänischen Generale hielten das, und wohl mit Recht, für unausführbar, und so unterblieb es.

Die Brandenburger bezogen ihre Winterquartiere in Mecklenburg und Pommern, wo es mit der Verpflegung allerdings sehr dürftig aussah, denn die Schweden hatten dafür gesorgt, daß kein Ueberfluß im Lande herrschte. Der Kurfürst selbst begab sich, arg von der Gicht geplagt, im December nach Berlin zurück.

Hier gab es für ihn vollauf zu thun. Die Schweden hatten den Sommer über in Havelberg und Brandenburg ihre Quartiere in so bedrohlicher Nähe von der Hauptstadt aufgeschlagen, daß die Einwohner ihre Kostbarkeiten nach Spandau in Sicherheit brachten, wohin auch

die kurfürstlichen Kunstsammlungen geschafft worden. Das Alles holte man nun wieder zurück [1]; aber Handel und Gewerbe stockten und die Armuth nahm überhand. Die kurfürstlichen Beamten, sogar die Hofbedienten wurden nicht bezahlt, und viele von den Künstlern, die der Kurfürst aus der Fremde hatte kommen lassen, geriethen in die größte Dürftigkeit. Die durch den Krieg stets wachsenden Geldbedürfnisse des Kurfürsten konnten nur durch Auferlegung von neuen Steuern befriedigt werden, deren Betrag mit grausamer Härte beigetrieben wurde. Am lautesten klagten darüber die Adligen und die sonstigen Eximirten, welche auch jetzt trotz der Noth des Landes von allen Abgaben befreit bleiben wollten; allein die Magisträte, von denen die veranschlagten Summen rücksichtslos verlangt wurden, mußten den Druck, den sie von oben empfingen, natürlich auf die Gesammtheit der Einwohnerschaft zurückwirken lassen. Die Accise wurde von Neuem erhöht, außerdem ein neuer Kornzoll ausgeschrieben und in allen Häusern strenge Visitation nach solchen Vorräthen gehalten, die der Kurfürst für den bevorstehenden Feldzug brauchen konnte. Charakteristisch ist es, daß zu gleicher Zeit neue prächtige Hoflivreen angeschafft und der Bau der Lustschlösser fortgesetzt wurde. Der Kurfürst gab ferner gerade damals tausend Thaler her, um

[1] König's Berlin. 170.

die Herausgabe eines syrischen neuen Testaments zu unterstützen, wie er denn überhaupt durch geistlichen Trost, durch Predigten, Fasttage und Gebete seinen erschöpften Unterthanen den Verlust ihrer irdischen Güter zu ersetzen sich in seinem Gewissen gedrungen fühlte.

Die bereits erwähnten chinesischen Handschriften wurden gleichzeitig dem Propst Müller übergeben, der eine bedeutende Summe erhielt, um dieselben zu entziffern. Dabei hatte der Kurfürst den praktischen Zweck im Auge, durch eine verbreitete Kenntniß der chinesischen Sprache sich die Verbindung mit Ostindien zu erleichtern, welche ihm für seine Schifffahrts- und Handelsprojecte von jeher besonders wichtig erschienen war.

Für die Hebung der Gewerbe suchte er zu sorgen, indem er eine Commission niedersetzte, welche die Gründe des Verfalls der Tuchmachereien untersuchen sollte. Ein gewisser Johann von der Burg wurde von den Tuchmachern selbst zum Director ihrer Fabriken gewählt, und die Bemühungen desselben hatten auch den Erfolg, daß eine große Anzahl von Menschen einträgliche Beschäftigung erhielten.

Inzwischen wurden die Rüstungen gegen Schweden eifrigst betrieben, und es war um so dringender geboten, sich vollständig wehrhaft zu machen, als auch von Polen her ein neues Unwetter drohte. Ludwig XIV. bot nämlich seinen ganzen Einfluß auf, um den König Johann Sobieski, welcher ohnehin schon unserem Kur-

fürsten persönlich abgeneigt war, noch mehr gegen denselben aufzureizen. Glücklicherweise waren die Polen zur Zeit noch mit der Türkei im Kriege begriffen und durften deshalb ihre Kräfte nicht zersplittern, aber ihr Haß hatte noch neue Nahrung durch die sogenannten Strauch'schen Händel erhalten. Strauch war Prediger in Danzig[1]) und suchte mittelst seiner Kanzelreden die Bürgerschaft gegen den Magistrat aufzureizen und zu bewirken, daß die Stadt sich unter schwedische Hoheit stellte. Der Kurfürst, der mit Gewalt gegen diese Umtriebe Nichts ausrichten konnte, griff zur List. Er ließ durch geheime Agenten die Hamburger auf den berühmten Geistlichen aufmerksam machen, und diese Reichsstädter, welche von jeher bis auf den heutigen Tag einen Ehrenpunkt darein setzten, ihre Pfarrstellen mit hervorragend begabten Theologen zu besetzen, beriefen ihn an eine der Stadtkirchen. Gleichzeitig hatte der König von Schweden ihn zum Professor und Consistorialrath in Greifswald ernannt, und Strauch nahm diese letztere Stelle an. Mit einem Passe des kurfürstlichen Statthalters von Preußen versehen, schiffte er sich nach seinem neuen Bestimmungsorte ein, aber unterwegs wurde er von eigens dazu abgesandten brandenburgischen Schif-

---

[1]) Hering's neue Beiträge II. 180. Note 1. Hartknoch, Preußische Kirchenhistorie 861. Gallus, Geschichte der Mark IV. 140.

fen aufgefangen und nach Colberg gebracht. Als der dasige Commandant, welcher von den geheimen Absichten des Kurfürsten Nichts wußte, denselben wieder freiließ, und Strauch zu Lande weiter reiste, wurden ihm Dragoner nachgeschickt, und er wurde in die Festung Küstrin abgeliefert.

Durch diese hinterlistige, allem Völkerrecht Hohn sprechende Behandlung zur äußersten Wuth gebracht, schrieb Strauch an den Kurfürsten und redete ihn an: „Du Tyrann, der Du dem Pharao gleich bist!“ — Das half aber Nichts, er mußte trotz aller Verwendungen der Danziger- und des Königs von Polen bis 1678 in Küstrin bleiben, und man ließ ihn erst frei, nachdem er eidlich gelobt hatte, sich wegen des Vorgefallenen an Niemandem zu rächen. Die Danziger beriefen ihn sofort auf's Neue an ihre Kirche und er ist daselbst 1682 als Prediger gestorben.

Natürlich konnte diese ganze Sache keinen andern Erfolg haben, als daß der Haß der Polen und Danziger gegen Brandenburg noch heftiger entbrannte als zuvor.

Auch die Schweden in Pommern hatten sich inzwischen wieder ermannt, und Königsmark, der Wrangel's Nachfolger geworden war, machte Anstalt, Wolgast zurückzuerobern. Er legte geradeüber von der Stadt, auf der Insel Usedom, starke Befestigungen an, welche den wiederholten Angriffen der Generale Derf=

linger und Schwerin widerstanden. Dagegen erlangten die Kurfürstlichen in Verbindung mit Dänemark nicht unbeträchtliche Vortheile über die Schweden zur See, und die Schiffe, welche Friedrich Wilhelm in Holland gemiethet hatte, kaperten eine schwedische Corvette von 22 und ein Schiff von 16 Kanonen, auf welchem letzteren der in Ratheuow gefangene Wangelin von Neuem in Gefangenschaft gerieth, und obgleich er sich für einen schwedischen Gesandten ausgeben wollte, nach Peitz in Verwahrsam gebracht wurde.

Bis zum Juni waren die Rüstungen des Kurfürsten so weit fortgeschritten, daß er mit seiner Armee sich nach Pommern in Bewegung setzen konnte. Durch die nicht ohne Mühe bewirkte Einnahme von Triebsees öffnete er sich den freien Durchzug in das schwedische Pommern, und die Insel Usedom wurde in Folge dessen von den Feinden geräumt. Dann belagerte er Anklam, welches, nachdem viele Menschen dabei verloren gegangen waren, am 19. August 1676 capituliren mußte. Am 30. September ergab sich Demmin, und im Spätherbst hatten die Schweden nur noch Stralsund, Greifswald und Stettin in Händen. Der Kurfürst, dem seine Gemahlin während des ganzen Feldzuges nicht von der Seite gewichen war, kehrte im November nach Berlin zurück. Im folgenden Jahr 1677 sollte nun Stettin an die Reihe kommen. Sehr gern hätte der Kurfürst die Holländer vermocht, ihm

dazu mit ihrer Flotte behilflich zu sein, doch konnte er dies nicht erlangen. Er war selbst nach dem Haag aufgebrochen, um den Prinzen von Oranien persönlich zu sprechen, sein Gichtleiden aber hatte ihn unterwegs aufgehalten, und die Zusammenkunft konnte nicht stattfinden. Er sehnte sich nach holländischer Unterstützung um so mehr, weil die Dänen zwar zur See bedeutende Vortheile über die schwedische Flotte davon getragen hatten, zu Lande aber unterlegen waren, was wenigstens den Vortheil für den Kurfürsten hatte, daß die Schweden ihre Macht theilen mußten und sich daher nicht mit ihrer vollen Stärke gegen ihn wenden konnten. Die vom Kaiser erwartete Hilfe traf wegen des Türkenkrieges nicht ein. So standen dem Kurfürsten außer den Dänen nur der Bischof von Münster und der Herzog von Braunschweig-Lüneburg als wirksame Bundesgenossen zur Seite. Allein auf die Treue derselben war nicht fest zu bauen. Beide hatte man im Verdacht, sowohl mit Frankreich als mit Schweden geheime Unterhandlungen zu führen, um einen Theil der Bremisch-Verdenschen Besitzungen Schwedens für sich zu erlangen. Sie hofften das auf dem inzwischen in Nimwegen eröffneten Congresse zu erreichen, der in der Absicht zusammengetreten war, um die Dänen und Brandenburger zu verhindern, sich der schwedischen Besitzungen in Pommern zu bemächtigen. Der Kurfürst hatte seinerseits die Staatsräthe Somnitz und Blaspiel

dorthin geschickt, welche auf alle Weise das Zustandekommen eines Separatfriedens zwischen Schweden und Frankreich mit einem der Verbündeten verhindern sollten, und für's Erste kam es auch zu keiner Einigung.

Dagegen erneuerte und befestigte Friedrich Wilhelm in den ersten Tagen des Jahres 1677 sein Bündniß mit Dänemark in der Art, daß beide einander für ihre Besitzungen und die zu machenden Eroberungen Gewähr leisteten, und der König dem Kurfürsten beizustehen versprach, falls derselbe von Polen angegriffen würde. Diese polnische Gefahr sollte indessen vorläufig durch die Geschicklichkeit des brandenburgischen Gesandten abgewendet werden, welcher trotz aller Intriguen der Gegenpartei und trotz des französischen reichlich gespendeten Geldes im Mai 1677 die Erneuerung und Bestätigung der Verträge von Bromberg und Wehlau seitens der Krone Polen erwirkte.

Der Kurfürst traf nun mit dem größten Eifer und unter Anspannung aller Kräfte die Vorbereitungen zu der Belagerung von Stettin. Die Besatzung dieser Stadt war zwar wenig zahlreich, doch stand sie unter der umsichtigen Leitung des wackeren Generals von Wulffen, den die gesammte, gut schwedisch gesinnte Bürgerschaft unterstützte, da sie es für kein beneidenswerthes Loos hielt, in die Unterthanenschaft des großen Kurfürsten zu gerathen. Blut und Leben setzten sie daran, um bei Schweden zu bleiben, und so oft nachher

im Laufe der Belagerung die Soldaten Lust zeigten zu capituliren, wurden sie von den Bürgern daran gehindert. Dieselben drangen fortwährend darauf, daß immer neue Ausfälle gegen den Kurfürsten gemacht wurden, und die von solchen Unternehmungen heimkehrenden Soldaten waren ihres Lebens nicht sicher, wenn sie keine Gefangenen mitbrachten.

Am 27. Juni[1]) war der Kurfürst, der vor seiner Abreise von Berlin noch einen allgemeinen Buß- und Bettag hatte abhalten lassen, mit seiner Reiterei vor Stettin angekommen. Die Vorarbeiten zu der eigentlichen Belagerung leitete der General von Schwerin unter den erschwerendsten Umständen mit unglaublicher Ausdauer und mit größter Umsicht. Am 24. Juli nahm der Kurfürst die von Gustav Adolph erbaute Sternschanze, die heutige Citadelle, mit Sturm, und am 4. August begann die Beschießung der Stadt aus brandenburgischen und lüneburgischen Batterien, welche man aus den märkischen Festungen unter Benutzung des neuen Friedrich-Wilhelms-Kanals zu Wasser herbeigeschafft hatte. Kriegsschiffe auf dem Haf mußten alle Zufuhr abschneiden. Viele Bürger wurden getödtet und der Marienthurm ward in Brand geschossen. An diesen hatten die Bürger zur Verhöhnung von Derflinger einen Schneider mit Elle und Scheere angeheftet.

---

[1]) Immer alten Styls.

Der General verlangte dafür Rache zu nehmen und drohte, wenn dies verweigert würde, mit seinem Abschied. Er hatte den Haß der Stettiner besonders dadurch auf sich geladen, daß er einer Deputation, die ihn bat, die Wälle und Mauern zu beschießen und der Kirchen und Schulen zu schonen, zur Antwort gab: Er wisse allein, wie man eine Festung erobern müsse! — Nun war der schöne Kirchthurm, zur Betrübniß des Kurfürsten, das Opfer geworden.

Friedrich Wilhelm selbst setzte sich hier, so wie immer, persönlich den größten Gefahren aus und begab sich bei Besichtigung der Arbeiten an die meist bedrohten Stellen. Als er einst, so erzählt von Buch [1]), ungedeckt über den Wall der Batterie sah, bat ich ihn, ein wenig Sorge für sich selbst zu tragen, denn es ging hier sehr heiß zu. Da antwortete mir der tapfere Fürst: „Aber wann hast du gehört, daß ein Kurfürst von Brandenburg erschossen ward?" Auch die Kurfürstin nahm an allen Einzelheiten den lebhaftesten Antheil und zeigte dabei große Herzhaftigkeit.

Man ließ es nicht an den eindringlichsten Aufforderungen zur Uebergabe fehlen. Eine Deputation der Bürger wurde in das Lager berufen, damit sie sich überzeugten, daß die Angreifer erst den kleinsten Theil ihrer Geschütze gegen die Stadt hätten spielen lassen, — ver-

---

1) v. Buch, Tagebuch, September 1677.

gebens. Die tapferen Stettiner blieben fest und treu und thaten durch Ausfälle und geschickt angelegte Pulverminen den Belagerern allen möglichen Schaden.

Der hartnäckige Kampf dauerte unter allerlei Zwischenfällen bis in den December fort. Die Stadt war fast gänzlich eingeäschert, der Schießbedarf begann den Belagerern zu mangeln, während der Kurfürst die Verluste, welche seine Armee erlitten hatte, durch 2000 Dänen und durch 5 Regimenter, die er aus dem Cleveschen an sich zog, wieder ersetzte. — Die schwedische Garnison war inzwischen von 3000 Mann bis auf 250 zusammengeschmolzen. Aussicht auf Ersatz zeigte sich von keiner Seite, — da eröffnete der Commandant am 12. December die Unterhandlungen mittelst eines an den General von Ende gerichteten Schreibens, in welchem er erklärte, daß er die Jungfrau, die er so lange in Verwahrung gehabt, in die Hände des durchlauchtigen Anwerbers liefern wollte. Schon am nächsten Tage einigte man sich über die Bedingungen der Uebergabe. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren. Sogar zwei Geschütze sollte der General mit sich nach Stralsund nehmen, wohin er mit dem Reste seiner Garnison escortirt wurde. Mehr als hundert Geschütze, — 12 Fahnen und eine Standarte, die einzigen Ueberbleibsel von mehr als Einem tapfern Regimente, fielen in die Hände der Sieger. Das verbündete Heer hatte mehr als 10,000 Mann verloren.

Für Munition und andere Kriegsbedürfnisse waren ungeheure Summen verwendet. Die Stadt glich einem Schutthaufen. Man hatte bis zum 27. December zu arbeiten, um die Straßen so weit gangbar zu machen, daß der Kurfürst seinen Einzug halten konnte. Von den Einwohnern waren 2443 Menschen getödtet worden.

Die Einzugsfeierlichkeit trug eine sehr ernste Farbe. Innerhalb der Thore erschienen sechs vornehme Jungfrauen in Trauerkleidern und überreichten dem Kurfürsten einen Cypressenkranz, darein mit goldenen Worten gestickt war: Victori cruentam virginitatem! Ein solcher Empfang war wohl geeignet, dem Eroberer die Kehrseiten seiner glorreichen Thaten — das menschliche Elend, recht nachdrücklich zu Gemüthe zu führen.

Am 31. December 1677 war der Kurfürst wieder in Berlin. Durch sechs Triumphpforten hielt er seinen Einzug zwischen den Spalieren der Bürgercompagnien.

Fünf verschiedene Medaillen wurden auf die Eroberung von Stettin geschlagen, mit Sinnbildern und Inschriften voll höchsten Selbstgefühls [1]). Loblieder ertönten von allen Seiten. In einem derselben, das den Titel führt: Triumphgeschütz, aus welchem

---

[1]) Oelrich's Münzbelustigungen. Auch bei Seyler p. 151 sind 4 dieser Münzen abgebildet. Die Gedichte finden sich in den Biographicis Friedrich Wilhelm's in der Steinwehr'schen Bibliothek, Bd. I.

auf Pindus Wällen Freudensalven gegeben wurden &c. &c. von Friedrich Madeweiß, heißt es:

Du großer Friederich, wie Friederich der ander,
Im Fried' ein Salomo, im Krieg ein Alexander.
Du scheuest keinen Feind, er sei gleich Lapp' und Finn',
Ein Teutscher, Schwed' und Pol', ja gar von türk'schern Sinn.

In einem dramatisirten Hymnus treten die Flüsse auf und lobpreisen den Kurfürsten, und eine der mitredenden Personen heißt: das staunende Europa.

Diese überschwenglichen Aeußerungen erklangen aber nicht unangemessen dem gewaltigen Eindruck, den die Siege des Kurfürsten in der ganzen Welt hervorbrachten. Bei Gelegenheit der Eroberung Stettins war es, wo der österreichische Minister Hocher den berühmt gewordenen Ausspruch that: Es gefalle dem Kaiser nicht, daß ein neuer König der Vandalen an der Ostsee aufstehe. Natürlich dachte man in Wien nicht daran, dem Kurfürsten den Besitz des eroberten Theiles von Schwedisch Pommern zuzuerkennen, vielmehr wurden ihm allerlei Verdrießlichkeiten wegen der Winterquartiere für die Truppen bereitet. Denn da der Kaiser selbst sich im vorigen Jahre an dem Feldzuge betheiligt hatte, so konnte der Krieg mit Schweden als ein Reichskrieg angesehen werden, und in diesem Falle hatte der Kurfürst Anspruch darauf, daß die Reichsfürsten die Lasten und Kosten der Winterquartiere theilten. Die übrigen Kurfürsten, namentlich Sachsen und Hannover, konn-

ten ihren Neid nicht verbergen. Am heftigsten war natürlich Schweden erbittert, und es kam zwischen dem schwedischen und brandenburgischen Gesandten in Warschau zu Erörterungen, welche alles Maß überschritten und sich bis zu den schwersten persönlichen Beleidigungen des Kurfürsten steigerten. Der König von Schweden verweigerte jede Genugthuung, weil der Kurfürst selbst sich in der Hitze zu der Drohung hatte fortreißen lassen, er wolle den schwedischen Gesandten mit Stockschlägen traktiren.

Von Frankreich aus wurde Oel in's Feuer gegossen. Ludwig XIV. hoffte immer noch die Polen zu einem Kriege gegen den Kurfürsten zu reizen, und die Uneinigkeit Aller mit Allen war ihm erwünscht, um das zu erreichen, was ihm zunächst am Herzen lag, nämlich durch Separatfrieden mit den einzelnen Staaten die Verbündeten zu trennen.

In Nimwegen gingen nun die Verhandlungen in einen förmlichen Friedenscongreß über, bei dem fast ebenso weitläufige Etiquettenschwierigkeiten hervortraten, wie einst in Münster und Osnabrück, und diesmal war es der Kurfürst, der solche Zögerungen absichtlich erregte, um keinen ihm ungünstigen Abschluß zu Stande kommen zu lassen. Denn während er die alten Ansprüche seines Hauses auf ganz Pommern oder doch wenigstens auf das Land bis zur Peene jetzt verwirklichen zu können hoffte, so wollte Ludwig XIV. davon

Nichts wissen, und erklärte in keinen Frieden zu willigen, durch welchen nicht die Schweden den vollen Besitz der ihnen entrissenen Gebietstheile zurück erhielten. Der Kurfürst dagegen legte vor allen Dingen auf die Festung Stettin, die er mit so vielen Opfern eben erobert hatte, den größten Werth, während Carl XI. erklärte, daß er lieber seine Krone als Stettin missen wollte.

Da war an eine friedliche Ausgleichung nicht zu denken, und die Holländer wurden es müde an so weitaussehenden Zwistigkeiten sich ferner zu betheiligen. Als daher Ludwig XIV., diese Stimmung benutzend, ihnen sehr vortheilhafte Bedingungen stellte, so erwies sich weder des Kurfürsten, noch selbst des Prinzen von Oranien Einfluß stark genug, die Republik an dem Abschluß eines Separatfriedens zu hindern, um so mehr, als Ludwig so klug war, ihnen die volle Erstattung alles Dessen zuzusagen, was er ihnen in den vorangegangenen Jahren gewaltsam entrissen. Er konnte das sehr leicht, weil er wußte, die Spanier wären jetzt unter einer erbärmlichen, vormundschaftlichen Regierung und bei dem Kampf der Parteien im Innern zu schwach, um sich zu widersetzen, wenn er selbst sich dafür auf deren Kosten reichlich entschädigte. So kam denn am 10. August 1677 der Separatfriede mit den Holländern zu Stande, welche ihr ganzes Gebiet zurückerhielten, wie sie es vor dem Kriege mit Frankreich besessen,

während Spanien gezwungen wurde, die Franche Comté und sechszehn feste Plätze in den Niederlanden an Ludwig abzutreten (17. Septbr.). In diesen Friedensabschlüssen wurde den Schweden und allen Verbündeten noch außerdem der Beitritt binnen sechs Wochen offen erhalten.

Alle Bemühungen des Kurfürsten, durch Gesandtschaften, Unterhandlungen und Drohungen den Abschluß dieser Verträge zu hindern, waren vergeblich gewesen. Wohl mochten die Holländer sich schämen, ihren treuesten Bundesgenossen in so wortbrüchiger Weise verlassen zu haben, und sie versuchten wenigstens die Anerkennung der Neutralität für seine clevischen Besitzungen von Frankreich zu erhalten. Aber auch dies gelang nicht. — Eine schwache Entschädigung erhielt der Kurfürst noch dadurch, daß die Holländer in einem geheimen Bündniß vom 8. März 1678 auf die alte Hofiersche Schuldforderung verzichteten, welche vom Kurfürsten Johann Siegismund herrührte, und deren ursprünglichen Betrag von 10,000 Thaler die Herren Staaten mittelst einer Zins auf Zinsberechnung zur Höhe von zwölf Millionen Gulden anzuschwellen verstanden hatten. Friedrich Wilhelm entsagte dagegen seinen Ansprüchen wegen nicht gezahlter Hilfsgelder und trat außerdem die Schenkenschanze an Holland ab.

Für die Fortsetzung des pommerschen Krieges konnte also der Kurfürst nur auf die Dänen, die Lüneburger

und den Bischof von Münster sich verlassen. Sein durch die Verluste vor Stettin sehr geschwächtes Heer hatte er bis zum Juli in so weit wieder vervollständigt, daß er darauf denken konnte, nun auch Stralsund und Greifswald den Schweden zu entreißen, und wirklich gelang es trotz des tapfern Widerstandes der schwedischen Besatzungen, sich bis zum Herbste dieser beiden wichtigen Plätze zu bemächtigen. In Stralsund standen die Sachen gerade umgekehrt wie in Stettin. Die Bürger zeigten sich sehr geneigt, ihre Stadt dem Kurfürsten zu übergeben, und nur Königsmark's Beharrlichkeit und Entschlossenheit waren Schuld, daß es zum Bombardement kam. Die Stadt hatte seit Wallensteins Zeiten den Ruf ihrer Uneinnehmbarkeit zu behaupten gewußt, und deshalb litt der Stolz der Schweden nicht, sie zu verlieren. Andererseits bildete es für Friedrich Wilhelm einen Ehrenpunkt, die Ketten zu zerreißen, mit denen Stralsund für Wallenstein am Himmel geschlossen war. Inmitten der Belagerungsarbeiten erhielt der Kurfürst die Nachricht von den Nimweger Friedensschlüssen, was seinen Zorn und seinen Eifer natürlich noch mehr anfeuerte. Stralsund mußte endlich kapituliren, am 18. October erhielten die Schweden mit allen kriegerischen Ehren freien Abzug, und der Kurfürst zog feierlich am 20. in die eroberte Festung ein. Am 7. November fiel auch Greifswald, und ganz Pommern war nun in den Händen des Kurfürsten von

Brandenburg [1]). Dieser selbst kehrte im December nach Berlin zurück. — Die Noth dauerte hier noch fort, ja sie stieg so hoch, daß die Steuern vielfach nicht beigetrieben werden konnten. „Daher," sagt König [2]), „herrschte auch bei den Unterthanen im Ganzen Unzufriedenheit, und sie seufzten herzlich nach dem Frieden. Indessen ging es doch auch den anderen kurfürstlichen Provinzen nicht besser, alle mußten die Last des Krieges tragen, und es ist sehr zu bewundern, woher noch das ansehnliche Quantum kam, welches sie aufzubringen genöthigt waren. Der Hof des Kurfürsten aber litt bei alle dem nicht, weil er die Pracht liebte und eine zahlreiche Dienerschaft unterhielt." Die Berliner waren sehr entrüstet darüber, daß gerade jetzt bei der allgemeinen Noth ein Paar Franzosen zu Hofparfümeurs und Hofperrückenmachern bestellt wurden, und daß der Kurfürst zur Anlegung von Springbrunnen und Lusthäusern hinter dem Schlosse Geld ausgab. Sie waren außerdem über die Niederlage der Schweden nicht erfreut, weil sie fürchteten, es würde, nachdem diese lutheranische Macht aus Deutschland verdrängt worden, die Bevorzugung der Reformirten desto ungehinderter in's Werk gesetzt werden. Der Krieg mit Schweden aber konnte für

---

[1]) Die sehr ausführlichen Details über diese beiden Belagerungen in v. Buch's Tagebuch Bd. II.

[2]) l. c. p. 186.

jetzt nicht zu Ende kommen. Der Kurfürst hatte in dieser Beziehung keine Wahl mehr. Die diplomatischen Unterhandlungen, welche er in's Geheim sowohl mit Frankreich als mit dem Kaiser angeknüpft hatte, waren nicht nur erfolglos geblieben, sondern hatten ihm auch das Mißtrauen aller Theile zugezogen, weil die Höfe einander von den Vorschlägen des brandenburgischen Gesandten Kenntniß gaben. In Wien hatte der Kurfürst um Vermittelung des Friedens mit Schweden gebeten und zu gleicher Zeit den Kaiser zur Hülfe gegen dasselbe Schweden angerufen, auch ihn zu bewegen gesucht, ein großes Heer gegen Frankreich marschiren zu lassen.

Diese überfeine Diplomatie hatte weiter Nichts bewirkt, als daß nun auch der Kaiser mit Frankreich Frieden schloß, indem er die wichtige Stadt Freiburg zum Opfer brachte, deren sich die Franzosen bei ihrem früheren Einfall in Deutschland bemächtigt hatten. Außerdem war jetzt der treue Bundesgenosse Friedrich Wilhelms, der Bischof von Münster, gestorben und sein Nachfolger, Graf Fürstenberg, hatte sich in das französische Lager hinüber ziehen lassen. Der Kurfürst gerieth in die gefährlichste Lage, denn Ludwig XIV. rückte gegen die clevеschen Lande vor, und die Schweden beschlossen auf sein Anstiften von Liefland aus durch Preußen nach Pommern zurückzukehren und die ihnen entrissenen Plätze wieder zu nehmen. Wären nun die

Stände des Herzogthums Preußen für ihren brandenburgischen Herrn aufgestanden, um den andringenden Feind von den Grenzen abzuhalten oder ihm wenigstens alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, bis der Kurfürst mit seiner Armee herbeieilen konnte, so hätte sich Alles viel leichter machen lassen. So aber waren, wie wir wissen, die Preußen im Herzen viel besser polnisch als brandenburgisch gesinnt; unter dem fortwährenden Steuerdruck, der gegen sie geübt wurde, wuchs ihre Abneigung, und sie thaten freiwillig um so weniger, als sie nach dem Buchstaben ihrer Verfassung ein Recht hatten zu behaupten, daß der Krieg des Kurfürsten mit Schweden sie gar nichts angehe, sondern daß der König von Polen und der Kurfürst beide verpflichtet seien, sie zu beschützen, wenn sie angegriffen würden. Auch der Kurfürst wünschte gar nicht, daß sich eine bewaffnete Landwehr im Herzogthum bildete; denn er fürchtete mit Recht, daß eine solche wohl gar gegen ihn mit den Schweden sich verbinden könnte. Diese waren durch allerlei Zufälle gehindert worden, ihre beabsichtigte Unternehmung in's Werk zu setzen. Zwei zu Oberanführern ernannte Generale starben hintereinander vor Beginn der Feindseligkeiten; darüber verging der Sommer und erst im November 1678 rückte Heinrich Horn mit 16000 Mann über die preußische Grenze vor, und der Kurfürst zog gerade wieder durch eine Reihe sehr schöner Triumphbogen und zwischen den

zu seinem Empfang erbauten künstlichen Forts, von deren Zinnen die Geschütze „einen Lärm wie aus der anderen Welt machten," in Berlin ein (2. Novbr.), als er die Nachricht von diesen bedrohlichen Vorgängen erhielt[1]). Er war krank und angegriffen, die Gicht und ein hartnäckiger Husten plagten ihn, dessenungeachtet richtete er sofort seine ganze Thätigkeit auf die Abwehr der drohenden Gefahr, und ohne der Kälte des ausnahmsweise strengen Winters zu achten, war er am 30. Decbr. 1678 bereit, seinem Heere nach Preußen zu folgen. Die Kurfürstin und der Kurprinz begleiteten ihn. In Preußen hatten sich die Sachen inzwischen sehr ungünstig gestaltet.

Die Schweden waren von Osten her über die preußische Grenze vorgedrungen und marschirten auf Königsberg los, indem sie das vom Grafen Dönhof vertheidigte Memel auf einem Umwege vermieden[2]). Da man alle Ursache hatte, gegen die Königsberger mißtrauisch zu sein, so war es von höchster Wichtigkeit, die Schweden nicht bis zu dieser Hauptstadt des Herzogthums vordringen zu lassen. Der General Görtzke wurde ihnen mit 3000 Mann entgegengeschickt, um sie aufzuhalten. Doch gelang das nicht, weil die an den Krieg nicht gewöhnte Landesmiliz, aus welcher ein großer Theil seiner Truppen bestand, den Schweden nicht

[1]) v. Buch II. p. 110.

[2]) Daselbst. Einleitung zum Jahre 1679.



Stand hielt. Diese hatten Tilsit und Ragnit genommen, und auch Insterburg fiel nach kurzer Gegenwehr in ihre Hände. Hier ruhten sie von ihrem durch die Kälte und die schlechten Wege sehr beschwerlichen Marsche aus, aber die Soldaten entschädigten sich in der verhältnißmäßig wohlhabenden Gegend so unmäßig für die ausgestandenen Entbehrungen, daß viele von ihnen starben. Die Uebriggebliebenen rückten dann auf ihrem Marsche vor, und Görtzke sah sich genöthigt, bis Königsberg zurückzuweichen.

Der Kurfürst hatte, um den Feind zu täuschen, die Nachricht verbreiten lassen, daß er seiner Krankheit wegen noch längere Zeit in Berlin verweilen müßte, während er in der That durch das königl. Preußen über die Weichsel ging und am 10. Januar mit einem Theil seiner Armee schon in Marienwerder war, wo er die Ankunft der übrigen Regimenter erwarten wollte. Die Nachricht von der ihnen ganz unvermutheten Ankunft des Kurfürsten wirkte auf die Schweden so erschreckend, daß Horn sich eiligst auf den Rückzug begab. Sein Heer war durch Kälte und Krankheiten bis auf 8000 Mann zusammengeschmolzen, während der Kurfürst jetzt 9000 Mann und Görtzke, nachdem er sich von allen Seiten her so viel wie möglich verstärkt hatte, 7000 Mann befehligte. Die Lage der Schweden wurde noch dadurch verschlimmert, daß ein von den Franzosen bezahltes polnisches Corps,

unter Anführung des Grafen Bethune (Sobieski's Schwager), welches Danzig besetzt hatte, sich vollständig auflöste und zerstreute, weil Ludwig XIV. unterlassen hatte, ihnen den rückständigen Sold auszahlen zu lassen. Der Kurfürst entsendete alsbald den Obrist v. Treffenfeld mit einigen Regimentern, um den General Görtzke bei der Verfolgung der Schweden zu unterstützen und dieselben zum Stehen zu bringen. Er wollte es um jeden Preis zu einer Schlacht kommen lassen, in der festen Zuversicht, jetzt mit Einem Schlage sich von diesen lästigen Feinden für immer zu befreien. Auch die Armee war trotz der erlittenen Strapazen und der grimmigen Kälte voll Siegesmuth, wozu das Benehmen des Kurfürsten nicht wenig beitrug, welcher alles Ungemach mit ihnen theilte.

Um sich desto schneller mit Görtzke vereinigen zu können, befahl Friedrich Wilhelm [1]) dem Statthalter und den Oberräthen in Königsberg, unweigerlich 1200 Schlitten und 6—700 ledige Pferde zusammenzubringen und den nöthigen Mundvorrath auf 8 Tage für die Armee zu beschaffen. Auf diesen Schlitten führte er die Infanterie und 34 Kanonen am 15. Januar über das Eis [2]) des dreizehn Meilen langen frischen

[1]) Riese. Fried. Wilh. des Gr. Winterfeldzug 1678/79. Berlin 1864 p. 70. v. Buch II. 130.

[2]) Das sehr interessante Facsimile einer gleichzeitigen Abbildung dieses Schlittenzuges bei Kessel: Henigs v. Treffenfeld.

Haffs. In Preußisch-Brandenburg übernachtete der Kurfürst und kam am 16. Abends 7 Uhr in Königsberg an. Er wollte nicht öffentlich in die Stadt einziehen, sondern fuhr auf dem Pregel nach dem Schlosse, obgleich die Bürger in allen Straßen Triumphbogen errichtet hatten. „Es war sehr schön anzusehen," sagt Buch, „wie unsere ganze Infanterie so wie der übrige Theil der Armee und die Bagage auf dem Eise sich bewegte. Die Infanterie auf Schlitten, was sehr lustig anzusehen war, besonders da sie beständig den Dragonermarsch schlagen ließen. Beim Eintritt S. K. D. kam alle Welt um sie herum, was uns gefährlich schien, da das Eis brechen konnte. Als wir in's Schloß kamen, sagte uns Jemand, wir hätten keine Pferde zu morgen, worüber S. K. D. sehr heftig wurde, ich beruhigte ihn aber darnach." Im Königsberger Schlosse wohnte damals auch die hübsche, kleine Prinzessin Radzivil, welche der Kurfürst im nächsten Jahre mit seinem Sohne Ludwig verheirathete.

So war nun die Hauptarmee mit den Görtzke'schen Truppen vereinigt. Schon nach zwei Tagen setzte sich der Kurfürst mit dem ganzen Heere wiederum zu Schlitten in Marsch, um die Schweden zu verfolgen; denn man hatte Nachricht, daß dieselben in Tilsit angelangt wären und zwischen dieser Stadt und Ragnit den Feind erwarten wollten. Görtzke wurde ihm sofort nachgeschickt. Treffenfeld begleitete denselben und befehligte

den Vortrab aus 800 Reitern (dabei des Kurfürsten Leibregiment) und 200 Dragonern bestehend.

Bereits am 20. Januar stellte sich Treffenfeld mit einer eroberten, schwedischen Fahne bei dem Kurfürsten wieder ein und berichtete, daß er 6 Compagnien Dragoner und ein ihnen zu Hilfe eilendes Regiment gänzlich geschlagen und ihm das Gepäck abgenommen hätte, und daß man, wenn das Hauptkorps unter Görtzke schon zur Stelle gewesen, den Feind vollständig würde vernichtet haben. Der Kurfürst ernannte den tapfern Obrist auf der Stelle zum Generalmajor [1]) und schickte ihn sofort zurück, um die Schweden weiter zu verfolgen.

Er selbst passirte mit Infanterie und Kavallerie von Labiau aus drei Meilen das Eis des kurischen Haffs bis zum Dorfe Gilge. Mitten auf dem Eise wurde Halt gemacht und Friedrich Wilhelm fuhr bei den einzelnen Treffen im Schlitten entlang, während die Truppen, ihre Piken in der Höhe und die Musketen in der Hand, präsentirten und mit wehenden Fahnen salutirten.

Der Kurfürst selbst sollte jedoch nicht mit den Schweden handgemein werden, weil er sich über die Richtung, welche dieselben eingeschlagen hatten, täuschte. In der grimmigsten Kälte, die bis zu 26 Grad stieg,

[1]) Dies erregte den Verdruß anderer Offiziere, die sich zurückgesetzt glaubten. Ueber die daraus entstehenden Weiterungen vergl. Riese l. c. 76.

führte er seine Truppen weiter. Die Soldaten mußten des Nachts im Freien campiren, während man ihn selbst in einer schmutzigen Hütte untergebracht hatte, die so niedrig war, daß man kaum aufrecht darin stehen konnte [1]). Zwei Tage lang fehlte es an Brod und es stand zu befürchten, daß die ganze Armee zu Grunde ginge. Friedrich Wilhelm war daher genöthigt zurückzugehen, während Treffenfeld die Schweden weiter verfolgte, deren Rückzug sich bald trotz aller von ihnen bewiesenen Tapferkeit so traurig gestaltete, daß ihr zurückgelassenes Gepäck, das Geschütz, dessen Bedienung gefallen oder erfroren war, und ihre am Wege zerstreuten Wagenräder und Waffenstücke den Verfolgern deutlich die Richtung anzeigten, die sie eingeschlagen hatten. Die ermattet umsinkenden Soldaten wurden, wenn sie am Wege liegen blieben, von den samogitischen Bauern erschlagen.

Dennoch ermannten die tapferen Schweden sich noch einmal zum Widerstande, und es kam zwischen dem Reste ihrer Armee und der Treffenfeld'schen Abtheilung, welche vom Kurfürsten durch 1600 Reiter unter General Adam v. Schöning verstärkt worden war, zu einem mörderischen Gefecht, das bis in die Dunkelheit fortgesetzt, in einen furchtbar erbitterten Einzel-

[1]) Die Thür war so schmal, daß der Hofmarschall v. Canitz, als er hinein gehen wollte, sich festklemmte und nur mit vieler Mühe erlöst werden konnte. So erzählt Buch.

kampf überging, wo Feinde und Freunde in unentwirrbarem Knäuel verwickelt einander erschlugen. Schöning selbst gerieth in die größte Lebensgefahr. Nach vollständiger Erschöpfung beider Theile ruhte die Schlacht. Von keiner Seite war Pardon gegeben worden. Der Sieg blieb unentschieden.

Die Schweden fühlten sich zu erschöpft, den Kampf fortzusetzen. Während der Nacht zogen sie sich in die Wälder zurück. Hunderte von Kranken und Verwundeten mußte man unterwegs zurücklassen. Von der ganzen Armee waren kaum 3000 Mann, und unter diesen noch nicht 1000 vollkommen kampffähige übrig, die zuletzt Riga erreichten.

Auch die Brandenburger waren durch Mangel und Kälte so erschöpft, daß an eine Verfolgung nicht weiter zu denken war, und sie zogen sich über Memel zurück, während man in Riga noch in der größten Besorgniß lebte, der Kurfürst werde vor die Stadt rücken und ihr ein ähnliches Schicksal bereiten, wie der unglücklichen Festung Stettin. Allein daran war nicht zu denken. Die Truppen des Kurfürsten bedurften dringend der Erholung, und sie bezogen um Memel und Tilsit ihre Winterquartiere. Friedrich Wilhelm selbst traf am 11. Februar wieder in Königsberg ein und blieb daselbst bis zum 13. März. Die Abreise erfolgte auf einem sechsspännigen Schlitten, und am 31. desselben Monats traf der Kurfürst in Berlin ein.

Wie groß auch die Erfolge waren, welche er in den letzten Jahren errungen, wo er nicht nur ganz Pommern erobert, sondern auch die Schweden gezwungen hatte, sich in ihre nordische Heimath zurückzuziehen, so war es ihm doch nicht beschieden, für so gewaltige Anstrengungen einen entsprechenden dauernden Vortheil zu erlangen.

Die Franzosen hielten an dem Bündniß mit Schweden fest, und Ludwig XIV. hatte sein Wort verpfändet, daß der Kurfürst alle gemachten Eroberungen denselben zurück erstatten müßte. Nachdem der Kaiser mit Frankreich Frieden geschlossen, fielen auch Münster und Lüneburg ab (1679) und nahmen eine Summe Geldes von Frankreich an. Dänemark und Brandenburg waren von allen ihren Bundesgenossen verlassen. Dem Kurfürsten drohten von mehr als einer Seite neue Gefahren, denn nicht nur waren die Schweden im Begriff, frische Truppen nach Liefland zu führen und mittelst eines Einfalls in Preußen sich für die erlittenen Niederlagen zu rächen und wo möglich wieder in Pommern einzudringen, sondern die Franzosen hatten gleichzeitig die cleveschen Lande besetzt und drohten mit einer großen Heeresmacht in Deutschland einzufallen und dem Kurfürsten auch Halberstadt und Magdeburg zu entreißen, wenn er sich nicht bequemte, Pommern den Schweden zurückzugeben. Vergebens ließ Friedrich Wilhelm in Paris, im Haag und in Wien alle mög-

lichen Anerbietungen machen, um wenigstens Stettin zu retten. Nirgends fand er Gehör, und Meinders, welcher seinen Herrn in Paris vertrat, ermüdete durch immer neue Vorschläge zuletzt die französischen Minister bis zu dem Grade, daß ihm kurzweg erklärt wurde, wenn der Kurfürst nicht bis zum 19. Mai auf die ihm von Frankreich gestellten Bedingungen einginge, so würde die Kriegserklärung gegen ihn erfolgen.

Der Kurfürst wußte, daß in diesem Falle die meisten seiner deutschen Mitfürsten, aus Eifersucht wegen Brandenburgs wachsender Macht, gegen ihn Partei ergreifen und sich mit Frankreich verbinden würden. Seine Armee war durch die Anstrengungen und Verluste des Winterfeldzuges erschöpft, die Kassen geleert, — ihm blieb Nichts übrig, als sich zu fügen. Am 19. Juni wurde zu St. Germain en Laye der Friede abgeschlossen. Der Kurfürst mußte in Folge desselben alle seine pommerschen Eroberungen an Schweden zurückgeben. Er behielt nur den schon im Vertrage von 1653 vorbehaltenen Landstrich auf dem rechten Oderufer und sollte künftig für sich allein die Seezölle von Colberg und den anderen Häfen beziehen, deren Ertrag er bisher mit Schweden hatte theilen müssen. Frankreich versprach als Ersatz für den im Cleveschen angerichteten Schaden 300,000 Thaler zu zahlen und sicherte in einem geheimen Vertrage dem Kurfürsten noch Hilfstruppen auf mehrere Jahre zu.

Die Kurfürstin[1]), welche einen Theil der pommerschen Eroberungen für ihre Söhne zu erhalten gehofft hatte, und deren Einfluß auf die Entscheidungen ihres Gemahls nur zu bekannt war, erhielt, um sie für den Feind zu gewinnen, 100,000 Thaler und einen prachtvollen Diamantenschmuck, Meinders für seine Mitwirkung 50,000 Livres Pension auf Lebenszeit. — Mit tief bekümmertem Herzen entschloß der Kurfürst sich diesen Frieden zu unterzeichnen. Die Früchte von fünf langen schweren Jahren des Krieges waren verloren, er hatte Nichts gerettet als die Ehre. Mit prophetischer Ahnung soll er damals den Vers des Virgil ausgesprochen haben:

Noch aus dem Grabe dereinst wird uns ein Rächer erstehen!

Gegen seinen Vertrauten Buch äußerte er[2]) in richtiger Würdigung der Sachlage: „Nicht der König von Frankreich ist es, der mich zum Frieden zwingt, sondern der Kaiser, das Reich und meine eigenen Verwandten und Alliirten. Sie werden es einst bereuen, und ihr Verlust wird eben so groß sein wie der meinige!“

---

[1]) Pöllnitz I. 151.

[2]) Tagebuch II. 79.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Vom Frieden zu St. Germain bis zum Tode des großen Kurfürsten.

Und groß waren allerdings seine Verluste! Die Schweden hatten in der Mark, in Pommern und in Preußen furchtbar gehaust, und überall trug das Land die Spuren der Verwüstung. Cleve befand sich noch in den Händen der Franzosen, die trotz des Friedens die Festungen besetzt hielten und Kriegscontributionen ausschrieben, zu welchen auch Minden beitragen mußte, und erst im Februar 1680 bequemten sie sich Wesel zu räumen[1]). In dem gesammten Gebiete des Kurfürsten waren die Unterthanen durch die übermäßige Steuerlast verarmt, welche sie für die Kriegskosten aufzubringen hatten. Der Anblick der erbärmlichen Dörfer flößte den Reisenden das tiefste Mitleid ein, und es hatte den Anschein, als ob die vierzig Jahre, die seit seinem Regierungsantritt verflossen waren, den Kurfürsten nicht um Einen Schritt weiter gebracht hätten, denn sein Land war jetzt kaum in besserem Zustande,

---

[1]) Die Franzosen bezeichneten den Kurfürsten in den Quittungen, die sie ausstellten, immer nur als Monsieur de Brandebourg, was dieser sehr übel nahm. Puffendorf XVII. 82.

als da er es aus den Händen seines schwachen, unglücklichen Vaters übernahm.

Stand es nun traurig im Innern, so war die Lage nach Außen nicht minder trostlos. Was hatten nun die unzähligen, stets wechselnden Bündnisse ihm genützt, die er mit und wider so viele Staaten geschlossen und die ihn bei aller Welt in den Ruf der Wankelmüthigkeit und Treulosigkeit gesetzt? Mit dem Kaiser, mit Holland war er zerfallen, Münster und Lüneburg hatten ihren Frieden mit Frankreich und Schweden gemacht. Auch Hannover und Sachsen neigten auf die französische Seite. Dem letzten und treuesten Bundesgenossen, dem Könige von Dänemark, hatte er gerechten Grund zur Unzufriedenheit gegeben, als er, ohne denselben zu Rathe zu ziehen, über die Friedensbedingungen in Paris unterhandeln ließ und dann den Frieden von St. Germain in dem Augenblicke abschloß, wo er an Dänemark die Forderung zu einem Angriffsbündniß gegen Frankreich stellte. Außerdem war der Kurfürst vermittelnd eingetreten, als die Dänen sich Hamburgs bemächtigen wollten, und es konnte keinen guten Eindruck machen, als man in Koppenhagen erfuhr, Friedrich Wilhelm habe für diese Vermittelung von der Stadt nicht nur die noch rückständigen 100,000 Thaler an Winterquartiergeldern, sondern außerdem 25,000 Thaler erhalten.

Nicht glücklicher als mit seinen Verbündeten war

der Kurfürst in dem Bemühen, sich von irgend einer Seite Schadenersatz für seine Verluste zu schaffen, indem er den Krieg gegen Schweden als einen Reichskrieg darstellte und demgemäß dem Kaiser die Verpflichtung aufbürden wollte, ihn zu entschädigen, weil derselbe ohne seine Einwilligung den schimpflichen Nimweger Frieden abgeschlossen hätte. Der Kaiser antwortete, daß der Kurfürst im Interesse seiner eigenen Länder und nicht im Interesse des Reichs mit Schweden Krieg geführt, und daß der einseitige Abschluß des Friedens zu Vossem noch weit schlimmer gewesen sei, als der jetzt vom Kaiser geschlossene Friede. Bei diesen verdrießlichen Unterhandlungen trat als ein trauriges Zeichen der Auflösung des deutschen Reiches zum ersten Mal der Umstand zu Tage, daß von beiden Seiten einige freie Reichsstädte bezeichnet wurden, durch deren Besitznahme man sich für die erlittenen Kriegsschäden erholen wollte. Die kleinen Mitstände des heiligen römischen Reichs deutscher Nation wurden von den größeren Fürsten schon damals als todte Glieder des Ganzen oder gar als Sachen angesehen, die man vertauschen und einander in Zahlung geben könnte.

Mit noch mehr Recht als von dem Kaiser glaubte Friedrich Wilhelm von den Holländern einigen Ersatz für seine Verluste hoffen zu dürfen, weil er zu einer Zeit für sie aufgetreten war, als die Republik, von aller Welt verlassen, schon für eine sichere Beute des über=

mächtigen Frankreich betrachtet werden konnte. — Die Holländer antworteten ihm höflich, aber bestimmt ablehnend, was den Kurfürsten so erbitterte, daß er mit dem Gedanken umging, Krieg mit ihnen anzufangen. Jedoch unterblieb dies, als Frankreich erklärte, es könne nicht dulden, daß ein großes Heer an seine Grenzen geführt werde.

Auf solche Art von Oesterreich und Holland zurückgewiesen, gelang es dem Kurfürsten merkwürdiger Weise, sich auf einer Seite, wo man es am wenigsten hätte vermuthen sollen, eine nicht ganz unbedeutende Genugthuung zu verschaffen.

Wir sahen, daß die Spanier, als ihre niederländischen Besitzungen von Frankreich angegriffen waren und sie mit den Holländern ein gemeinschaftliches Interesse zur Abwehr hatten, dem Kurfürsten, der damals in der unglücklichen Bundesgenossenschaft mit Oesterreich den Krieg führte, Hilfsgelder versprochen hatten. Diese Gelder waren aber nur zum allerkleinsten Theil gezahlt, und Friedrich Wilhelm hatte noch fast zwei Millionen Thaler zu fordern. Er wollte auf diese Summe unter keinen Umständen verzichten, nicht nur weil er selbst im höchsten Grade geldbedürftig war, sondern auch, weil er nicht ohne einen Schein von Recht den Spaniern vorwerfen konnte, mittelbar daran schuld gewesen zu sein, daß er gezwungen worden, die sämmtlichen in Pommern gemachten Eroberungen an Schweden zurückzugeben.

Denn Ludwig XIV., indem er seinerseits beim Abschluß des Friedens den Holländern die ihnen gewaltsam entrissenen Städte und Festungen gleichfalls restituirte, that dies nur mit Rücksicht auf Spaniens Schwäche, weil er sich durch Theile der spanischen Niederlande schadlos halten konnte, und der Kurfürst war der Meinung, daß Ludwig, wenn er bei den Spaniern tapfern Widerstand zu befürchten gehabt, nicht in der Lage gewesen wäre, die schwedischen Forderungen mit so viel Nachdruck zu unterstützen. Seit vier Jahren hatte der Kurfürst durch seine Gesandten in Madrid die Bezahlung dieser Schuld verlangt und sogar einmal den Vorschlag gemacht, ihm für seine Forderung die Insel Trinidad abzutreten. Allein immer hatte er nur ausweichende Antworten erhalten, indem die spanischen Minister sich mit dem schlechten Zustande der Finanzen Sr. katholischen Majestät[1]) entschuldigten. Dies bewog ihn im Jahre 1680 zu einem kühnen Entschluß. Er ließ im Hafen von Pillau sechs Fregatten von 40 und 20 Kanonen ausrüsten und mit 600 Matrosen und 300 Soldaten bemannen. Unter dem Befehl von Cornelius van Beveren lief diese kleine Flotte im August

[1]) Rede des Ministers v. Herzberg am 24. Januar 1781. — Herzberg hatte über die See- und Handelsunternehmungen des Kurfürsten die archivalischen Sammlungen, aus 40 Foliobänden bestehend, genau durchgesehen und eine Schrift darüber verfaßt, deren wesentlichen Inhalt diese Rede mittheilt.

nach dem Canal aus, um spanische Schiffe an den Küsten von Flandern und Spanien wegzunehmen und selbst bis nach Amerika ihren Lauf auszudehnen. Dieser Befehl wurde so geheimnißvoll ertheilt und vollzogen, daß die Flottille, noch bevor sie Ostende erreichte, schon im Stande war, das spanische Schiff Carl II. von 60 Kanonen und mit einer reichen Ladung von Spitzen und Leinwand zu kapern. Van Beveren führte dasselbe nach Pillau, wo die Ladung von 100,000 Thalern verkauft wurde. Die Spanier, empört über diese Beleidigung, befahlen ihrem Statthalter in den Niederlanden sofort in die cleveschen Besitzungen des Marquis von Brandenburg einzufallen. Der Statthalter stellte aber vor, daß dies nicht so leicht sei wie man denke, und Spanien begnügte sich vorläufig damit, das Verfahren des Kurfürsten in sehr beleidigenden Ausdrücken an allen Häfen Europas bekannt zu machen. Friedrich Wilhelm ließ sich dadurch nicht beirren, sondern befahl seinen Schiffen, bis in den Meerbusen von Mexiko herumzukreuzen und die spanische Silberflotte anzugreifen. Das gelang aber nicht, und als die Spanier nun Ernst machten und zwölf bewaffnete Fahrzeuge gegen die kühnen Brandenburger ausschickten, mußten diese nach zweistündigem Kampfe das Weite suchen und kehrten mit einigen unbedeutenden Prisen, die sie unterwegs gemacht hatten, nach Pillau zurück. Die Ausrüstung des Unternehmens hatte 135,000 Thaler gekostet, und

eine gleiche Summe gewährte der Erlös des weggenommenen Gutes. Der Kurfürst überzeugte sich von der Unfruchtbarkeit der Sache und begnügte sich mit dem allgemeinen Aufsehen, welches seine Kühnheit erregte, indem er ungescheut eine der ersten Seemächte anzugreifen gewagt hatte. Herzberg giebt die Untreue des holländischen Commandeurs und den Umstand, daß der spanische Handel meist auf neutralen Schiffen geführt wurde, als Grund für die Erfolglosigkeit des Unternehmens an. Es wird des Zusammenhangs wegen zweckmäßig sein, an dieser Stelle alsbald einzuschalten, was über die Unternehmungen des Kurfürsten zur See zu sagen ist.

Wir haben gesehen, daß er schon vor mehreren Jahren durch den Kaufmann Raulé einige Schiffe in Holland erworben hatte. Dieser Mann stellte es als eine ausführbare Sache dar, den brandenburgischen Seehandel nach Afrika und Ostindien auszudehnen und auch Schiffe auf den Herings- und Walfischfang zu schicken. Es wurde zunächst unter Commando des Capitain Blonk ein Schiff nach der Küste von Guinea abgesandt und daselbst mit einigen Negerhäuptlingen an dem Kap der drei Spitzen am 16. Mai 1681 ein Vertrag geschlossen, durch welchen der Kurfürst das Recht erhielt, daselbst eine Festung zu bauen. Die Neger versprachen zugleich, nur auf brandenburgischen Schiffen Handel zu treiben. Nach Blonk's Heimkunft

errichtete man eine Handelscompagnie auf Aktien, bei welcher der Kurfürst sich persönlich betheiligte. Major v. Gröben wurde mit hundert Soldaten auf zwei Schiffen nach Guinea geschickt. Am Neujahrstage 1683 pflanzte dieser, als Zeichen der Besitznahme, die brandenburgische Fahne an dem Orte auf, wo das Fort errichtet werden sollte, und bald entstand hier die mit zwanzig Kanonen bewehrte, kleine Feste Groß-Friedrichsburg. Gröben kehrte auf dem Einen Schiffe zurück, während das andere als ersten Handelsartikel eine Ladung Negersklaven nach Amerika führte.

Bald unterwarfen sich noch mehrere Negerstämme dem Kurfürsten und schickten einen ihrer Häuptlinge als Gesandten nach Berlin, woselbst er eine förmliche Unterwerfungsacte überreichte und von dem Glanz des kurfürstlichen Hofes geblendet, mit reichen Geschenken in seine Heimath zurückgesendet wurde. Neben Groß-Friedrichsburg erhoben sich bald noch zwei andere brandenburgische Forts. Der Sitz für die Gesellschaft des afrikanischen Handels wurde darauf von Pillau nach Emden verlegt. Der Kurfürst war nämlich vom Kaiser beauftragt worden, als Director des westphälischen Kreises die Mißhelligkeiten zu schlichten, welche zwischen den ostfriesischen Ständen und der dortigen vormundschaftlichen Regierung ausgebrochen waren, und er, der es so gut verstanden hatte, aus den Streitigkeiten mit seinen eigenen Ständen den größtmöglichsten Vortheil

für sich selbst zu ziehen, benutzte mit seiner gewohnten Schlauheit diese Vermittlerrolle, um sich in Besitz von Gretsiel am Ausfluß der Ems und von Emden zu setzen. Er legte Besatzungen in beide Plätze, angeblich nur für die Dauer jenes Verfassungsstreites, weigerte sich aber nachher beharrlich, seine Soldaten zurückzurufen, obgleich die Regentin sowohl als auch die Holländer und der Kaiser gegen ein solches Verfahren nachdrücklichsten Einspruch erhoben. Die brandenburgische Marine bestand aus zehn Schiffen von zwanzig bis vierzig Kanonen, welche der Kurfürst im Jahre 1686 für eine beträchtliche Summe von Raulé erkauft hatte. In Afrika erweiterten sich die Besitzungen durch Unterwerfung eines anderen Negerhäuptlings, der sich König von Arguin nannte, an zwei verschiedenen für den Handel sehr vortheilhaft gelegenen afrikanischen Küsten, wo nun im Ganzen vier kleine Festungen erbaut waren.

Die Holländer wurden indessen auf den Kurfürsten, welcher Miene machte, den Seehandel mit ihnen theilen zu wollen, so eifersüchtig und thaten seinen kleinen Colonien so viel Abbruch, daß dieselben nicht gedeihen konnten. Alle holländischen Matrosen mußten den kurfürstlichen Dienst verlassen. Mehrere brandenburgische Schiffe wurden gekapert, und ein holländischer Gouverneur überfiel sogar im Jahre 1686 zwei von den kleinen Forts, was den Kurfürsten dermaßen erbitterte, daß es fast zum Kriege gekommen wäre.

Was nun die Hauptsache, nämlich die Ertragfähigkeit des Unternehmens, betrifft, so war dieselbe so beschaffen, daß nicht nur keine Dividenden gezahlt werden konnten, sondern nach zwei Jahren von den Aktionairen noch 20 Procent zugeschossen werden mußten. Auch als der Kurfürst die übrigen Theilnehmer auszahlen und das Ganze für seine alleinige Rechnung verwalten ließ, wurde Nichts gebessert, und wie er selbst sagte, kostete ihn jeder Dukaten, den er aus dem afrikanischen Goldsand prägen ließ, in Wirklichkeit zwei Dukaten. Dessenungeachtet konnte er sich nicht entschließen, die Sache fallen zu lassen. Er errichtete vielmehr zur Fortführung derselben eine eigene Marine-Kasse, in welche jeder Beamte, ja sogar die Militairs bis zum Major abwärts, ein Viertel von dem ersten Jahresgehalt jeder neuen Charge zahlen mußten. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens behielt er das lebhafteste Interesse für die afrikanischen Colonien, und auch sein Nachfolger verwendete mit eben so wenig Erfolg große Summen auf dieselben. Der praktische Friedrich Wilhelm I. machte endlich 1720 der Sache ein Ende, indem er die sämmtlichen afrikanischen Besitzungen für eine geringe Summe an die holländische Compagnie verkaufte. —

Kehren wir nun zu der Betrachtung der politischen Lage des Kurfürsten in der Zeit nach dem Frieden von St. Germain zurück, so konnte es für den Schmerz, den die Rückgabe Pommerns an die Schweden ihm

bereitet hatte, nur geringen Trost gewähren, daß 1680 endlich der Administrator des Erzstiftes Magdeburg, Herzog August von Sachsen, mit Tode abging, und er nun nach 32 Jahren endlich in den Besitz dieser Herrschaft kam, welchen der westphälische Friede ihm zugesichert hatte. Ohne Streit ging es übrigens dabei nicht ab, indem der Kurfürst versuchte, auch die vier dem Hause Sachsen ausdrücklich vorbehaltenen, zu Magdeburg gehörigen Aemter an sich zu reißen. Er konnte aber nur in Bezug auf Stadt und Amt Burg seine Absicht durchsetzen.

In seinen Beziehungen zu den fremden Mächten sehen wir ihn jetzt von allen den zahlreichen Verbindungen losgelöst, welche seine Diplomatie mit so vielem Fleiße und so großer Feinheit geknüpft hatte; allein da seine Klugheit und seine Tapferkeit ihm in ganz Europa und weit über die Grenzen des Welttheils hinaus den Ruf eines Fürsten erworben hatten, dessen Feindschaft man nicht ungestraft auf sich ziehen dürfe, so hätte Friedrich Wilhelm sich jetzt gar wohl aus dem Getriebe der großen Staatshändel zurückziehen und den Rest seiner Tage ausschließlich zur Verbesserung des Zustandes seiner Länder verwenden können, deren unglückliche, zum größten Theil in bitterster Armuth schmachtende Einwohner dringend der Hilfe bedurften. Allein hieran hinderte ihn eines Theils seine fast zur Leidenschaft gewordene Lust an diploma-

tischen Verhandlungen, die ihm keine Ruhe ließ, so lange er nicht wenigstens einige der Fäden in der Hand behielt, an denen Völker und Fürsten des siebzehnten Jahrhunderts gelenkt wurden, andern Theils aber konnte er sich nicht entschließen, seine Lieblingsschöpfung, das Kriegsheer, welches ihm seine Siege erfochten hatte und ihm auch wesentlich dazu behilflich gewesen war, sich nach Unterdrückung der Stände zum Alleinherrscher zu machen, bis auf ein solches Maß einzuschränken, wie es der Leistungsfähigkeit des entnervten Landes entsprochen hätte. Da er selbst einsah, daß er die erforderlichen Summen von seinen Unterthanen nicht erhalten konnte, so blickte er umher, wo sich Jemand fände, von dem er sich die nöthigen Subsidien für die Bezahlung seiner Soldaten verschaffen könnte.

An die Unterstützung des Wiener Hofes war nicht zu denken, denn man wußte, daß es dem Kaiser im höchsten Grade zuwider war, einen mächtigen Kriegsherrn im Reiche neben sich zu dulden. Der Kurfürst faßte deshalb Frankreich in's Auge und wandte sich an denselben Ludwig XIV., von welchem er so eben erst zu dem schmählichen Frieden von St. Germain gezwungen worden. Auf seine Anerbietungen zu einem Bündnisse wollte aber der König für's Erste nicht eingehen, sondern erwiderte, daß Frankreich, durch beständige Kriege erschöpft, viel eher daran denken müßte, die Kosten der eigenen Armee zu vermindern, als zur Er-

haltung fremder Truppen Geld herzugeben, auch hätten sich (wie man sicherlich nicht ohne Ironie hinzusetzte) Brandenburg und Frankreich kurz nach dem Frieden zu Vossem wieder feindlich gegenüber gestanden, so daß es unter solchen Umständen nicht mit den Gesetzen der Schicklichkeit vereinbar wäre [1]), nun unmittelbar zu einem förmlichen Bündniß zu schreiten. In der That war Frankreichs Benehmen seit 1680 von der Art, daß es fast unbegreiflich ist, wie ein deutscher Fürst daran denken konnte, Bundesgenosse Ludwig des XIV. zu werden. Dieser Monarch, der kein Mittel verschmähte, um seine Macht zu vergrößern, hatte nämlich in dem gedachten Jahre die berüchtigten vier Reunionskammern eingesetzt, welche untersuchen sollten, auf welche Länder, namentlich innerhalb Deutschlands, der König von Frankreich auf Grund der seit dem westphälischen Frieden geschlossenen Verträge Anspruch zu machen hätte. Da nämlich in den betreffenden Urkunden, wo es sich um Abtretung einer Stadt oder eines Gebietes handelte, immer der übliche Ausdruck „mit allen Dependenzen" gebraucht worden, so nahm man dies zum Vorwand, um historische Untersuchungen darüber anzustellen, welche anderen Länder und Städte jemals mit den abgetretenen Gebieten in irgend einem Zusammenhange gestanden hätten, was denn, wie sich denken läßt,

---

[1]) Non decere. Puffendorf XVIII. 1. 2.

zu so weitreichenden Ergebnissen führte, daß sehr bald ein großer Theil der heutigen Königreiche Bayern, Würtemberg und Belgien und der badischen und hessischen Lande für Dependenzen des französischen Reiches erklärt wurden.

Mit unglaublicher Gelassenheit forderte Ludwig nun nichts Geringeres, als daß die Besitzer aller dieser Länder und Städte sich ohne Weiteres nach Frankreich begäben, um ihm als ihrem Oberherrn zu huldigen. Er machte dem deutschen Reiche hiervon Anzeige, überschwemmte die beanspruchten Gebiete mit seinen Truppen und fing damit an, daß er ohne Weiteres am 29. Septbr. 1681 mitten im Frieden den Schlüssel von Deutschland, die ehrwürdige Reichsfeste Straßburg, an sich nahm, von der einst Carl V. gesagt hatte: Wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er vor allen Dingen Straßburg retten.

Es war nichts Geringeres als der achte Theil des gesammten deutschen Reichsgebietes, auf welches Ludwig XIV. Ansprüche erhob, deren Anerkennung er sich nicht scheute ganz offen in Frankfurt und Regensburg durch seine Gesandten zu verlangen.

Wie Friedrich Wilhelm, der doch im Herzen gut deutsch gesinnt war, und den man oft sagen hörte, er wollte lieber von den Türken als von den Franzosen abhängig sein, sich gerade in einer solchen Zeit dazu entschließen konnte, mit Frankreich (12. Januar 1682) ein Bündniß einzugehen, darüber werden wir vielleicht

durch die bevorstehende Veröffentlichung seiner Staatsschriften in nicht zu langer Frist bessere Aufklärung erhalten.

Das Bündniß ging dahin, daß Frankreich zwar versprach, von weiteren Reunionen Abstand zu nehmen, das bereits in Besitz Genommene aber behalten wollte, wogegen der Kurfürst sich bemühen sollte, den Frieden zwischen Ludwig XIV. und dem deutschen Reiche nach Kräften aufrecht zu erhalten. Dafür zahlte Frankreich Subsidien [1]) zur Unterhaltung des brandenburgischen Heeres. — Auch Dänemarks Beistand wurde in ähnlicher Art für 800,000 Livres jährlich von Frankreich gewonnen, desgleichen der Bischof von Münster und der Kurfürst von Köln. Ein Versuch, den Kurfürsten von Sachsen ebenfalls dem Hause Oesterreich abwendig zu machen und in das französische Interesse zu ziehen, mißlang.

Ludwig XIV. scheint dies auffallende Resultat durch ein sehr klug berechnetes doppeltes Eingehen auf die Lieblingswünsche Friedrich Wilhelm's erreicht zu haben, indem er demselben nicht nur ermöglichte sein Heer in der gewünschten Stärke fortzuerhalten, sondern auch durchblicken ließ, daß sich im Lauf der Zeit Gelegenheit

[1]) Der Betrag derselben ist nicht bekannt, weil der Wortlaut des Vertrages nirgends abgedruckt ist. Ueber das Bestehen desselben und dessen wesentlichen Inhalt kann dagegen nach Puffendorf XVIII. 23. 44. kein Zweifel sein.

finden werde, ihm Pommern zurückzugeben und den Kaiser zu zwingen, daß er die alten Ansprüche Brandenburgs auf die schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, so wie auf Jägerndorf anerkenne.

Dazu kommt nun, daß Friedrich Wilhelm davon überzeugt war, daß das deutsche Reich in seiner Zerrissenheit den Franzosen nicht wirksamen Widerstand leisten könnte, und daß er selbst bei einem ausbrechenden Kriege in das Verderben des Reiches mit hineingezogen würde, ohne dasselbe retten zu können, während das Bündniß mit Frankreich Hoffnung gab, wenigstens für sich selbst bedeutende Vortheile zu erlangen. Auch darf man nicht vergessen, daß viele seiner vertrautesten geheimen Räthe von Frankreich gewonnen waren und in französischem Interesse sprachen. Meinders erhielt eine Pension, Jena war ebenfalls bestochen, und wir hörten, daß die Kurfürstin selbst sich mit französischen Diamanten schmückte. Dazu war der Kurfürst jetzt 61 Jahre alt, von beständigen Gichtschmerzen gequält und durch die Zwistigkeiten innerhalb der Familie, welche damals ihren Höhepunkt erreicht hatten, niedergedrückt und um so eher zum Frieden geneigt. Die Kurfürstin gewann durch die treue Pflege, welche sie dem Leidenden angedeihen ließ, täglich an Einfluß, und diese Dame war weit entfernt davon, in die Pläne ihres Gatten für die Ehre seines Hauses und seines Reiches einzugehen, vielmehr einzig darauf bedacht, sich selbst zu

bereichern und Versorgungen für ihre Kinder zu erlangen. So wird es erklärlich, wie der Kurfürst dahin kommen konnte, sich mit dem Reichsfeinde gerade in dem Augenblicke zu verbinden, wo derselbe im Begriff stand, das deutsche Vaterland zu zerreißen.

Friedrich Wilhelm und Ludwig XIV. waren unstreitig die hervorragendsten Persönlichkeiten ihrer Zeit, und unleugbar empfand der französische König für das Heldenmäßige im Charakter des deutschen Kurfürsten große Hochachtung und Zuneigung, so weit sein Stolz dies gegenüber einem Regenten gestattete, dessen Macht im Vergleich mit der seinigen so gering war, und der Kurfürst suchte sich in der guten Meinung des Königs auf alle Weise zu befestigen. Als ihm z. B. von Schweden (dessen König sich persönlich dadurch beleidigt fühlte, daß Ludwig das Stammland desselben, Zweibrücken, ebenfalls an sich reißen und somit eine Art von Oberhoheit über Carl XI. sich anmaßen wollte) der Antrag gemacht wurde, einer Verbindung beizutreten, welche vorläufig zwischen Schweden und Holland verabredet war, um der um sich greifenden französischen Eroberungssucht Einhalt zu thun, so ließ Friedrich Wilhelm durch seinen Gesandten Sponheim in Paris davon Anzeige machen und zugleich erklären, daß er allerdings die Maßregeln, welche von den Reunionskammern gegen die Gewissensfreiheit der Reformirten ausgegangen, im höchsten Grade mißbillige, im Uebrigen aber

treu zu Frankreich stehen wolle [1]), wobei wohl auch die Hoffnung mitspielte, daß wenn Schweden und Frankreich verfeindet wären, es desto leichter gelingen könnte, Pommern oder doch wenigstens Stettin wieder in Besitz zu nehmen.

So mochten die Erwägungen beschaffen sein, welche den Kurfürsten zu dem Entschlusse brachten, sich mit Friedrich zu verbinden. Betrachten wir dagegen von unserem heutigen Standpunkte aus den Zusammenhang der Dinge, so müssen wir in diesem Bündniß das erste Anzeichen davon erblicken, daß in Deutschland eine große protestantische Macht sich selbstständig dem Kaiserthum und noch mehr dem Hause Oesterreich gegenüberzustellen beginnt, welches damals von spanisch-jesuitischen Einflüssen regiert wurde. Indem Brandenburg sich von dem Reichsverbande loszulösen begann, ohne das vorläufig noch in seinem vollen Umfange zu beabsichtigen, folgte es nur demselben Naturtriebe, welcher die reifende Frucht vom Baume löst, und solchen Erscheinungen gegenüber gilt ganz vorzüglich der alte Spruch: neque lugere neque ridere, sed intelligere, es kommt nicht darauf an, sie zu loben oder zu tadeln, sondern sie zu verstehen.

Für jetzt sollte indessen diese Freundschaft mit Ludwig XIV. nicht von langer Dauer sein, denn das Be-

[1]) Puffendorf XVIII. 23.

nehmen des Königs gegen seine protestantischen Unterthanen verletzte den Kurfürsten, in dessen Seele das religiöse Interesse doch noch tiefer lag als das politische, auf's Empfindlichste. Die Greuel der Religionsverfolgungen begannen in Frankreich zu wüthen, und die Gefahr für den Protestantismus erschien um so größer, weil gleichzeitig in England der katholische Jakob II. den Thron bestiegen hatte. Dies bewog denn den Kurfürsten, sich wieder enger an Holland anzuschließen. Das alte Bündniß von 1678 wurde erneuert und bis zum Jahre 1700 verlängert [1]). Bei dieser Gelegenheit erhielt der Kurfürst etwa eine halbe Million als Entschädigung für die früher nicht gezahlten Subsidien. Daß dabei zwischen ihm und seinem Neffen, dem Prinzen von Oranien, schon damals auch von dessen Plänen auf Erlangung der englischen Krone die Rede war, ist unzweifelhaft.

Dies holländische Bündniß hielt Ludwig XIV. für eine Beeinträchtigung der Verpflichtungen, welche Friedrich Wilhelm mit Frankreich eingegangen war, und in einem nichts weniger als höflich abgefaßten Schreiben verlangte er, daß der Kurfürst ohne seine Genehmigung überhaupt keine Bündnisse schließen sollte. Dieser, tief verletzt, antwortete in eben so gereizten Ausdrücken, erklärte es geradezu für eine Beleidigung,

---

1) Puffendorf IXX. 6.

wenn ihm vorgeworfen würde, seinen Versprechungen nicht nachgekommen zu sein, da er seine Pflichten gegen Frankreich vollkommen erfüllt hätte [1]). Die Mißstimmung erreichte ihre Höhe, als Ludwig im Jahre 1685 durch seine pfäffischen Umgebungen sich bewegen ließ, das berühmte Edikt von Nantes wieder aufzuheben, durch welches Heinrich IV. im Jahre 1598 den Protestanten volle politische und religiöse Freiheit zugestanden hatte. Obgleich man sich schon seit 1680 an die Bestimmungen dieses Edikts nicht mehr gekehrt hatte, so brach doch jetzt erst die Verfolgungswuth in ihrer ganzen Entsetzlichkeit aus. Mehr als vierhundert evangelische Kirchen wurden niedergerissen, die Schulen der Reformirten geschlossen, ihre Universitäten aufgehoben, und den Predigern, die nicht innerhalb vierzehn Tagen ihr Amt niederlegen würden, wurde Galeerenstrafe angedroht. Den Eltern entriß man ihre Kinder, um sie in den Klöstern katholisch zu erziehen, noch dazu auf eigene Kosten der Eltern. Kein Arzt durfte einem Kranken, keine Wehmutter einer Gebärenden beistehen. Die Leichen der Reformirten ließ man unbestattet unter freiem Himmel den Thieren zum Raube. Bald begannen die berüchtigten Dragonaden. Ganze Regimenter von Henkersknechten durchzogen das Land und übten die teuflischsten Grausamkeiten und Rohheiten gegen Männer,

---

1) Bei Puffendorf IXX. 11.

Weiber und Jungfrauen. Man ließ die Unglücklichen über langsamem Feuer braten, stopfte ihnen die Ohren voll Pulver und zersprengte ihnen auf diese Art den Kopf. Der ganze mittelalterliche Folterapparat wurde in Bewegung gesetzt — aber alle diese Grausamkeiten übertrifft noch das gleichzeitig erlassene Auswanderungsverbot. Die Grenzen des ganzen Landes wurden militärisch besetzt, und jeder Versuch zu entkommen wurde an den unglücklichen Reformirten mit furchtbarer Strenge gestraft. Dennoch gelang es durch die List der Verzweifelnden und mittelst Bestechung der Wachen gar vielen zu entkommen, und Tausende von treuen und fleißigen französischen Unterthanen, von denen die Meisten dem gewerbtreibenden Bürgerstande, doch auch Viele dem Adel und dem Militär angehörten, gelangten nach England, Holland und Deutschland.

Friedrich Wilhelm erkannte alsbald, daß sich hier für ihn eine treffliche Gelegenheit darbiete, nicht nur seinen verfolgten Glaubensgenossen wirksame Unterstützung zu gewähren, sondern auch dem eigenen entvölkerten Lande neue Kräfte zuzuführen.

Kaum hatte er von der Aufhebung des Edikts von Nantes Kunde erhalten, als er auch schon von Potsdam aus seinerseits das bekannte Edikt[1]) erließ, durch

---

[1]) Mylius: Receuil des Edicts etc. p. 43. Dorner: Der Gr. Kurfürst rc. in Gelzer's Prot. Monatschrift April 1864. Das

welches er allen ausgewanderten Reformirten sicheren Aufenthalt in seinen Staaten anbot. Mit besonderer Betonung hebt er im Eingange desselben die Verfolgungen und das harte Verfahren der französischen Regierung hervor und verweist Alle, die sich im Brandenburgischen niederzulassen gedenken, an seinen Gesandten im Haag und an seinen Residenten in Amsterdam, die sie mit Lebensmitteln und freier Ueberfahrt nach Hamburg versorgen werden, von wo aus ihnen weitere, kostenfreie Beförderung in jede von ihnen zu wählende, brandenburgische Stadt versprochen wird. Gleiche Erleichterungen werden denen zugesichert, die über Köln, Cleve und Frankfurt ihren Weg nehmen wollen. Sie sollen ihr ganzes Vermögen zollfrei einführen dürfen, in jeder Stadt Bauplätze und Baumaterialien aller Art umsonst erhalten und sechs Jahre lang von allen Abgaben und von Einquartierung befreit bleiben. Bis auf Weiteres wird man sie alle auf kurfürstliche Kosten in Miethswohnungen unterbringen. Den Handwerkern und Fabrikanten steht der Eintritt in die Zünfte frei, und Geldunterstützung wird in Aussicht gestellt. Ackerbautreibende haben ähnliche Hilfe zu erwarten. Wo mehrere Familien beisammen wohnen, sollen selbst-

Hauptwerk für alle Angelegenheiten der Refugiés ist noch immer das von Erman und Reclam in 9 Bänden.

gewählte Friedensrichter ihre Streitigkeiten entscheiden und ihnen zur Seite sein, wenn zwischen den Einwanderern und den früheren Einwohnern Zwist entsteht. Jede Stadt erhält einen französischen Prediger. Die Adligen, welche Hof- und Kriegsdienste nehmen wollen, genießen dieselben Rechte und Vorzüge wie der märkische Adel, und alle diese Vortheile werden auch den bereits früher eingewanderten Franzosen zugesichert, die sich zur evangelischen Lehre bekennen [1]). In jeder Provinz hat ein besonderer Beamter darüber zu wachen, daß die fremden Gäste mit aller Zuvorkommenheit aufgenommen werden.

Diese so gütigen und klugen Anordnungen bewirkten, daß mehr als 16,000, zum größten Theil dem gebildeten Mittelstande angehörige Leute sich im Brandenburgischen niederließen, während die meisten der Reichen und Vornehmen sich entweder sogleich nach Holland und England gewendet hatten oder doch nur kurze Zeit in Berlin blieben, wo indessen auch Manche von ihnen in fester ehrenvoller Anstellung sich fesseln ließen, so daß der große Kurfürst zwei Compagnien Musketiere und eine Compagnie Grenadiere zu Pferde errichten konnte, in welchen die Offiziere sämmtlich und

[1]) Bereits 1681 waren viele ausgewanderte Franzosen in die Mark gekommen und bildeten z. B. in Alt-Landsberg, welches dem G. R. v. Schwerin gehörte, eine Gemeinde.

von den Mannschaften der größte Theil den Refugiés angehörten [1]).

Es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Gäste eine Menge von gemeinnützigen Anstalten und Erfindungen schnellere und frühere Verbreitung fanden, als dies sonst geschehen wäre, und daß sie ganz besonders auf die Verfeinerung des geselligen Lebens einen großen Einfluß übten. Sie zeichneten sich fast alle durch Frömmigkeit, Fleiß und Sparsamkeit aus und machten sich durch ihren leichten und frohen Sinn schnell beliebt. Ihr Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, daß man allerdings Mirabeau's Ausspruch als richtig anerkennen muß, daß die Deutschen allmählich auch von selbst gelernt haben würden, Hüte, Strümpfe, seidene Bänder und Parfümerien zu verfertigen. Besonders großen Segen verbreiteten sie unter anderm durch die von ihnen eingeführte Verbesserung des Gartenbaues, indem sie eine Menge bisher unbekannter Gemüse und Zierpflanzen mitbrachten, was dem Kurfürsten, bei seiner Vorliebe für das Gärtnerwesen, besonders angenehm war und auch dem Geschmack der Kurfürstin entsprach. Die von Natur aufgeweckten und witzigen Berliner befreundeten sich sehr bald mit den neuen Ankömmlingen, kauften ihnen gern die früher unbekannte Chokolade und ihre feinen Liqueure ab und nahmen

[1]) Erman und Reclam II. 37.

ihre Trachten und viele von ihren Sitten an [1]), unbeschadet der Eifersucht, welche sie über die besondere Vorliebe empfanden, die der Kurfürst den Franzosen augenscheinlich zuwendete.

Wenn darüber geklagt wird, daß mit den neuen Ankömmlingen auch neue Laster ihren Einzug in die Marken gehalten hätten, so mag daran etwas Wahres sein, allein die Brandenburger lebten damals durchaus nicht in einem solchen Stande der Unschuld, daß sie allein die Verführten gewesen wären. Trunksucht, Spiel und Raufhändel waren bei Großen und Geringen im Schwange, und der Kurfürst, der, wo es sich thun ließ, für die Uebertretungen seiner Sitten- und Duellmandate den Beutel der Verbrecher in Anspruch nahm, erhielt auf diese Weise so große Summen an Strafgeldern, daß damit vielerlei öffentliche Bedürfnisse befriedigt werden konnten. Namentlich hatten Kirchen und Schulen den Nutzen davon, und in Berlin sind z. B. der Marien- und St. Petersthurm, so wie die Kanzel in der Nicolaikirche lediglich aus Strafgeldern erbaut worden [2]). Allerdings mögen zu der Menge von Lastern und Verbrechen, auf welche man aus diesen Angaben einen Schluß ziehen kann, durch die Fran-

[1]) Die Berliner hatten den Branntwein bisher nur als Medizin gekannt.

[2]) König's Berlin. 474.

zosen einige verfeinerte neue hinzugekommen sein, wie denn namentlich die Folgen ihrer Galanterien viel Unheil stifteten, dessenungeachtet aber können wir unsere Landsleute nicht davon freisprechen, daß sie schon früher mit den Verbrechen, welche die Heiligkeit der Ehe und die Würde des weiblichen Geschlechts verletzen, nur allzuvertraut waren, wovon die wiederholten scharfen Strafmandate des Kurfürsten bei Mylius hinreichenden Beweis liefern.

Durch die Aufnahme der Refugiés, wie sie genannt wurden, vorzüglich aber dadurch, daß in dem vorher angeführten Potsdamer Edikt von Verfolgung die Rede war, fühlte Ludwig XIV. sich im höchsten Grade beleidigt und er ließ durch seinen Gesandten dem Kurfürsten deshalb Vorstellungen machen, indem er zugleich drohte, wenn man fortfahre, französische Unterthanen zum Auswandern zu verleiten, so werde der König die bisher gezahlten Subsidien zu zahlen aufhören. Frankreich habe sich niemals in Dinge gemischt, welche die Behandlung der Katholiken in Brandenburg betreffen, wolle aber nicht ertragen, daß der Kurfürst, um seine Ehre und sein Ansehen zu vergrößern, sich zum Haupt und Protektor der Protestanten aufwerfe. Werde der Kurfürst etwa das französische Bündniß brechen und sich auf die österreichische Seite wenden, so solle er das bald genug zu bereuen haben.

Friedrich Wilhelm ertheilte hierauf eine sehr ernste

und würdig gehaltene Antwort. Er rechtfertigte den von ihm gebrauchten Ausdruck „Verfolgung" durch Hinweis auf die begangenen Grausamkeiten, berief sich auf die Unparteilichkeit, mit welcher er seine katholischen wie seine evangelischen Unterthanen von jeher behandelt, und bemerkte über die Drohung wegen der Subsidien, daß ihm mehr versprochen worden, als er empfangen, und daß er nicht gedenke, seine Ehre und Reputation und die ihm geziemende Staatsraison für Geld zu verkaufen.

Wenn auch trotz dieser Erklärung eine förmliche Aufkündigung des Bündnisses weder von der einen noch der anderen Seite erfolgte, so erzeugte das gegenseitige Mißtrauen doch bald neue Streitigkeiten, die an sich zwar unbedeutend, dennoch zuletzt bewirkten, daß der Kurfürst mehr und mehr auf die Seite des Kaisers trat.

Dieser hatte sich bereits zwei Jahre vorher (1683) an Friedrich Wilhelm gewendet und denselben zum Beistand aufgefordert, als die Türken nach Ablauf des mit Oesterreich geschlossenen Waffenstillstandes, von Frankreich aufgestachelt, ihre Angriffe von Neuem begannen und bald sogar Wien bedrohten, wo bekanntlich Johann Sobieski als Befreier erschienen, und nachdem er den Kaiser gerettet hatte, mit dem üblichen Dank vom Hause Oesterreich belohnt worden war. Der Kurfürst erklärte sich bereit, ein Hilfsheer zu schicken,

indessen hatte man französischerseits bei dem Kaiser die Besorgniß erweckt, daß die Brandenburger sich unterwegs der schlesischen Fürstenthümer bemächtigen könnten, und die Unterhandlungen wurden deshalb vom Wiener Hofe in solcher Weise in die Länge gezogen und soviel unannehmbare Bedingungen in Antrag gebracht, daß das kleine Korps der kurfürstlichen Truppen, welches zuletzt dennoch abging, erst nach der Entsetzung Wiens ankam und nur noch bei der Eroberung von Gran Gelegenheit fand, seine gewohnte Tapferkeit zu beweisen.

Im nächsten Jahre kam alsdann, leider unter Vermittelung des Kurfürsten, zu Regensburg der schmähliche, zwanzigjährige Waffenstillstand vom 15. August 1684 zwischen dem Kaiser und Frankreich zu Stande, kraft dessen Ludwig XIV. nicht nur Straßburg und Kehl, sondern auch alle die deutschen Städte und Landestheile behielt, von welchen er nach dem Ausspruche seiner Reunionskammern bis zum 1. August 1681 Besitz genommen hatte. Das gab zu einem wiederholten Versuche Friedrich Wilhelm's Veranlassung, sich durch österreichische Subsidien die Kosten seiner Armee zu erleichtern, indem er dem Kaiser vorstellte, Frankreich würde in der That von weiteren Angriffen gegen Deutschland sich nur alsdann abhalten lassen, wenn ein schlagfertiges, großes, deutsches Heer in jedem Augenblick zum Widerstande bereit wäre. Ein solches Heer könnten aber nur die größeren Fürsten aufstellen, und

die kleineren sollten für den Schutz, den sie dadurch erhielten, Geldbeiträge zahlen. Unter diesen Bedingungen erbot sich der Kurfürst ein solches Heer aufzustellen. Davon wollte natürlich der Kaiser Nichts wissen, denn Deutschland militärisch und diplomatisch zu vertreten, nahm er selbst als sein Recht in Anspruch. Dabei vergaß der schwache Leopold nur, daß er in seiner Person gar nicht die Fähigkeit besaß, das Reich würdig zu vertreten und kräftig zu schützen.

Obgleich die Pläne des Kurfürsten auf diese Weise vereitelt wurden, so durfte er es dennoch aus mehr als Einem Grunde gerade jetzt nicht mit dem Kaiser verderben, denn er hatte Hoffnung, sich während des von Neuem ausgebrochenen Türkenkrieges durch wirksame Unterstützung des kaiserlichen Heeres endlich die Anerkennung der alten Ansprüche seines Hauses auf die schlesischen Fürstenthümer zu erwerben, deren letzter piastischer Herzog 1675 gestorben war. Dann aber wünschte Friedrich Wilhelm auch für die testamentarischen Verfügungen, welche er in den letzten Jahren seines Lebens im Widerspruch mit dem Hausgesetze Albrecht Achill's getroffen hatte, die Bestätigung des Kaisers zu erlangen. Durch zunehmende Kränklichkeit war nämlich der alternde Herr täglich mehr dem Einfluß seiner treuen Pflegerin, der Kurfürstin Dorothea, verfallen, und sie hatte es dahin gebracht, daß er seit 1680 schon in verschiedenen Testamenten und Codizillen zwar nicht eine

förmliche Theilung des Reichs zwischen dem Kurprinzen und den Söhnen zweiter Ehe, wohl aber solche Verfügungen angeordnet hatte, welche nicht nur den Regierungsnachfolger beeinträchtigten, sondern auch dessen Brüder in einer Weise selbstständig machten, daß bei eintretenden Zwistigkeiten unter den Erben ein Zerfallen der brandenburgisch-preußischen Besitzungen in verschiedene kleine Souverainetäten nicht außer dem Bereich der Möglichkeit lag [1]). Mit einer solchen Verfügung trat er in geraden Widerspruch zu den Bestrebungen seiner ganzen bisherigen Regierung, welche mit klarem Bewußtsein dahin gestrebt hatte, in Brandenburg eine starke, untheilbare Macht zu gründen, um dem durch seine ungarischen Eroberungen stets wachsenden Hause Oesterreich das Gleichgewicht halten zu können, „denn Braunschweig, Hessen, die Pfalz und Sachsen haben sich durch ihre fortwährenden Ländertheilungen so sehr geschwächt, daß sie für Nichts zu rechnen sind, und auch alle zusammen nicht mehr im Stande sind, den Habsburgern sich entgegenzustellen [2]).“

Nach dem letzten dieser Testamente, vom 16. Januar

---

[1]) Vergl. besonders Rödenbeck. Zur Geschichte Friedrich Wilhelm des Großen. Drei Actenstücke. Berlin 1851.

[2]) Das sind des Kurfürsten eigene Worte. Burnet, Geschichte die er selbst erlebt hat. Deutsche Uebersetzung. Leipzig 1724, p. 440.

1686, sollte Markgraf Ludwig[1]) die Regierung und Einkünfte des Fürstenthums Minden, von den Söhnen zweiter Ehe der älteste, Philipp Wilhelm, Halberstadt, Markgraf Albrecht Friedrich die Grafschaft Ravensberg, der dritte Bruder, Carl Philipp, Lauenburg und Bütow nebst anderen Herrschaften, und der vierte, Christian Ludwig, das Amt Egeln, das Heermeisterthum Sonnenburg und die Anwartschaft auf die Dompropstei Halberstadt erhalten.

Allerdings blieben alle eigentlichen Souverainetätsrechte dem Kurprinzen vorbehalten, und die Brüder hätten etwa eine Stellung eingenommen wie heutzutage der Fürst von Neuwied und der Graf Stollberg gegenüber den Königen von Preußen, indessen die Grenzen der gegenseitigen Rechte und Verpflichtungen waren keineswegs so fest umschrieben, daß nicht für endlose Streitigkeiten Raum geblieben wäre, was sehr leicht zu gefährlichen Folgen führen und das Fortbestehen des Staatsganzen gefährden konnte, welches der Kurfürst durch fast vierzigjährige Anstrengungen mit allen Mitteln der Klugheit und der Gewalt mühsam aufgerichtet hatte.

Wie sehnsüchtig der Wunsch des alten Herrn war, sich durch solche Nachgiebigkeit gegen die Wünsche einer

[1]) Er war aus der ersten Ehe und starb noch vor dem Vater am 28. März 1687.

Stiefmutter, sogar unter Verleugnung der Arbeit seines ganzen Lebens endlich Ruhe in seinem eigenen Hause zu verschaffen, das geht am besten daraus hervor, daß er dafür selbst seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer zum Opfer brachte, auf die sein Haus von Alters her so wohlbegründete Ansprüche hatte. Denn um die kaiserliche Bestätigung des Testaments zu erlangen, verstand der Kurfürst sich dazu, schon wenige Wochen nach Abfassung des verhängnißvollen Schriftstücks ein enges Bündniß auf zwanzig Jahre mit dem Kaiser einzugehen, angeblich zum Schutze des Reichs gegen die Franzosen, welche aber nicht ausdrücklich genannt wurden.

Beide Theile [1]) gewährleisten sich ihre gegenwärtigen und zukünftigen Besitzungen. Die Verbündeten stellen zusammen ein Heer von 20,000 Mann, im Nothfalle doppelt soviel auf, und der Kurfürst empfängt dazu während des Friedens jährlich 100,000 Gulden und in Kriegszeiten 100,000 Thaler. Dafür verzichtet derselbe auf die schlesischen Fürstenthümer und erhält dagegen den im Glogauischen belegenen Kreis Schwiebus als Mannslehen. Dieser Vertrag sollte vollständig geheim gehalten werden, weil der Kurfürst nebenbei noch die französischen Subsidien fortzubeziehen hoffte. Es wurde also zu den alten Künsten gegriffen. Man

[1]) Puffendorf XIX. 28.

fertigte zwei andere Scheinverträge zum Vorzeigen an die Betheiligten aus, durch welche jeder nach Lage der Verhältnisse getäuscht werden sollte. Die ärgste Täuschung aber wurde gegen den Kurfürsten selbst geübt, ohne daß derselbe jedoch bei Lebzeiten Kenntniß davon erhielt. Der Kaiser ließ nämlich unter der Hand dem Kurprinzen, der von seinem Vater eingeschüchtert das Testament ungelesen mitunterschrieben hatte, von dem Inhalt des Documents Nachricht zukommen und versprach dasselbe nicht zu bestätigen, wenn der Kurprinz sich schriftlich verpflichtete, nach seines Vaters Tode die Verzichtleistung auf die schlesischen Fürstenthümer anzuerkennen, den Schwiebuser Kreis aber gegen Zahlung von 100,000 Thaler wieder herauszugeben. Der Kurprinz unterschrieb, und wir werden den weiteren Verlauf seiner Zeit erfahren.

Von den vielen anderen Bündnissen, mit deren Abschluß Friedrich Wilhelm in seinem letzten Jahre sich noch beschäftigte, und deren keins ihm erheblichen Vortheil brachte, sei hier nur das mit Schweden am 10. Februar 1686 abgeschlossene [1]) erwähnt, welches ebenfalls gegen Frankreich gerichtet, hauptsächlich die Aufrechthaltung der evangelischen Religion zum Zweck hatte, und aus demselben Grunde wie das Bündniß mit dem Kaiser sorgfältig vor Frankreich geheim gehalten werden sollte.

[1]) Puffendorf XIX. 27.

Als die achttausend Mann brandenburgische Truppen, welche vertragsmäßig dem Kaiser zu Hilfe eilten, in Crossen zusammengezogen wurden (weil der Kurfürst von Sachsen den Durchmarsch nicht gestattet hatte), da begab der damals siebenundsechszigjährige Kurfürst sich dorthin, um zum letzten Male als ihr Feldherr sich ihnen zu zeigen. Zu Pferde nahm er die Musterung der trefflich ausgerüsteten Mannschaften vor und hielt eine bewegliche Anrede an die abziehende Schaar, die er beschwor, im fernen Lande ihrem und seinem Namen Ehre zu machen. Sie verrichteten unter Schöning's Anführung Heldenthaten bei der denkwürdigen Erstürmung Ofens; aber nur die Hälfte von ihnen kehrte zurück [1]).

Seine nunmehr immer enger werdende Verbindung mit dem Kaiser benutzte der Kurfürst dazu, um denselben in dem Entschlusse zu bestärken, den Franzosen keine weiteren Zugeständnisse auf Kosten des Reiches zu machen, und als sein Gesandter in Regensburg, der Geheimerath v. Jena, unter dem Einfluß französischen Goldes es wagte dafür zu stimmen, daß noch einige deutsche Festungen an Ludwig XIV. ausgeliefert würden, rief der Kurfürst ihn sofort zurück, ohne Rücksicht darauf, daß der König dies sehr mißfällig aufnahm

[1]) Interessante Einzelheiten über diesen Feldzug in Dohna's Memoires p. 30.

und mit Entziehung der immer noch fortgezahlten Subsidien drohte. Sehr entschieden antwortete der Kurfürst: „Er sei gewohnt, seine Beamten zu ernennen, wie es ihm gefalle, und sie ebenso abzuberufen, wenn sie nicht in seinem Sinne handelten, und er werde sich nicht an den französischen Hilfsgeldern wie an einem Zügel leiten lassen.“ Diese in wahrhaft deutschem Sinne abgegebene Erklärung war ein erfreuliches Zeichen dafür, daß der Kurfürst in seinen letzten Lebensjahren aus den Schwankungen heraustreten wollte, die ihn auf Grund von allerlei politischen Rücksichten, zwischen Frankreich und dem Kaiser, bald auf die eine, bald auf die andere Seite gezogen hatten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Religiöse und kirchliche Interessen. Tod des Kurfürsten. Seine Persönlichkeit.

Gegen das Ende seines Lebens traten bei dem Kurfürsten die politischen Rücksichten gegen das religiöse Interesse in den Hintergrund, und die Förderung der evangelischen Sache, der er sich stets aus vollem Herzen gewidmet hatte, blieb fortan das Hauptziel seiner Bestrebungen.

Da war es von der weitgreifendsten Wichtigkeit, daß Prinz Wilhelm von Oranien den Plan gefaßt

hatte, sich der englischen Krone zu bemächtigen, sobald es ihm gelungen sein würde, seinen Schwiegervater, den allverhaßten Jacob II., zur Abdankung zu nöthigen. Der berühmte Marschall v. Schomberg[1]) war dazu ersehen, bei diesen Unternehmungen eine vorzügliche Stütze des Prinzen zu sein. und um dies bis zu dem entscheidenden Augenblick zu verdecken, nahm der Kurfürst denselben in seine Dienste und ernannte ihn zum obersten Befehlshaber über alle Truppen in den Marken und zugleich zum Statthalter in Preußen, wofür ihm die für jene Zeit übermäßig hohe, mehr nach englischen als nach deutschen Verhältnissen abgemessene Besoldung von 30,000 Thalern bewilligt wurde. Aber der Kurfürst brachte gern ein solches Opfer, um dadurch die evangelische Sache in England zu befördern.

War doch Friedrich Wilhelm durch die ganze Art und Richtung seiner Erziehung von Jugend auf mit religiösen Ideen erfüllt worden. Von Gott hoffte er unmittelbaren Beistand, zu ihm wandte er sich im Gebet um das Gelingen seiner Unternehmungen. Für seine Siege gab er Gott allein die Ehre. Offiziere und Soldaten hielt er zur Frömmigkeit an und hörte, auf sein großes Schlachtschwerdt gestützt, ihrem Morgen- und Abendgottesdienst andächtig zu. Die Psalmen und das

[1]) Er war seines reformirten Bekenntnisses wegen aus Frankreich vertrieben worden, nachdem alle Versuche, ihn zu bekehren, sich als vergeblich erwiesen hatten. Erman und Reclam I. 198.

neue Testament trug er beständig bei sich und vertraute fest auf die heilsame Wirkung der Buß- und Bettage, die er während seiner Regierung gar oft gegen seine Feinde und gegen die Feinde der Christenheit, die Türken, anordnete. An solchen Tagen durfte Niemand vor einbrechender Dunkelheit Etwas genießen, alle Lustbarkeiten, sogar der Verkauf von Eßwaaren war verboten, und die Stadtthore blieben geschlossen. Nur hohes Alter und Krankheit entschuldigte den unterlassenen Besuch des Gottesdienstes, und Jedermann war angewiesen, nicht über die von Gott verhängten und unvermeidlichen Kriegsonera, sondern über die eigene Sünde zu murren und Gott zu bitten, daß er den Waffen des Kurfürsten Sieg verleihe und die Herrschaft bei dessen Nachkommen in Ewigkeit erhalte [1]).

Als er vor dem Angriff auf Rathenow die Nacht erwartungsvoll in seiner Reisekalesche zugebracht hatte, sprach er am Morgen zu seiner Umgebung: „Ich habe zwar nicht geschlafen, aber ich bin durch Gott eines glücklichen Successes versichert," und nach der Schlacht bei Fehrbellin rief er aus: „Es ist Gottes Werk, der hat es gethan!" Dieselben Worte waren auch auf der Denkmünze zu lesen, welche den Sieg verherrlichen sollte. Keine seiner vielen Münzen und Medaillen zeigt die damals so beliebten, römischen und griechischen

[1]) Mylius II. 2. p. 75 und sonst.

Allegorien, fast alle tragen Bibelstellen als Aufschrift. Zum Wahlspruch seines Lebens hatte er den Vers genommen: Herr, lehre mich den Weg wählen, auf dem ich wandeln soll, und er ließ diese Worte auf seinen Siegelring stechen und auch als Inschrift unter die Bildsäule setzen, welche seine Gemahlin ihm im Lustgarten zu Berlin hatte errichten lassen. Religiöse Gespräche liebte er und führte sie mit Eifer in Gegenwart seiner Familie und seiner Gäste. Als seine erste Gemahlin auf dem Todtenbette lag, betete er inbrünstig mit ihr und erinnerte sie an die Bibelsprüche, durch welche sie sich oft gemeinschaftlich erbaut hatten, und als es ihm einst nicht gelungen war, einen seiner fränkischen Vettern aus der lutherischen Linie der Hohenzollern von der reformirten Abendmahlslehre zu überzeugen, so schrieb er deshalb wiederholt an seinen Hofprediger Bergius und theilte die von demselben beigebrachten Argumente dem inzwischen abgereisten Markgrafen brieflich mit. So ernst war es ihm mit seiner kirchlichen Gesinnung, daß er Niemanden in seiner Nähe haben mochte, der sich gleichgiltig gegen die Religion bewies. Den Geschichtsschreiber Hübner, den er in seine Dienste genommen hatte, entließ er wieder, weil derselbe sich nicht zu regelmäßigem Besuche des Gottesdienstes verstehen wollte [1]). Bei jeder Gelegenheit bekannte er

[1]) Hering's Beiträge II. 8.

sich offen zu seinen religiösen Ueberzeugungen und gab Beweise davon, daß dieselben ihm höher standen als alle irdischen Vortheile. Ihm selbst sowohl als dem Kurprinzen Carl Emil wäre es nach Johann Casimir's und später nach König Michael's Tode nicht schwer gewesen, sich zum König von Polen erwählen zu lassen, wenn er, wie später August von Sachsen that, die katholische Religion annehmen wollte. Allein er wies ein solches Ansinnen mit Entrüstung von sich, indem er unter Anderem treffend bemerkte, daß die Polen keine gute Meinung von ihm haben könnten, wenn er um einer Krone willen seinen Glauben verleugnete.

Daß der Kurfürst trotz seiner streng reformirten Ueberzeugung gegen Andersgläubige im höchsten Maße duldsam war, ist gewissermaßen schon durch das eigenthümliche Glaubensbekenntniß der Brandenburger bedingt, welches zwischen dem strengen Dogmatismus der Lutheraner und Calvinisten einen Mittelweg innehält und so den Anstoß dazu gab, daß gerade von Preußen die, wenn auch spät, doch endlich mit Erfolg gekrönten Bemühungen ausgehen mußten, beide protestantischen Bekenntnisse durch die Union zu verbinden. In dieser Stellung, die er über den Parteien einnahm, folgte Friedrich Wilhelm dem Beruf des Hohenzollernschen Hauses, Schirmherr der Protestanten zu sein, wo immer dieselben des Schutzes bedurften.

Daß der Kurfürst unbeschadet seiner Toleranz die

Personen seiner nächsten Umgebung fast ausschließlich aus der Zahl der Reformirten wählte, ist zu sehr in der menschlichen Natur begründet, als daß man ihm daraus einen Vorwurf machen könnte. Mit größtem Ernst trat er der Auffassung der strengen Calvinisten entgegen, welche sich nicht zu den augsburgischen Confessionsverwandten rechnen wollten, und gerade dadurch hat er die Gleichstellung der Reformirten mit den Lutheranern bei den westphälischen Friedensverhandlungen durchzusetzen vermocht.

Den Katholiken gegenüber bewies er sich duldsam und hatte sogar einige derselben unter seinen Hofbeamten. Es war also nur eine wohlverdiente Repressalie gegen Ludwig XIV., wenn er nach Aufhebung des Edikts von Nantes seinen Unterthanen verbot, dem katholischen Gottesdienste in den Kapellen der österreichischen und französischen Gesandten beizuwohnen. Wachen, die an der Thüre dieser Gotteshäuser aufgestellt waren, mußten den Eintritt verwehren.

Daß des Kurfürsten religiöses Bewußtsein vorzugsweise eine theologische Richtung hatte, lag im Geiste der Zeit, denn dogmatische Streitigkeiten hatten damals in den Augen der Menschen fast mehr Gewicht als die christliche Sittenlehre. Aber Friedrich Wilhelm hatte auch diese letztere in sich lebendig werden lassen und suchte ihr nachzuleben. Dafür spricht vor Allem das schöne Verhältniß, in welchem er mit seinen beiden

Gemahlinnen lebte, denn Fürsten verdienen kaum irgend ein Lob seltener, als das der unbefleckten, durch ein ganzes Leben bewahrten ehelichen Treue.

Gab nun der Kurfürst in diesem Punkte seinen Unterthanen ein treffliches, nachahmungswürdiges Beispiel, so läßt sich nicht verschweigen, daß seine Frömmigkeit an einer anderen Klippe scheiterte, welche für die Moral der Regenten von jeher eine sehr gefährliche gewesen ist. Unbestreitbar nämlich gilt zwar für einen Fürsten die Regel, daß das Wohl des Einzelnen dem Wohle des Ganzen nachstehen muß, und daß Privatrechte aus Staatsrücksichten verletzt werden dürfen. Allein hier die rechte Grenze innezuhalten, ist sehr schwer; daß der Kurfürst dieselbe oftmals überschritten hat, liegt am Tage. Durch die theils gewaltsame, theils ränkevolle Art, wie er die Privilegien der Stände vernichtete, deren unbequemes Steuerbewilligungsrecht mit dem, was er seine Staatsraison nannte, unvereinbar schien, und die Leichtigkeit, mit der er sich über alle Formen des Rechtes hinwegsetzte, wenn es galt, einen lästigen Parteiführer unschädlich zu machen, wird immerdar auch den wärmsten Verehrern des großen Kurfürsten anstößig bleiben. Allerdings hat die Nachwelt anerkannt, daß der Absolutismus, den er anstrebte, eine nothwendige Uebergangsstufe für den Fortschritt des Staatslebens war, aber deshalb stehen die Mittel, deren er sich bediente, nicht minder im Widerspruch mit

einer frommen und edlen Gesinnung. Seine eigenen Worte zeugen wider ihn. Die von ihm erlassenen Landtagsrecesse fließen über von Versicherungen seiner fürstlichen Aufrichtigkeit und von Versprechungen, die Rechte der Stände zu bestätigen, in demselben Augenblick, wo er bereits entschlossen war, sein Wort nicht zu halten, und wenn er auch mit seiner „Staatsraison" sich selbst rechtfertigend, dem Jammerruf der erschöpften Unterthanen sein Ohr verschloß und ihnen immer neue, immer drückendere Lasten auferlegte, so hat doch sein letzter Seufzer in der Todesstunde Zeugniß davon gegeben, wie tief ihn das Bewußtsein schmerzte, daß er ihnen kein milder Herrscher gewesen.

Trotz alledem aber müssen wir ihm das Eine rühmend nachsagen, daß er zwar oft Unerreichbares, niemals aber Niedriges und Gemeines angestrebt hat, und daß sein Sinn stets auf das Große und Erhabene gerichtet war.

Konnten wir bei Betrachtung der religiösen und sittlichen Eigenschaften des Kurfürsten nicht umhin, ihn anzuklagen, daß seine Frömmigkeit mit seinen Handlungen nicht überall im Einklang stand, so dürfen wir mit desto größerer Genugthuung uns der Betrachtung hingeben, wie er während seines ganzen, langen Lebens nie müde ward, sich der bedrängten Glaubensgenossen von nah und fern anzunehmen und dadurch für sich und seine Staaten viele Tausende von guten und tüch-

tigen Menschen zu gewinnen, welche der Unverstand und die Verblendung anderer Fürsten in's Elend gejagt hatte. Mit Wort und That war er jederzeit bemüht, für diese Unglücklichen einzustehen.

Immer und immer wieder, obgleich stets vergeblich, wendete er sich an den Kaiser, welcher trotz der Bestimmungen des westphälischen Friedens seine evangelischen Unterthanen auf's Härteste bedrückte. Namentlich für die schlesischen Protestanten legte der Kurfürst wiederholte Fürbitten ein, denn denselben hatte man die Kirchen geschlossen und sie durch so grausame Mittel zu bekehren versucht, daß die österreichischen Dragonaden oft nicht viel besser waren als die französischen [1]). Nicht

[1]) Eigenthümliche Verhältnisse hatten sich in Großburg bei Strehlen gebildet. Der Großburger Halt, zu welchem das Dorf gehörte, war im 13. Jahrhundert durch Schenkung an den Bischof von Lebus gekommen und nach Säcularisation dieses Bisthums stets brandenburgisches Eigenthum geblieben. Die Großburger Probstei, in ein evangelisches Pastorat verwandelt, bildete im 17. Jahrhundert eine sichere Freistätte für die Evangelischen der Umgegend bei allen Bedrückungen der Oesterreicher. Die Kirche daselbst erhielt seitdem den Namen einer Zufluchtskirche. Nur ein Mal, 1654, wagte es der Kaiser, dieselbe gewaltsam schließen zu lassen und einen katholischen Pfarrer einzusetzen. Der große Kurfürst, nachdem er vergeblich Protest erhoben, schickte den Obristlieutenant Marwitz mit 12 Dragonern nach Großburg, um die alte Ordnung herzustellen. Marwitz ließ den Geistlichen sammt seiner fahrenden Habe auf einen mit vier Ochsen bespannten

minder thätig zeigte sich Friedrich Wilhelm für die unterdrückten Glaubensgenossen in Polen, und er wendete selbst Bestechungen an, um die am meisten fanatisch gesinnten Mitglieder des Reichstages gegen die Protestanten milder zu stimmen. Für die unglücklichen Polen und Litthauer ließ er im Brandenburgischen und Preußischen Collecten veranstalten und setzte große Summen aus, um durch gelehrte Theologen litthauische Uebersetzungen des Katechismus und der Bibel anfertigen zu lassen, ja es wurde an der Königsberger Universität ein eigener Lehrstuhl gegründet „für einen geschickten Mann, der sich nur mit der litthauischen Jugend beschäftigen sollte [1])."

Den grausam gemißhandelten Evangelischen in Ungarn widmete er gleich große Theilnahme, indem er dem Kaiser vorstellte, daß Ungarn, die Schutzmauer des Reiches, in Gefahr sei, wenn die Türken größere Religionsfreiheit gewährten als der Kaiser.

Wagen laden und bis an die Grenze des Bisthums Breslau fahren. Hier stürzte man den Karren um und ließ den Geistlichen auf der Erde liegen. Da der Kaiser es gerade damals nicht mit dem Kurfürsten verderben wollte, so hatte die Sache keine weiteren Folgen, und die Großburger wurden seitdem niemals wieder in der Ausübung des evangelischen Gottesdienstes gestört. Ehrhard's Presbyterologie I. 664. Schlef. Provinzialblätter 1848. p. 528.

1) Dorner, in Gelzer's protest. Monatsbl. 1864. p. 235.

Dem Herzoge von Savoyen, welcher auf Anstiften Ludwig XIV. gegen die Waldenser wüthete, machte er die ernstesten Vorstellungen: Das Gewissen sei Gottes, und wenn der Herzog von seiner Strenge nicht ablassen wolle, so möge er wenigstens den Unglücklichen gestatten, das Land zu verlassen; gern werde er 2000 von diesen Menschen, denen Nichts zur Last falle, als was dem Kurfürsten selbst die größte Frömmigkeit zu sein scheine, in seine Staaten aufnehmen. Wirklich wanderten im Jahre 1685 an tausend Waldenser in verschiedene märkische Städte ein, erhielten freie Gemeindeverfassung, eigenen Gottesdienst und Gerichtsbarkeit.

Von des Kurfürsten großmüthigem Benehmen gegen die französischen Ausgewanderten ist oben ausführlich gesprochen worden; aber nicht zufrieden mit den hier erreichten Erfolgen, versuchte Friedrich Wilhelm noch 1686 sogar mit dem bigotten Jakob II. zu unterhandeln, um die Sache der Evangelischen in England zu fördern. Das war natürlich vergebens, hatte aber zur Folge, daß die geheimen Unterhandlungen zur Unterstützung des Prinzen von Oranien desto eifriger betrieben wurden.

Bei dem im zuletzt gedachten Jahre mit Schweden abgeschlossenen Bündnisse bildete ebenfalls die Abwendung der Gefahren, welche überall dem protestan-

[1]) Hering's neue Beiträge II. 231.

tischen Bekenntnisse drohten, einen wichtigen Theil der Verabredungen, und wie sehr der Kurfürst bis zu seinem letzten Athemzuge von diesen großen religiösen Ideen erfüllt war, davon giebt die Parole Zeugniß, die er in den letzten beiden Nächten vor seinem Hinscheiden der Leibwache ertheilte. Sie lautete: „Amsterdam und London" mit Hinweis darauf, daß von Holland aus für die unterdrückten Evangelischen in England der Befreier kommen sollte.

Höchst betrübend ist es, daß dem frommen Herrn die religiösen Zwistigkeiten seiner eigenen Unterthanen während der ganzen Dauer seiner Regierung Kummer und Aerger bereiten sollten. Ohne auf die unerfreulichen Einzelheiten dieser Zänkereien einzugehen, welche durch die Bestrebungen des Kurfürsten [1]), beide Parteien wo möglich zu vereinigen, wie das gewöhnlich geschieht, nur noch giftiger wurden, möge es genügen, die so oft in einem schiefen Lichte dargestellte Angelegenheit des berühmten Kirchenliederdichters Paul Gerhard ihrem wahren Verlauf nach zu erzählen, weil sich aus demselben der Charakter dieser gesammten Händel erkennen läßt. Die Sache hing so zusammen.

Nachdem der Kurfürst sich seit Anbeginn seiner Regierung vergeblich bemüht hatte, den wechselseitigen

[1]) Z. B. durch ein zwischen den Geistlichen beider Confessionen im Sept. 1662 in Berlin veranstaltetes Colloquium. Ebendaselbst 121.

Verketzerungen der lutherischen und reformirten Geistlichen Einhalt zu thun, erließ er am 16. Septbr. 1664 ein verschärftes Edikt[1]) des Inhalts, daß „weil die Reformirten es billig für eine Injurie halten und schmerzlich empfinden müssen, wenn man sie Calvinisten, Zwinglianer, Majestätsfeinde, Sakramentirer, Sakramentsschänder, Manichäer und dergleichen nenne, so solle allen, sowohl der reformirten als der lutherischen Religion zugethanen Geistlichen ernstlich bei Vermeidung der Remotion von ihrem Amte und bei anderer Strafe verboten sein, auf den Kanzeln dergleichen Ausdrücke zu gebrauchen oder dem anderen Theile solche Glaubensmeinungen aufzubürden, welche jene von sich abweisen," auch soll nicht gegen diejenigen Theologen gepredigt werden, welche eine Vereinigung beider Religionsgesellschaften für möglich halten, und endlich soll bei der Taufe, wenn die Eltern des Kindes es verlangen, die Teufelsaustreibung sowohl bei Lutherischen als bei Reformirten fortfallen.

Die Geistlichen waren empört über dies ebenso vernünftige als gemäßigte Edikt, welches noch dazu nicht etwa neue Forderungen an sie stellte, sondern im Wesentlichen nur den Inhalt früherer kurfürstlicher Erlasse, namentlich der Verordnung vom 24. Febr. 1614[2]) noch einmal einschärfte. Dessenungeachtet erklärten die

---

[1]) Mylius I. 1. Nr. 31. [2]) Daselbst I. 1. Nr. 12.

Prediger, daß das Edikt ihr Gewissen beschwere, und eine Anzahl berlinischer Geistlicher holte Gutachten von den theologischen Facultäten der meisten deutschen Universitäten ein, welche sich denn auch fast alle gegen das Edikt aussprachen. Besonders eigenthümlich ist die Wittenberger Entscheidung, welche dahin lautet: „Daß die Reformirten nicht auf die Lutheraner schimpfen dürften, sei ganz in der Ordnung, denn diesen könne man keine Grundirrthümer nachweisen; dagegen von den Lutheranern könne man nicht fordern, daß sie sich des Verdammens der Reformirten enthalten [1]."

Viele andere Städte folgten dem Beispiel der Berliner und erhielten ebenfalls von den Universitäten die Bescheinigung, daß das Edikt einen Gewissenszwang enthalte. Der Kurfürst nahm darauf natürlich keine Rücksicht, sondern verlangte, daß alle Geistliche einen ihnen vorgelegten Revers unterzeichneten und sich verpflichteten, dem Edikte zu gehorsamen [2]. Mehr als

---

[1]) Die Wittenberger Universität war im 17. Jahrhundert der Hauptsitz einer unduldsamen Rechtgläubigkeit, und da die dortigen Theologen gelegentlich sich auch in Dinge mischten, welche lediglich der weltlichen Hoheit auswärtiger Fürsten zustanden, so hatte der Kurfürst auf Grund eines solchen Eingriffs seinen Unterthanen durch Rescript vom 21. August 1662 den Besuch der Universität Wittenberg verboten.

[2]) Es existiren verschiedene Reverse derart, deren Wortlaut, besonders in Beziehung auf die Concordienformel, abweicht, ohne

zweihundert Prediger fügten sich und unterschrieben den Revers, viele aber beharrten bei ihrem Widerspruch. Zu diesen letztern gehörten die Geistlichen der Nicolai- und Marienkirche in Berlin, welche aller Vermahnungen ungeachtet nicht zur Unterschrift zu bewegen waren. Da sprach der Kurfürst über zwei von ihnen, den Probst Lilius und den Archidiakonus Reinhardt, am 28. April 1665 die Absetzung aus, und obgleich viele Geistliche und auch der Berliner Magistrat sich für dieselben verwendeten, so blieb es bei der verhängten Strafe. Reinhardt wanderte mit seiner Familie nach Leipzig aus, Lilius aber, ein Greis von siebzig Jahren, zog es vor, den Revers nachträglich zu unterschreiben, worauf er denn in sein Amt wieder eingesetzt wurde.

Dasselbe Schreiben, durch welches die Restitution des alten Herrn angeordnet war, enthielt zugleich den Befehl an das Consistorium, auch von Paul Gerhard, dem bekannten Dichter herrlicher, geistlicher Lieder, der Diakonus an der Nicolaikirche war, die Unterschrift des Reverses zu verlangen, wozu Veranlassung genug vorlag, indem Gerhard kurz vorher (12. Mai 1663) in einem Gutachten erklärt hatte: „Daß unter den Reformirten Christen seien, gebe ich gern zu, daß aber die Reformirten, als solche, Christen und meine Mitbrüder

daß sich diese Abweichungen hinreichend erklären lassen. Mehrere Formulare sind bei Mylius I. 1. 12 squ. abgedruckt; cf. auch Hering a. a. O.

sind, das leugne ich [1])." Außerdem begnügte er sich nicht damit, seine Unterschrift zu verweigern, sondern reizte auch seine Collegen zur Widersetzlichkeit auf.

Da sah der Kurfürst sich genöthigt, Gerhard seines Amtes zu entsetzen. Sofort liefen von allen Seiten so viele Verwendungen für den Liederdichter ein, dessen sittliche und theologische Vorzüge mit Begeisterung gerühmt wurden, daß der Kurfürst sich dadurch bewegen ließ, die endliche Entscheidung hinauszuschieben, bis er aus Cleve, wohin er gereist war, zurückgekehrt sein würde, und wirklich gab er alsdann den 9. Januar 1667 den Befehl, den Gerhard in sein Amt wieder einzuführen, auch daß dies geschehen, im nächsten sonntäglichen Mercurius bekannt zu machen. In dem Blatte, zur dritten Woche von 1667 gehörig, zeigte denn auch der Mercurius an: „Und wie Sr. Churfürstl. Durchl. hiebey des bishero ab officio suspendirten Predigers Paul Gerhards Unschuld und Moderation gerühmt worden, haben Sie alsofort befohlen, denselben wieder in sein Amt zu restituiren."

Inzwischen hatte aber Gerhard schon einen Antrag von dem Herzoge von Merseburg [2]) erhalten, welcher ihm künftige Beförderung und sogleich eine Pension zusagte. Der Liederdichter folgte diesem Ruf, indem

[1]) Hering a. a. O. p. 231.

[2]) Christian II., Herzog von Sachsen-Merseburg, regierte 1641—1694.

er Berlin mit einer gnädigen Entlassung des Kurfürsten verließ und zum Archidiakonus, später zum ersten Prediger in Lübben in der Lausitz ernannt wurde, wo er 1676 starb.

In diese confessionellen Händel mischten sich auch die Stände vielfach mit Anträgen und Beschwerden. Der Kurfürst rechtfertigte sich denselben gegenüber durch ausführliche Darlegungen des Sachverhältnisses, denen man den aufrichtigen Ernst der Gesinnung ansieht, aus welcher sie hervorgingen. Ueberhaupt muß man seine große Mäßigung, Nachsicht und Gerechtigkeitsliebe hier um so mehr rühmend anerkennen, als es bei seinem heftigen Temperamente nicht zu verwundern wäre, wenn er gegenüber der hartnäckigen Rechthaberei, die ihm entgegentrat, die Geduld verloren und sich zu gewaltsamen Maßregeln hätte hinreißen lassen. Auf der anderen Seite aber folgten die streitsüchtigen Theologen nur der Strömung des Jahrhunderts, und man darf von dem Einzelnen nicht verlangen, daß er über die Irrthümer seiner Zeit erhaben sei.

Trifft doch die gleiche Betrachtung auch bei dem Kurfürsten selbst zu, den wir in vieler Beziehung von den Vorurtheilen und dem Aberglauben seines Zeitalters befangen sehen. Denn wenn er gleich in der 1685 veröffentlichten, sehr zweckmäßigen Medizinalordnung, durch welche das Collegium medicum eingesetzt wurde [1]),

[1]) Mylius V. 4. 1. Nr. 16. 19.

alten Weibern, Segensprechern und Anderen, so zauberische, abergläubische und unbekannte Mittel gebrauchen, das Curiren bei harter Strafe untersagte, so verkündete er doch mehr als ein Mal öffentlich, daß die Meteore, die sich am Himmel zeigten, Krieg und Pest bedeuteten und von Gott als Warnungszeichen der sündigen Menschheit vor Augen gestellt würden. Er glaubte, wie sein ganzes Jahrhundert mit ihm, an Hexen, Zauberer und Teufelsspuk, und ließ den grausamen Strafgesetzen gegen die Opfer dieses Wahnes freien Lauf.

Desto größere Anerkennung müssen wir ihm daher zollen, wenn er durch die Duldsamkeit, die er den verschiedenen Religionsparteien bewies, und durch die thätige Hilfe, welche er den wegen ihres Glaubens von seinen Mitfürsten verfolgten Unglücklichen zu Theil werden ließ, sich weit über den beschränkten Standpunkt der Mitlebenden erhob. Allein in derselben Zeit, wo er durch die Aufnahme der französischen Flüchtlinge dies am glänzendsten bewährte, neigte die lange und mühevolle Laufbahn des großen Mannes sich bereits ihrem Ende zu. Die Sorgen und Arbeiten einer mehr als vierzigjährigen Regierung, die Strapazen, denen er sich auf seinen Feldzügen schonungslos trotz Schmerzen und Krankheit so vielfältig unterzogen, und gewiß nicht minder der vielfache Kummer über die Zerwürfnisse in seinem Hause, fingen an die riesige Kraft seines Kör=

pers und seines Geistes zu brechen, und er war ängstlich besorgt, Alles zu vermeiden, was ihn in neue politische Verwickelungen stürzen konnte. Die ganze Thätigkeit, die er noch zu entfalten vermochte, verwendete er auf die Hebung und Verbesserung der inneren Angelegenheiten seiner Länder, in welchen sich die Folgen der langen erschöpfenden Kriege überall fühlbar machten, die den größten Theil seiner Regierung ausgefüllt hatten. Wir haben bereits vernommen, mit welchem Eifer er von jeher Handel, Künste und Gewerbe zu heben bemüht war, wohl wissend, daß das Aufblühen eines lebhaften Verkehrs das sicherste Mittel ist, um die Steuerkraft der Unterthanen zu erhöhen. Deshalb richtete er in seinen letzten Lebensjahren mit verdoppelter Aufmerksamkeit seinen Blick auf Alles, was diesen Zweck befördern konnte. Denn auch im Frieden waren die Bedürfnisse für den Hofhalt und die Armee nicht geringer geworden, weil der Kurfürst es für die Sicherheit des Staates sowohl als für den Glanz seines Hauses als nothwendig ansah, die Waffen in der Hand zu behalten [1]), wodurch die Lasten der Unterthanen auch in den Friedensjahren eher erhöht als vermindert wurden. Um die Ertragung derselben möglich zu machen, suchte er auf jede Art ihnen lohnende Beschäftigung

[1]) Er schärfte dies noch auf seinem Todbette dem Kurprinzen ein. Dohna memoires p. 57.

zuzuwenden, und er unterstützte namentlich die von den französischen Einwanderern verbesserten Fabriken. Zucker, Tabak und eine Menge von Luxusartikeln, die man sonst vom Auslande bezogen, wurden jetzt in Berlin und in anderen Städten verfertigt. Die in der Hauptstadt gebauten Wagen, von denen Ludwig XIV. einige zum Geschenk erhielt, fanden selbst in Paris so großen Beifall, daß man sie unter dem Namen der Berlinen in die Mode brachte.

Auch die alte Neigung für den Gartenbau behielt der Kurfürst bis an's Ende bei, und der Geschmack an schönen Gärten breitete sich zu seiner Freude immer weiter im Lande aus.

Gar bald sollte denn auch dem Kurfürsten diese Sorgfalt für die Hebung der Gewerbthätigkeit lohnende Früchte bringen. Die Erträge der Steuern und der Domainen wuchsen von Jahr zu Jahr, und die kurfürstlichen Güter kamen unter seiner weisen Fürsorge nach und nach in so guten Stand, daß sie doppelt so viel abwarfen, als früher. Ebenso stieg mit dem erhöhten Handels- und Gewerbeverkehr der Ertrag der Accise und der neu eingeführten Stempelsteuer, und die gesammten Einkünfte des Staates betrugen 1686 fast drittehalb Millionen.

Beinahe die Hälfte dieser Summe wurde für die Armee verbraucht, deren Stärke sich nicht ein für alle Mal angeben läßt, weil theils aus finanziellen, theils

aus politischen Gründen oft eine große Anzahl Soldaten entlassen und später wieder angeworben wurde. Die größte Truppenzahl, die der Kurfürst überhaupt zusammen hatte, mag während des Krieges mit Frankreich etwa 40,000 Mann betragen haben. Am Ende seiner Regierung hatte er 24,000 Mann unter den Waffen; der fünfte Theil davon gehörte der Kavallerie an. Es war für die Aushebungen und Anwerbungen von Wichtigkeit, die Einwohnerzahl überhaupt zu kennen, weshalb denn unter dieser Regierung ordentliche Tabellen über Geburten, Heirathen und Todesfälle angelegt wurden, obgleich den Theologen Alles, was an eine Volkszählung erinnerte, sehr ärgerlich war, „weil die Bibel berichtet, daß Gott über die Juden ein allgemeines Sterben verhängte, als König David aus Hochmuth eine solche Zählung veranstaltet hatte, auch dergleichen überdies in neueren Zeiten nur bei Katholiken und Lutherischen, nicht aber bei Reformirten vorgekommen wäre." Aus den 1684 angefertigten Listen läßt sich schließen, daß sämmtliche Städte der Kurmark damals etwa 90,000 Einwohner hatten[1]). Unter diesen waren jetzt auch wieder einige jüdische Familien, welchen der Kurfürst im Widerspruch mit der gegen sie am Ende des sechszehnten Jahrhunderts verhängten Verbannung die Ansiedelung gegen Entrichtung eines Schutz-

[1]) König's Berlin II. 231.

geldes gestattete, weil er sich für Handel und Verkehr von der Thätigkeit dieser betriebsamen Nation Vortheile versprach. Die Standesunterschiede hielt der Kurfürst streng aufrecht. Dem Adel wurden seine alten Vorrechte und eine fast unbeschränkte Herrschaft über die Bauern gelassen, deren Dienste keineswegs überall auf ein bestimmtes Maß festgesetzt, sondern der Willkür des Herrn preisgegeben waren. Für die verlorenen politischen Rechte entschädigte den Adel der Hofdienst, und sehr bald eigneten sich die einst so trotzigen Ritter die Unterwürfigkeit und Geschmeidigkeit an, welche Fürsten von ihren Umgebungen verlangen. — Auch Bürger und Bauern waren durch den Wohnsitz und die Art der Beschäftigung noch lange vollständig geschieden. Der Bauer blieb nach der Ansicht der übrigen Menschen ein untergeordnetes Wesen, dem man nichts Gutes zutraute und um dessen seltsame Sitten und Gewohnheiten sich Niemand kümmerte. In den Augen der Junker waren die unterthänigen Landbewohner nicht viel besser als Lastthiere, und wurden wie solche benutzt und gedrückt; und in Wirklichkeit waren sie es, welche sämmtliche Steuern aufbringen mußten, die auf dem ländlichen Grundbesitz ruhten.

Daß sich bei steigenden Staatseinnahmen auch der Glanz des schon immer prächtigen Hofes noch vermehrte, läßt sich denken. Der Kurfürst sorgte durch beständige Verschönerungen und Erweiterungen der Haupt-

stadt dafür, daß auch die Umgebungen seines Schlosses der Pracht entsprächen, welche er innerhalb desselben entfaltete. Die Befestigungen Berlins wurden vervollkommnet, auch die Ausrüstung der übrigen Festungen verstärkt und verbessert.

Für uns ist es heutzutage kein Gegenstand der Bewunderung, wenn in einem durch geordnetes Beamtenwesen geleiteten und geregelten Staatswesen die verschiedenartigsten Richtungen menschlicher Thätigkeit Pflege und Berücksichtigung finden. Vor zweihundert Jahren aber war das anders. Von einer genau umschriebenen Grenze der Wirksamkeit der einzelnen Behörden wußte man Nichts. Verwaltung und Rechtspflege lagen nicht streng gesondert nebeneinander, sondern griffen vielfach störend in ihre gegenseitigen Geschäfte ein, wie denn namentlich das Kammergericht und der Staatsrath beständig darüber im Streite lagen, wie weit die Befugnisse eines jeden reichten. Da war es denn nothwendig, daß der Regent persönlich mit seinen wirklichen geheimen Räthen, die er wöchentlich in der Regel zweimal um sich versammelte, alle wichtigen Einrichtungen, sowohl politische als finanzielle, selbst anordnete, wozu er vollständig freie Hand hatte, seit den Ständen kein anderes Recht geblieben war, als gelegentlich Beschwerden anzubringen, deren Erledigung von der Willkür des Kurfürsten abhing.

Wenn man die große Reihe der von diesem uner-

müdlichen Regenten erlassenen Gesetze, Rescripte und Verordnungen durchblättert, so erstaunt man über die Ausdauer einer solchen Arbeitskraft. Im Getümmel des Krieges, fast unter dem Donner der Geschütze, behält er das ganze Getriebe der Staatswirthschaft im Auge. Seine Befehle zur Anlage neuer Fabriken, zur Erweiterung der Büchersammlung, zur besseren Beaufsichtigung der Post- und Accisebeamten, sind mehr als einmal aus dem Feldlager datirt. Er findet Muße zu ausführlichen, eingehenden Erörterungen mit der widerspenstigen Geistlichkeit, während die wichtigsten politischen Händel zu schlichten sind, und er die von ihm angegebenen Entwürfe seiner unzähligen Staatsschriften selbst verbessert und abändert, mit Einem Worte sein eigener Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist.

Diese gewaltige Thätigkeit sollte nur mit seinem Leben enden.

Die fortwährenden Gichtleiden, welche er mit größter Standhaftigkeit sein halbes Leben lang ertragen hatte, steigerten sich im Beginn des Jahres 1688 so sehr, daß sie in Wassersucht übergingen. Er erkannte sehr bald, daß sein Zustand unheilbar sei, und mit der größten Gelassenheit sah er dem nahen Ende entgegen, indem er nur zur Beruhigung seiner Gemahlin sich dazu bequemte, die ihm gereichten Arzneien zu nehmen, von denen er sich keine Wirkung versprach. Er ordnete

seine Geschäfte und verfaßte ausführliche, schriftliche Anweisungen für seinen Regierungsnachfolger, dem er den Weg vorzeichnete, welchen derselbe in Staatsangelegenheiten einzuschlagen hätte, wenn das von ihm begonnene, große Werk weiter gefördert werden sollte. Er legte ihm an's Herz, aus allen Kräften den Prinzen von Oranien bei dessen Absichten auf die Krone von England zu unterstützen, und erinnerte ihn an die Ehrenpflicht, den französischen Ausgewanderten ein gütiger Beschützer zu bleiben.

Seit dem Anfang des April verschlimmerte sich täglich der Zustand des Kurfürsten, und er konnte sein Schloß in Potsdam, wohin er sich begeben hatte, nicht mehr verlassen. Schon am 17. dieses Monats war er überzeugt, daß er nur noch wenige Tage zu leben habe. Nachdem er die Nacht unter Schmerzen und Beängstigungen schlaflos verbracht hatte, ließ er sich ankleiden, befahl den Geheimenrath einzuführen, der sich an diesem Tage, einem Freitag, wie gewöhnlich versammeln sollte, und schickte ungeduldig mehrere Boten ab, um die Ankunft der zögernden Räthe zu beschleunigen [1]).

Nachdem die Erschienenen Platz genommen, richtete

---

[1]) Die letzten Augenblicke des Kurfürsten sind oft und immer gleichmäßig beschrieben. Am anschaulichsten von Dohna in seinen Memoiren, in denen er versichert, größtentheils Augenzeuge gewesen zu sein. Die Leichenpredigten enthalten natürlich Uebertreibungen.

er zuerst an den Kurprinzen herzliche, ermahnende Worte. Mit Genugthuung hob er hervor, wie er seine Länder in verwüstetem, elendem Zustande einst überkommen und durch Gottes Gnade im Stande gewesen, dieselben in weit besserer Verfassung seinem Erben zu hinterlassen. Er habe es vermocht, sagte er, den Feinden Schrecken, den Freunden Achtung einzuflößen. Der Kurprinz möge in seine Fußstapfen treten, seine Unterthanen lieben, sich treuer Räthe bedienen und die schriftlichen Anordnungen befolgen, die er ihm übergebe. — Alsdann dankte er den Räthen für ihre Dienste und empfahl sie seinem Nachfolger, indem er bei dieser Gelegenheit bedauerte, daß die schlechten Zeiten ihm nicht gestattet hätten, die schwere Bürde zu erleichtern, die er seinen Unterthanen hätte auflegen müssen.

Tief ergriffen antwortete der Kurprinz, und im Namen der Geheimräthe der Marschall von Schomberg. Sodann versicherte jeder Einzelne noch besonders unter Thränen seine Anhänglichkeit bis an den Tod.

Dieser schmerzliche Auftritt griff den Kurfürsten so an, daß er ohnmächtig wurde. Als er aber nach kurzer Zeit sich erholt hatte, befahl er die gewöhnlichen Vorträge zu halten, und traf mit voller Klarheit des Geistes seine Entscheidungen über die einzelnen Sachen. Nach Beendigung der Sitzung empfing der Kurprinz knieend den Segen des Vaters, der ihm zugleich als Andenken die größte goldene Medaille verehrte, die er

hatte prägen lassen. Auch den anderen Anwesenden machte er reiche Geschenke.

Mit großer Festigkeit sprach er alsdann: Ich habe genug gelebt. Gott hat mich so sehr mit Wohlthaten überschüttet, daß es nur gerecht ist, wenn ich ihm jetzt die Seele zurückgebe, die ich von ihm empfangen habe. Ich werde jetzt gehen, von wannen man nicht zurückkehrt, aber wir werden wieder vereinigt werden.

Er ließ hierauf seine beiden Hofprediger Bergius und Kochius rufen, und als sie eintraten, sprach er mit Zuversicht: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, und Gott wird mir die Krone der Gerechten verleihen. Wohl weiß ich, daß ich in menschlicher Schwachheit mehr als Eine Sünde begangen habe, aber Jesus Christus wird sie durch sein Blut hinwegwaschen, in sein Verdienst setze ich alle meine Hoffnung."

Die Geistlichen sprachen ihm trostreiche Bibelverse vor, die er dann selbst aus dem Gedächtniß zu Ende hersagte. Als man ihm meldete, daß die Kurprinzessin Sophie Charlotte und seine übrigen Kinder aus Berlin angekommen seien, ließ er sie zu sich führen. Sie knieten an seinem Lager nieder und empfingen den väterlichen Segen. Ganz besonders ermahnte er die junge Wittwe des Markgrafen Ludwig, unter Androhung seines Fluches, an der reformirten Religion festzuhalten, wie es der Wunsch ihres Vaters, des Fürsten Radzivil, gewesen, und sein eigner und der Segen ihres Vaters

würden auf ihr ruhen, wenn sie ihrem Versprechen treu bliebe. Sie gelobte feierlich, was von ihr verlangt wurde [1]).

Bis zum 19. April dauerte der Todeskampf. Unter fortwährenden erbaulichen Unterhaltungen mit den Geistlichen und seinen Kindern erwartete der Kurfürst das Ende seiner Leiden. Seine letzten Worte waren: Komm Herr Jesus, ich bin bereit zum Tode. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß ich am jüngsten Tage auferstehen werde!

Um 9 Uhr Morgens senkte er das Haupt und war sanft entschlafen.

Wenigen Fürsten hat die Mit- und Nachwelt mit solcher Einstimmigkeit den Namen des Großen beigelegt, wie unserem Kurfürsten; aber es sind auch wenige, deren Persönlichkeit gerade durch dieses Beiwort passender bezeichnet würde; denn nur auf Großes und Erhabenes war sein Sinn gerichtet, und großartig waren fast immer die Mittel, deren er sich für seine Zwecke bediente. Den mächtigsten Königen der Welt trat er im Kampfe gegenüber und wußte seiner Armee bei Franzosen, Polen und Schweden, und seiner kleinen Kriegs-

[1]) Wir haben oben erfahren, wie schnell die leichtsinnige, junge Prinzessin ihr Wort gebrochen hat.

flotte selbst bei den stolzen Spaniern Achtung zu verschaffen, ja bis in die Türkei trugen die „brandenburgischen Feuermänner“ den Ruhm ihrer Tapferkeit.

So nahm Friedrich Wilhelm gar bald in dem europäischen Staatensystem eine Stellung ein, wie keiner seiner Mitkurfürsten, und er wußte sein Ansehen durch die Schutzherrschaft zu erhöhen, welche er über die sämmtlichen Bekenner der evangelischen Religion in Anspruch nahm, denen er Beistand versprach und gewährte, wo immer sie desselben bedurften.

Die Fürsten Europa's behandelten ihn demgemäß auch mit besonderer Auszeichnung und gaben das durch die zahlreichen und glänzenden Gesandtschaften zu erkennen, welche sich beständig an seinem Hoflager einfanden, mochte er nun in Cleve, in Berlin oder in Königsberg verweilen, oder selbst im Feldlager seiner Truppen dem Feinde gegenüberstehen. Aus England, Frankreich und Spanien nicht minder als aus Rußland und der Tatarei wurden ihm Ehrengeschenke dargebracht, die er dann mit Wohlgefallen gebührend erwiederte, und zu gleicher Zeit nach allen Seiten hin diplomatische Verhandlungen anknüpfte, durch welche er sich in der Staatskunst ebensowohl wie im Felde als einen Meister bewies, der den gewiegtesten und erfahrensten Ministern jener ränkevollen Zeit vollkommen gewachsen und fast Allen überlegen war.

Wenn dessenungeachtet die letzten Erfolge seiner

Kriege und Bündnisse im Verhältniß zu den großen Anstrengungen und Opfern, die er sich selbst und seinen Unterthanen zumuthete, nur gering erscheinen, und er am Ende seiner langen Regierung außer der Souverainetät über das schon längst besessene Preußen, seinen Länderbesitz kaum irgendwo über das Maß zu vergrößern vermochte, welches der westphälische Friede festgestellt hatte, so war daran der Widerspruch schuld zwischen seinen weitgreifenden Absichten und seinen beschränkten Mitteln, und Friedrich der Große hat dies, wie erwähnt, später treffend mit den Worten bezeichnet, daß die Natur einen Irrthum begangen habe, indem sie ihm zwar den Geist eines großen Königs, aber nur die Macht eines kleinen Kurfürsten verliehen [1]).

Was aber mehr als alles Andere ihm den Namen des Großen sichert, ist die Allseitigkeit seines Geistes, vermöge dessen er trotz seiner hervorragenden Neigung für kriegerische und diplomatische Erfolge, dennoch mit gleichem Verständniß und gleicher Sorgfalt auch die friedliche Entwickelung der inneren Zustände seines Landes im Auge behielt und niemals vergaß, daß ein großes Ganzes nur alsdann vollkommen gedeihen kann, wenn auch dem kleinsten Theile die angemessene Pflege zugewendet wird.

Die Lage, in welcher der Kurfürst sich bei seinem

---

[1]) Memoires de Brandebourg II. 1.

Regierungsantritt befand, war in jeder Beziehung die bedrängteste und schwierigste, in welche ein Regent versetzt werden kann, und erforderte so verschiedene, einander scheinbar ausschließende Eigenschaften, daß nur eine so wunderbar organisirte Persönlichkeit wie die seinige im Stande war, ihr zu genügen. Er bedurfte der vollen begeisterten Hingebung aller seiner Diener und Beamten, um den Gefahren zu begegnen, die ihn umlagerten, und die Natur hatte ihm dazu ein so gewinnendes Wesen verliehen, daß er die Herzen Aller für sich einnahm, die ihm näher standen. Mit durchdringendem Scharfblick wußte er für jedes Geschäft den richtigen Mann herauszufinden. Seine Gesandten in Warschau und Paris, in Kopenhagen und Wien, haben es zu allen Zeiten verstanden, die Absichten ihres Herrn zu fördern, obgleich er sie in seine Pläne niemals tiefer einblicken ließ, als es für den jedesmaligen Stand der Dinge nothwendig war. — Ebenso treuergebene Diener hatte er an gar vielen Mitgliedern seines Staatsrathes, und wenn sich unter diesen auch Leute fanden, die sich der Bestechung zugänglich zeigten, so war das zu damaligen Zeiten in Deutschland eine so allgemeine Sache, daß man es daselbst ebensowenig auffallend fand, wie heutzutage in Rußland. Dem Kurfürsten blieben diese Dinge kein Geheimniß, und er konnte und wollte vielleicht um so weniger dagegen einschreiten, als er selbst genöthigt war, besonders in seinen Beziehungen

zu Polen und Oesterreich, auf ähnlichen Wegen zu wandeln und sich ähnlicher Mittel zu bedienen. Aber nicht nur seine Räthe und Generale, auch jeder Fremde, der ihm nahen durfte, wurde durch die Gabe seiner Unterhaltung gefesselt, weil er im höchsten Maße die Geschicklichkeit besaß, stets von solchen Gegenständen zu reden, welche den Andern am meisten ansprechen mußten. Dabei kam ihm ein treffliches Gedächtniß für Thatsachen und Personen zu statten, ganz besonders aber der Umstand, daß es im ganzen Bereich der menschlichen Dinge kaum Etwas gab, was ihn nicht selbst lebhaft interessirte [1]).

Zu den wunderbaren Widersprüchen in seinem Charakter gehört auch die neben seiner vollendeten diplomatischen Vorsicht und Verschwiegenheit oft bei den geringfügigsten Anlässen hervorbrechende Heftigkeit, welche

---

[1]) Leider ist die Zahl der Berichte nur gering, aus welchen wir über des Kurfürsten persönliche Erscheinung und sein Wesen unparteiische Kenntniß erhalten können. Die meisten sind im Styl damaliger Zeit so überschwenglich gehalten, daß schwer zu ermitteln ist, wo die Grenze der Wahrheit liegt. Merkwürdig übereinstimmend ist, was Burnet (Geschichte die er selbst erlebt hat. Deutsch von Mattheson. Leipzig 1724. I. 848) und Graf Guiche (Erdman und Reclam III. 282), welche beide den Kurfürsten wiederholt gesprochen haben, darüber mittheilen, und ihre Aussagen verdienen um so größeren Glauben, als keiner von beiden für das deutsche Publikum geschrieben hat.

er aber immer sogleich durch ein freundliches Wort wieder gut zu machen verstand, und auf solche Art Denjenigen, welchen sein Zorn getroffen hatte, um so sicherer für sich gewann.

Ein anderer dieser Widersprüche war es, daß sein menschliches Wohlwollen, welches jedem Einzelnen seiner Unterthanen, der ihm nahen durfte, zu Theil ward, ihn doch nicht im Mindesten davon abhielt, die Gesammtheit dieser Unterthanen mit den schwersten, fast unerträglichen Lasten und Abgaben zu drücken, weil die „Staatsraison," deren er sich bei seinen öffentlichen Handlungen bewußt war, ihm so hoch über jeder anderen Rücksicht stand, daß dagegen das Wohl und Wehe des Einzelnen verschwand. Aus ganz ähnlichen Gründen wird es erklärlich, wie der große Kurfürst, der persönlich auf ritterliche und fürstliche Ehre und Wahrhaftigkeit hielt, wie kein anderer, sich dennoch oft treulos und wortbrüchig zeigte, wenn er fremden Fürsten oder auch seinen eigenen Ständen gegenübertrat, so daß er z. B. niemals listiger und ränkevoller in die Privilegien des preußischen Landtages eingegriffen hat, als in dem Augenblick, wo er demselben zurief, man solle auf sein ehrliches kurfürstliches Wort vertrauen, und nicht glauben, daß er mit Sophistereien umgehe, — allein jene Fürsten, die er überlistete, bedienten sich selbst keiner besseren Waffen, sie waren nur minder geschickt dieselben zu führen, und die Stände, deren Privilegien er

zertrat, hatten sich nicht zu dem Gedanken erhoben, dienende Glieder des Staates zu sein, den er gründen wollte. An ihrer Eigensucht gingen sie zu Grunde, und unser Bedauern folgt ihnen nicht nach, um so weniger, als die tauben Sprößlinge, welche aus den ersterbenden Wurzeln des umgehauenen Baumes der Adelsherrschaft wuchernd aufschießen, noch heut zu Tage den Boden, den wir bebauen, unter unseren Füßen zu verderben und unfruchtbar zu machen drohen. Die gesammte Handlungsweise Friedrich Wilhelm's aber, mit allen ihren scheinbaren Widersprüchen, wird durch die Zeit erklärt, in welcher er lebte; denn der Kurfürst stand im vollen Sinne des Wortes mitten in seiner Zeit, deren starke und schwache Seiten sich an ihm wiederspiegelten. Allein wenn er in Folge dessen von manchen Fehlern und Schwächen nicht freizusprechen ist, so sehen wir ihn dafür durch Sittenreinheit und wahrhaft biblische Frömmigkeit hoch erhaben über den meisten Fürsten, die neben ihm regierten, und segensreich wirkte das Beispiel der musterhaften ehelichen Treue, mit welcher er zweien an Geist und Gemüthsart so verschiedenen Gemahlinnen ergeben war.

Zu der Bewunderung und Ehrfurcht, die man dem größten Feldherrn und Staatskünstler des Jahrhunderts darbrachte, gesellte sich nun noch die Liebe und Hochachtung für den frommen und tugendhaften Mann, und so war es natürlich, daß in seiner Brust ein hohes

Selbstgefühl sich entwickelte und ihn mit der Zuversicht erfüllte, daß Gottes Schutz und Gnade um ihn sei auf dem Wege, den er wandelte. In diesem Bewußtsein durfte er sterbend ausrufen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“

Die Lage des Landes war bei dem Tode des Kurfürsten keineswegs eine glückliche zu nennen. Zwar hinterließ er den Staat um mehr als ein Drittel vergrößert, da er zu den 1472 Quadrat-Meilen, welche sein Vater besessen hatte, 541 Quadrat-Meilen hinzuerwarb, und die Einwohnerzahl, welche beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges etwa 900,000 betragen, 1688 bis auf anderthalb Millionen gestiegen war. Allein die wenigen Friedensjahre am Schlusse seiner Regierung konnten nur den kleinsten Theil des Schadens wieder gut machen, den die fortwährenden Kriege angerichtet hatten. Dennoch eröffnete sich die Aussicht auf Verbesserung des gesunkenen Volkswohlstandes, und das Land würde unter fortgesetzter, verständiger Leitung allmählich die Kraft gewonnen haben, um den gewaltigen Steuerdruck zu ertragen, den die Unterhaltung einer zu großen Armee erheischte.

Die Dörfer und Städte in den Provinzen lagen noch zum Theil verwüstet, und kaum fand sich eine Straße, in welcher nicht eingestürzte und zerstörte Häuser das Andenken an die Schweden, Polen oder Franzosen frisch erhielten. Die Zahl der fremden Einwan-

derer reichte bei Weitem nicht aus, diese Lücken zu füllen. Dagegen erhob sich die Hauptstadt schnell aus ihrem Verfall. Der Glanz des Hofes zog eine Menge von Künstlern und Handwerkern dorthin; an die Stelle der unscheinbaren Hütten traten allmählich große steinerne Häuser, und ein ganz neuer Stadttheil erhob sich in Folge der glücklichen Spekulationen, welche die Kurfürstin mit den ihr in der Dorotheenstadt geschenkten Bauplätzen trieb. Statt der sechs- bis achttausend Einwohner, welche das verödete Berlin im Jahr 1640 gezählt hatte, wohnten nun mehr als zwanzigtausend Menschen in der Residenz.

Berlin und Köln waren durch eine lange hölzerne Brücke verbunden, die Spreeufer nahmen ein sauberes Ansehen an, und es entstanden, hauptsächlich seit der französischen Einwanderung, stattliche Läden und Gewölbe, in welchen Luxusgegenstände feil gehalten wurden.

Die Kapelle des Kurfürsten war mit guten Musikern, zum Theil Italienern, besetzt, und seine Kunstsammlungen und die Bibliothek hatten selbst im Auslande Ruf erlangt und zogen zuweilen fremde Gelehrte nach Berlin, denen man die Benützung der Bücher auf's Freisinnigste gestattete, wofür sie dann ihre dickleibigen Werke dem Kurfürsten zueigneten und sein Lob in der Vorrede pomphaft verkündeten. Das brachte ein Geldgeschenk oder eine Gnadenkette ein, damals so ziemlich der einzige Ertrag, den die Schriftstellerei abwarf.

Eigenthümlich war der Zustand der schönen Literatur und der ganzen geselligen Bildung damals in der Mark beschaffen. Neben den wenig feinen Landessitten machte sich ein äußerer Anstrich von französischer Cultur in immer weiteren Kreisen geltend, zuerst unter den Reichen und Vornehmen, denen es die niedere Bevölkerung bald in ungeschickter Nachahmung gleichzuthun strebte.

Wenn man bedenkt, daß Molière, Corneille, Racine, Boileau und Lafontaine Zeitgenossen des großen Kurfürsten waren, und daß ihre klassischen Meisterwerke am brandenburgischen Hofe eifrig gelesen und bewundert wurden, daß gleichzeitig die Kenntniß der damals in hoher Blüthe stehenden niederländischen Literatur durch die Kurfürstin Louise in Berlin eingebürgert war, so bildete mit diesen Ausländern die deutsche Dichterschule, als deren Vertreter die Hofmannswaldau, Lohenstein und Opitz galten, einen wunderlichen Gegensatz, und es muß in den Köpfen der feingebildeten Herren und Damen jener Tage seltsam ausgesehen haben, wenn sie beiderlei Schöpfungen mit gleichem Enthusiasmus in sich aufnahmen.

Man bekommt diese Gegensätze recht augenscheinlich zu Gesicht, wenn man die Erlasse des Kurfürsten durchsieht, die sich auf die Refugiés beziehen, in denen die unbehilflichen deutschen Ausdrücke von der gegenüber-

stehenden, fließenden, französischen Uebersetzung ebenso seltsam abstechen, wie die französischen Schönpflästerchen von den gesunden Wangen der damaligen Berliner Mädchen. Zwei verschiedene Culturzustände lagen unvermittelt neben einander.

Frankreich hatte die höchste Blüthe seiner Literatur und Kunst erreicht, während die Märker noch in den ersten Anfängen steckten. Daher imponirten ihnen die feineren Sitten der französischen Colonisten so sehr, daß der Adel alsbald seine Kinder ausschließlich von französischen Lehrern und Gouvernanten erziehen ließ, und der reichere Bürgerstand demnächst dies Beispiel nachahmte, wodurch eine Sprachmengerei ohne Gleichen entstand, deren Nachwirkungen wir zum Theil noch heutigen Tages empfinden. Außerdem schickte zum Ueberfluß ein Jeder, der es irgend erschwingen konnte, seine Söhne nach Paris, um dort vollends abgeschliffen zu werden, was in der Regel keinen anderen Erfolg hatte, als daß die derben Junker den Franzosen zum Gespött und den gallischen Gaunern eine leichte Beute wurden, bis sie arm am Beutel, und in Folge der Ausschweifungen, die sie dort kennen lernten, krank an Leib und Seele wieder heimkehrten. Denn während der letzten Lebensjahre Ludwig des Vierzehnten begann in Frankreich bereits das Gemisch von Frömmelei und Liederlichkeit in dem Hexenkessel zu brodeln, welcher

hundert Jahr später die alte Monarchie der Capetinger verschlingen sollte.

Wenn man die Schilderungen liest, welche der gesunde Sinn der pfälzischen Herzogin von Orleans von diesem Treiben entworfen hat, so kann man es dem Kurfürsten nicht verdenken, daß er seinen Unterthanen die Wallfahrten nach dem modernen Babel untersagte, und noch wenige Monate vor seinem Tode durch eine Verordnung vom 30. Januar 1688[1]) allgemein das Reisen in's Ausland verbot, wo für schweres Geld doch Nichts zu holen wäre, als die Kenntniß von fremden Lastern und Debauchen, und die Deutschen noch obenein Gefahr liefen, von ihrem Glauben abwendig gemacht zu werden. Nur mit besonderer Erlaubniß des Kurfürsten sollte künftig noch Einzelnen gestattet werden zu „peregreniren."

Die deutsche Gesinnung, welche sich in dieser landesväterlichen Verordnung ausspricht, sollte bald genug vom brandenburgischen Hofe verschwinden, als Friedrich Wilhelm's Sohn und Nachfolger sein eifrigstes Bestreben dahin richtete, Berlin in ein kleines Versailles umzuwandeln, und erst sein gleichnamiger Enkel hat alsdann mit strenger Zuchtruthe dem Volke die Franzosennachäfferei gründlich auszutreiben vermocht.

---

[1]) Mylius VI. 1. Nr. 166. Paris wird in dieser Verordnung nicht ausdrücklich genannt.

So wurden durch die ganze Reihenfolge der späteren Regenten immer wieder einzelne von den großartigen Absichten neu belebt und weiter geführt, welche in dem allseitigen Geiste des großen Kurfürsten vereint beisammen lagen. — Seinem Volke war er freilich kein milder Herrscher, aber die Hohenzollern verehren ihn mit Recht als den Größten ihres Stammes, dem sie nachzueifern streben, und den, wenn wir zusammendenken, was er als Christ, als Held, als Regent und als Familienvater gewesen, keiner nach ihm übertroffen hat.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Walter Scott.

Ein Lebensbild.

Aus englischen Quellen zusammengestellt von Prof. Dr. Felix Eberty.

2 Bände. Oktav. Elegant broschirt. Preis 3 Thlr.

Berühmtheiten aller Art werden von unsern heutigen Romanschreibern mit besonderer Vorliebe zu Bücherstoffen benutzt; kaum hat irgend ein bedeutender Mann zum langen Schlummer die Augen geschlossen, so geht schon irgend ein Held von der Feder an die Arbeit, um sein Leben, seine Persönlichkeit für einen Roman oder eine Novelle zu verwerthen. Bei derartigen Werken wird nur leider häufig nicht die historische Treue genügend gewahrt; der Romandichter will interessant, will pikant schreiben und giebt seiner Hauptfigur allerlei fremdartige Züge, die aus der hohen Erscheinung ein Zerrbild machen. Louise Mühlbach und Andere haben in dieser Hinsicht so viel gesündigt, daß wir mit Mißtrauen jedes Buch in die Hand nehmen, welches uns die Lebensbeschreibung irgend einer Größe bringt; wir gingen mit diesem Gefühle auch an die Lektüre des Eberty-schen Buches, wurden aber um so angenehmer berührt, als wir fanden, daß diese Schrift sich frei von aller Effekthascherei hält und das Gepräge der Wahrheit trägt. Wir danken Herrn Professor Eberty für sein treffliches Werk; es giebt uns ein klares, anschauliches Bild von dem Leben des großen Schotten, den wir als einen Fürsten unter den Romandichtern ehren und lieben. Wie Walter Scott selbst geht auch der Beschreiber seines Lebens mitunter etwas zu sehr in's Breite und verweilt hie und da zu lange bei unwesentlichen Sachen, doch ist der Totaleindruck des Werkes so, daß wir es auf's Wärmste empfehlen können und dessen Verbreitung in die weitesten Kreise wünschen. Elberfelder Kreisblatt.

Wenn irgendwie ein Autor unseres Jahrhunderts es verdient, der Dankbarkeit des Publikums immer von Neuem empfohlen zu werden, so ist es Scott, welcher Millionen von Menschen unterhalten, erheitert und getröstet hat, er, der „Ariost des Nordens", der aber vor dem Ariost des Südens einen unermeßlichen Vorzug hat: den tiefsittlichen Gehalt, welcher seine Dichtungen für das Alter so werthvoll, für die Jugend so anziehend macht. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß Scott zu den wirkungsreichsten Schriftstellern der ganzen Literaturgeschichte gehört. Jeder erinnert sich mit Freude der Genüsse, welche ihm der „schottische Zauberer" gegeben, und wird daher auch Eberty danken, welcher mit kundiger Hand das dickleibige, vielbändige Gedenkbuch an W. Scott von seinem Schwiegersohn Lockhart ausgezogen und das hiedurch gewonnene reichhaltige, auch anderwärtsher noch vermehrte Material zu einer Biographie verarbeitet hat, welche ebenso authentisch als formell ansprechend ist. Allen unsern Lesern sei das Buch von Herzen empfohlen. Sie werden darin wirklich das „Lebensbild" eines Mannes finden, der ein großer Dichter und zugleich ein großer Mensch gewesen ist. Liter. Mittheilungen aus St. Gallen.

